Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/derkampfumdendol00zapp

Der

Kampf um den Dollar.

Roman

aus dem modernen amerikanischen Leben

von

Arthur Zapp.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
1897.

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

RBR
Jantz
#249

I.

Der große Hamburger Passagierdampfer nähert sich dem Hafen von New York. Die Auswanderer drängen sich auf dem Deck und betrachten mit glänzenden Augen das interessante Schauspiel. Hunderte von Fahrzeugen aller Art, kolossale Steamer, schwerfällig pustende Frachtschiffe, stolze Dreimaster, zierliche, schlanke Barken ziehen vorüber, gleichgiltig, unbekümmert um einander. Die blauen, unbestimmten Linien am Horizont haben schärfere Formen angenommen. Die gewaltige bronzene Colossalfigur der Freiheitsgöttin, die Frankreich den Vereinigten Staaten als Geschenk gewidmet hat, zieht die bewundernden Blicke auf sich und gleich darauf nöthigt die Riesenbrücke, welche, auf zwei gewaltigen Pfeilern ruhend, den breiten Meeresarm des East River überbrückt und New York mit ihrer Schwesterstadt Brooklyn verbindet, den Einfahrenden ein Staunen der Achtung

vor dem großartigen amerikanischen Unternehmungsgeist ab.

Es ist ein ganz anderes, rascher und lebhafter pulsirendes Leben, das sich den Einwanderern hier offenbart und das in vielen von ihnen ein beklemmendes Gefühl der Angst, Verlassenheit und Unsicherheit erzeugt. Ja, mancher verwünscht im Stillen den waghalsigen Entschluß, die Heimath zu verlassen und aufs Ungewisse in die unbekannte fremde neue Welt hinauszuziehen. Der kühne, frohe Wagemuth und die drängende Abenteurerlust ist plötzlich einem Katzenjammergefühl niederdrückender Entnüchterung gewichen und Mancher wäre froh, bewegte er sich in diesem Augenblick noch in den oft geschmähten kleinlichen aber vertrauten Verhältnissen der Heimath.

Eine kleine Gruppe von drei jungen Leuten auf dem für die Passagiere der Cajüten abgegrenzten Theil des Decks scheint sich unter dem Banne ähnlicher Empfindung zu befinden.

Stumm stehen sie dicht bei einander, blaß vor geheimer Erregung, unruhevolle Spannung in den Mienen und in ihren kurzen nervösen Bewegungen.

Der Aelteste, ein etwa 28jähriger junger Mann, rafft sich endlich auf. Die Haltung seines kräftigen, muskulösen Körpers strafft sich, seine Augen leuchten auf und in seinem, von einem kurzen, braunen Vollbart

umrahmten Gesicht prägt sich ein Zug thatenlustiger Entschlossenheit aus.

„Da sind wir ja!“ bemerkte er mit einer Art Galgenhumor und sah wieder mit neugierigen Blicken in das abwechslungsreiche, vielgestaltige Drängen und Treiben um sich. „Also das ist Amerika. Das Ziel unserer Träume, das Land der Dollars und des Humbugs. Allerhand Achtung! Na, wie ist Ihnen denn zu Muth, lieber Hammer?“

Er legte dem neben ihm Stehenden seine Hand auf die Schulter. Der Angeredete seufzte statt einer Antwort. Sein auffallend hübsches, mädchenhaft zartes Gesicht verfinsterte sich, seine großen braunen Augen mit dem gutmüthigen Blick begannen zu blinzeln. Des weichherzigen jungen Mannes, der nicht älter als 24 Jahre sein mochte, hatte sich eine lähmende Verzagtheit bemächtigt und es kostete ihm Mühe, seine Thränen zurückzuhalten. Das Bild seiner alten Eltern, seiner einzigen Schwester steht vor seinen geistigen Augen. Wie haben sie ihn nicht beschworen mit Bitten und Thränen, zu bleiben. Aber nichts hatte ihn abhalten können, seine kühne Idee auszuführen, von der er nun einmal sein künftiges Heil erwartete. Und nun plötzlich kam es ihm selbst unerhört waghalsig und unsinnig vor und er begriff nicht, wie er zu einem so aussichtslosen, tollkühnen Unternehmen sich hatte entschließen können.

Sein Vater war Rittergutsbesitzer gewesen. Die ungünstige Lage der Landwirthschaft, ein fehlgeschlagenes industriell-landwirthschaftliches Unternehmen, das seine Einkünfte verbessern sollte, hatten ihn gezwungen, sein Gut zu verkaufen und sich mit dem bescheidenen Rest eines ehemals stattlichen Vermögens in eine Kleinstadt zurückzuziehen, um dort mit den Seinen ein kümmerliches Leben zu fristen. Fritz Hammer, der einzige Sohn, hatte den Gedanken nicht ertragen können, das Rittergut, welches über hundert Jahre in der Familie gewesen und als dessen dereinstigen Besitzer er sich immer geträumt, nun für alle Zeit verloren zu sehen. Er stellte es sich als die Aufgabe seines Lebens, die Mittel zu beschaffen, um das Stammgut der Familie wieder zurückkaufen zu können. In Deutschland — das sah er bald ein — würde ihm das nie gelingen können. Deshalb richtete er seine Augen nach Amerika, wo schon so Mancher in kurzer Frist sein Glück gemacht. Aber an Stelle der frischen, frohen Zuversicht, mit der er sich in Hamburg eingeschifft, war nun kleinmüthige Verzagtheit eingetreten.

Auch der dritte, ein blutjunger Bursche von ungefähr 20 Jahren, zeigte eine ziemlich rathlose, eingeschüchterte Miene in dem gelblich blassen Gesicht, während die unruhigen dunklen Augen unstät von einem Gegenstand zum andern irrten. Er war einer jener sogenannten „ungerathenen" Söhne, die nach ein paar dummen

Streichen von bequemen Vätern oder Vormündern jährlich zu Dutzenden über das Meer in die große Correktionsanstalt Amerika geschickt werden, um dort nach dem gewaltsamen Rezept: „Friß Vogel oder stirb" vom harten, mitleidslosen amerikanischen Leben zu arbeitsamen, ordentlichen Mitgliedern der Gesellschaft erzogen zu werden, wenn sie nicht vorher elend zu Grunde gehen.

Indessen näherte sich das Schiff dem Dock in Hoboken, dem Landungsplatz der Cajütenpassagiere. Die Unruhe auf Deck wurde immer sichtbarer. Geschäftig eilten die Passagiere hin und her, um ihre Gepäckstücke besorgt.

„Also es bleibt dabei, wir logiren zusammen?" sagte der Aelteste zu seinen beiden Gefährten, die während der Seefahrt mit ihm dieselbe Cabine getheilt hatten.

„Ja, gewiß!" entgegnete der „Ungerathene" mit einer gewissen Hast, während Fritz Hammer sich mit einem zustimmenden Nicken begnügte.

In diesem Augenblick trat ein sehr ungleiches Paar an die Gruppe der drei jungen Leute heran: ein alter Herr mit einem von den Linien des Alters durchfurchten Gesicht, das ein starker grauer Bart umrahmte, und ein zierliches, junges Mädchen von kaum achtzehn Jahren, mit einem jugendfrischen Gesicht und der schlanken, feingliedrigen, zarten Figur der Amerikanerin.

„Good bye, Mister Hammer!" redete sie den jungen Oekonom an und reichte ihm mit liebenswürdigem

Lächeln die Hand, während sie für die andern Beiden nur ein graziöses, kurzes Kopfnicken hatte. „Vergessen Sie nicht, uns zu besuchen, wenn Ihr Weg Sie einmal nach Boston führt! Park Street 14."

In des jungen Mannes Gesicht schlug eine flammende Röthe auf und seine Blicke senkten sich mit einem wechselnden Ausdruck von Dank, Bewunderung und Trauer in die lebhaften, blauen Augen der Amerikanerin.

„Adieu, Miß Sommer," stammelte er, ihre Hand herzlich drückend und tauschte dann auch mit dem Vater seiner jungen Reisegefährtin, der ihm ein kurzes „Auf Wiedersehn" zurief, einen Händedruck.

In der nächsten Minute fühlte er den Arm seines älteren Reisegenossen, der ihn kräftig unterfaßte und mit sich zog.

„Kommen Sie, Hammer! Lassen Sie die schöne Miß und das Träumen! Hier heißt es: Augen auf und kaltes Blut!"

Die Zollrevision hatten die drei jungen Freunde mit ihren wenigen Habseligkeiten bald hinter sich. Ihr Gepäck übergaben sie bis auf Weiteres den Beamten einer Expreßcompany und machten sich nun unverzüglich nach New York auf den Weg. Sie durchkreuzten auf einer Dampffähre den North River, der Hoboken von New York trennt und betraten wenige Minuten später die große amerikanische Metropole.

Es war ein aus verschiedenen einander widerstreitenden Empfindungen zusammengesetzter Eindruck, den sie empfingen, als sie die Frontstreet, die geräuschvolle Hafenstraße, passirten. So großartig und vielgestaltig der Verkehr hier war, so groß war auch der Schmutz und die Nachlässigkeit. Das holprige, ungleichmäßige Pflaster machte einen nichts weniger als weltstädtischen Eindruck und die Häuser waren elende Holzbauten. Freilich, das Leben und Treiben, das sich vor den staunenden Einwanderern entwickelte, war ein so gewaltiges, geräuschvolles, ein so ohrenzerreißendes, nervenfolterndes, daß sie förmlich betäubt waren, und nur mit Mühe und unter wirklicher Lebensgefahr wanden sie sich durch die mehrreihige Kette von Fuhrwerken aller Art hindurch.

Adolf Suter, der älteste der drei jungen Einwanderer, der zugleich der praktischste und umsichtigste von ihnen war, hatte sich bereits auf dem Schiff einige Kenntniß der Topographie New Yorks verschafft und so gelangten sie unter seiner Führung ohne Schwierigkeit nach dem Broadway, der großen Verkehrsader, die New York fast in seiner ganzen Länge von Norden nach Süden durchzieht. Hier bot sich ein ganz anderes Bild. Eine saubere, gutgepflasterte Straße von ansehnlicher Breite, zu deren beiden Seiten sich gewaltige, großartige Steinbauten oft in der schwindelnden, nie geschauten Höhe von zehn und mehr Stockwerken er-

hoben. Dazu ein Straßenverkehr, wie ihn die drei jungen Freunde noch nie in ihrem Leben auch nur annähernd erblickt hatten. Auf den Trottoirs rauschte zu beiden Seiten der Straße ein nie versiegender Strom von Passanten in geschäftiger Hast hinauf und hinunter.

Eine Ahnung von der Großartigkeit amerikanischer Verhältnisse, die sich sozusagen in überlebensgroßen Dimensionen zu bewegen schienen, ging den fast ehrfürchtig aufschauenden Einwanderern auf.

Nachdem sie sich eine Weile von der Fluth der Passanten hatten treiben lassen, durchquerten sie die breite Straße und wandten sich ostwärts, überschritten die Bowery, den Broadway des Ostens, und befanden sich in „Kleindeutschland", dem deutschen Viertel New Yorks.

Es war der Zug nach der Heimath, eine Art Heimweh, das sie hier auf fremdem Boden befiel, sie mit dem Gefühl der Verlassenheit und der Sehnsucht nach Anschluß, nach Freundschaft, nach deutschen Lauten und Gewohnheiten erfüllte.

Adolf Suter hatte sich vorsichtig bereits in Hoboken mit einer deutschen Zeitung versehen, in der sich eine ganze Anzahl von Kosthäusern annoncirte. Auf's Gerathewohl wählten sie eines derselben.

„Boardinghouse von Mrs. Elizabeth Newman, Chrystie Street 30."

„Newman", sagte Adolf Suter, „der Name klingt englisch. Wahrscheinlich eine Amerikanerin deutscher Abkunft. Das ist, was wir brauchen. Wir werden die Gelegenheit haben, uns im Englischen zu üben."

Eine korpulente, ältliche Dame, in einem unsauberen Kattunschlafrock, empfing sie. Die Annahme Suters erwies sich als irrig. Die Dame sprach deutsch und zwar den Jargon der Deutsch-Amerikaner, ein barbarisches, grauenhaftes Gemisch von deutschen und englischen Wörtern, das die drei jungen Leute nur mit Mühe verstanden.

„Sie wünschen bei mir zu boarden? All right! Habe zwei rooms frei. Step in! Logis und Board sechs Dollar per week, Zahlung in advance. Ich garantire Ihnen, Sie werden satisfied sein."

Adolf Suter machte zu diesem Kauderwälsch kein sehr befriedigtes Gesicht. Aber man war müde und sehnte sich nach einem Unterkommen. Vor der Hand konnte man mit dem Gebotenen vorlieb nehmen, bis man etwas Besseres fand.

Sie wurden also handelseinig. Suter und Hammer nahmen gemeinschaftlich das größere Zimmer in Besitz, während Karl Stockmann in dem kleineren Raum logirte, der gerade so groß war, daß ein Bett, ein Stuhl und ein Waschtisch darin stehen konnten.

Die jungen Einwanderer wurden sehr bald gewahr, daß ihre Wahl keine besonders glückliche gewesen.

Mrs. Newman war nur im Einkassiren des wöchentlichen Kostgeldes pünktlich und gewissenhaft, im Uebrigen zeigte sie eine Lässigkeit und Unbesorgtheit, die sich ihren Kostgängern oft unangenehm fühlbar machte. Sie liebte es, den größten Theil ihrer Zeit in ihrem breiten, bequemen Schaukelstuhl zuzubringen und erst kurz vor der Essenszeit wälzte sie ihre sehr gewichtige Körperlichkeit in die „kitchen", um schnell ein Motton-Chop oder ein Beefsteak für ihre „Boarders" zurecht zu machen. Die Folge davon war, daß die Tafel der Mrs. Newman von einer rührenden Einfachheit und Monotonie war. Auch die Betten waren von ähnlicher Güte wie die zähen Fleischspeisen und mit der Reinlichkeit der Wäsche war es auch nicht zum Besten bestellt. Wenn trotzdem die drei jungen Freunde keine Miene machten, dem Boardinghaus der Mrs. Newman den Rücken zu kehren, so hatte das seinen besonderen Grund.

Adolf Suter scheute den Zeitverlust, der mit dem Suchen eines neuen Unterkommens verknüpft gewesen wäre, während für die andern beiden „Boarders" die Familie Newman eine besondere Anziehungskraft besaß.

Adolf Suter war von Hause aus Techniker. Nach dem Tode seiner Eltern war ihm ein kleines Vermögen von ungefähr zehntausend Mark zugefallen. Der Unternehmungsgeist des thatkräftigen, jungen Mannes wollte sich mit den kleinen Erfolgen, die er mit einem so ge-

ringen Capital unter den schwierigen Erwerbsverhältnissen in der alten Heimath hätte erringen können, nicht begnügen. Deshalb hatte er sich zu einer Auswanderung nach der neuen Welt entschlossen, wo die persönliche Arbeitskraft und Tüchtigkeit einen höheren Werth besaß und dem Unternehmungsgeist sich ein weit größeres Feld bot, wo noch immer weite Strecken Landes unbebaut lagen und der Cultur harrten. Er war des Englischen ziemlich mächtig und hatte sich im Uebrigen bemüht, sich mit dem Schauplatz seines künftigen Wirkens vertraut zu machen, indem er eine große Anzahl von neueren Werken über Amerika sorgfältig durchstudirt hatte. Auch entsprach es seinem umsichtigen, praktischen Wesen, daß er sich nicht sogleich Hals über Kopf mit seinem Capital in irgend ein Unternehmen einließ, sondern für's Erste begnügte er sich, zu sehen, zu hören und zu lernen. Sein Geld deponirte er in einer sicheren Bank und da es nicht seine Sache war, müssig zu warten, bis ihm der Zufall etwas in den Schoß warf, so nahm er schon in der ersten Woche eine Stellung als Schlosser in einer Maschinenfabrik an. Sein Augenmerk war es, zunächst, bevor er sein Geld geschäftlich riskirte, mit Land und Leuten bekannt zu werden, seine Kenntniß der englischen Sprache zu vervollkommnen und die Verhältnisse aus eigner Anschauung kennen lernen.

Auch Karl Stockmann war bemüht, sich möglichst

schnell zu akklimatisiren. Freilich richtete er dabei seiner Natur gemäß sein Augenmerk mehr auf das Aeußerliche. Er englisirte flugs seinen Namen und nannte sich nach dem Beispiel der Familie Newman (die früher den gut deutschen Namen Neumann geführt) Stickman, Mister Charles Stickman. Auch war der junge Mann eifrig beflissen, seine deutsche Nationalität zu verleugnen und sich zu amerikanisiren, so gut oder so schlecht er konnte. Er rekelte sich gern wie ein echter Yankee auf dem Schaukelstuhl, seine Füße ungezwungen auf dem Fensterbrett oder dem Tisch plazirend, hing die Daumen in die Ausschnitte seiner Weste und gewöhnte sich das Tabakkauen an. Daneben bemühte er sich, es seinem Vorbilde Jack Newman, dem Sohn der Boardinghauswirthin, in dem Gebrauch aller nur erdenklichen englischen Flüche gleichzuthun.

Dreist und ohne Scheu fing er schon in den ersten Tagen an, sich nach einem Erwerb umzusehen. Er war ja nach Amerika gekommen, um arbeiten zu lernen. Als angehender amerikanischer Bürger aber liebte er seine Freiheit und Unabhängigkeit. Deshalb entschied er sich für einen selbstständigen Erwerbszweig. Er kaufte einen kleinen Waarenkram ein, als da sind Hemden- und Manschettenknöpfe, billige Shlipse, Messer und dergleichen, hing sich einen Hausirerkasten um den Hals und ging damit von Haus zu Haus „peddeln". Aber schon am dritten Tage hatte er das Unglück, in

einem Wisky-Store mit einem Irländer in Streit zu gerathen. Das Ende war, daß man ihm seinen Kasten mit sämmtlichen Waaren zerschlug und ihm noch obendrein einen blutigen Denkzettel in das Gesicht zeichnete. Damit schloß Charles Stickman seine Laufbahn als „Pedlar" ab. Zunächst nahm er eine Stellung in einem großen Bierlokal der Bowery an. Aber der Beruf beleidigte sein Unabhängigkeitsgefühl dermaßen, daß er schon am zweiten Tage dem „Boß" seinen Lederschurz vor die Füße warf und auf Nimmerwiedersehen entwich. Für die nächste Zeit fand er nichts, was seinem Geschmack zugesagt hätte: möglichst wenig Arbeit, dagegen viel Freiheit und eine möglichst hohe Bezahlung — und so verbrachte er seine Zeit, indem er mit seinem neuen Freunde Jack Newman Pocker und andere Hazardspiele spielte oder mit ihm und einigen rasch gewonnenen Kameraden auf der Straße herumlungerte. Er war auf dem besten Wege, sich zum „Loafer" auszubilden, dessen Beruf es ist, müßig an den Straßenecken zu stehen, harmlos Vorübergehende zu hänseln und hie und da mit einem Rauflustigen einen Faustkampf auszufechten.

Fritz Hammer hatte ursprünglich die Absicht gehabt, auch in Amerika seinem Berufe treu zu bleiben, aber diese Idee war ihm bald ausgeredet worden. Er hörte, daß die Landwirthschaft in Amerika in ganz anderer Weise betrieben werde, als jenseit des Oceans.

Seine in Deutschland erworbenen, zum Theil sehr gediegenen theoretischen Kenntnisse (er hatte nach Absolvirung eines Gymnasiums eine landwirthschaftliche Akademie besucht) würden ihm auf der amerikanischen Farm sehr wenig nützen. Eine Farm selbst zu kaufen, dazu reichten seine Mittel nicht aus, und sich als Farmarbeiter zu verdingen und die schwerste Arbeit, die man sich nur denken kann, gegen ein verhältnißmäßig geringes Entgelt zu verrichten, widerstrebte ihm. So entschied er sich, in New York zu bleiben und sich nach irgend einer andern Thätigkeit umzusehen. Doch das war leichter gedacht als gethan. Er nahm tagtäglich die Zeitung vor und prüfte, ob die langen Annoncenspalten nichts Passendes für ihn enthielten. Aber vergebens! Handwerker aller Art und Farmarbeiter wurden in Hülle und Fülle verlangt, doch an Leuten von seiner Bildung und seinen Ansprüchen schien kein Bedarf. Dennoch wollte ihm einmal das Glück lächeln. Es wurde ein Clavierspieler für eine kleine Singspielhalle gesucht. Er stellte sich vor, gefiel und wurde engagirt. Aber die formlose Art, wie die Gäste mit ihm zu verkehren sich erlaubten, ihm derb auf die Schulter schlugen und ihm aus ihren Gläsern zu trinken anboten, beleidigte sein mädchenhaft zartes Empfinden so sehr, daß er den Posten bald wieder aufgab. In der Folge boten sich ihm noch zwei Plätze, einmal als Buchhalter, das zweite Mal als „Collector" eines Arztes, der

nichts zu thun hatte, als in der Stadt umherzugehen und Rechnungen einzukassiren. Aber zu beiden Stellungen fehlte ihm die Hauptbedingung: geläufiges Sprechen des Englischen. Ueberhaupt — dieser Erkenntniß konnte er sich nicht entschlagen — ohne hinreichende Kenntniß des Englischen würde er es in Amerika nie zu etwas bringen und deshalb beschloß er, sich so schnell als möglich mit der Sprache des Landes vertraut zu machen. Daß er das nie durch das trockne, theoretische Studium der Grammatik würde erreichen können, sah er bald ein. Nein! Praktisch mußte er sich in dem fremden Idiom üben und jede Gelegenheit, englisch zu hören und zu sprechen, wahrnehmen. Und so schätzte er sich glücklich, daß er in der Tochter des Hauses, in der reizenden, lebhaften Miß Bessie Newman, eine Gesellschafterin fand, die bereit war, mit ihm zu plaudern, oder einen Spaziergang im Central-Park zu machen, oder irgend eines der englischen Theater zu besuchen, die eben jetzt, bei Beginn des Herbstes, ihre Pforten öffneten.

Da die amerikanische Sitte dem jungen Mädchen bekanntlich völlige Freiheit der Bewegung gestattet, so hinderte die beiden jungen Leute nichts, einen großen Theil ihrer Zeit in ungestörtem Zusammensein zu verbringen, ohne daß es der Begleitung der Mutter oder des Bruders bedurft hätte.

Es waren köstliche Stunden, die der weichherzige,

für Mädchen-Schönheit und -Liebenswürdigkeit sehr empfängliche junge Mann in Miß Bessie's Gesellschaft verlebte.

Wenn sie ihm gegenüber im „rocking chair" ruhte, die schmalen kleinen Füßchen gegen das Trittbrettchen gestemmt, die kokett blitzenden Augen auf ihn gerichtet, ein hinreißendes, liebenswürdiges Lächeln auf den vollen frischen Lippen, dann klopfte dem verliebten jungen Deutschen das Herz hoch auf. Und wie andächtig lauschte er den Lauten der fremden Sprache, die aus Miß Bessie's Munde so melodisch und zugleich so verständlich klangen! Kein Wunder, daß seine Fortschritte im Englischen gleichen Schritt hielten mit seinem Vorrücken in der Gunst der schönen Deutsch-Amerikanerin, die ihm von Tag zu Tag wärmeres Lob spendete.

Freilich, zuweilen ließ ihn sein doch immer noch unzulängliches Englisch im Stich, oder er gerieth in seinem Eifer und von seiner Begeisterung getrieben, unwillkürlich in die ihm geläufigere Muttersprache, die auch Miß Bessie ziemlich gut verstand und sprach. Dann erhob die kokette Amerikanerin schelmisch den Finger und mahnte mit erheucheltem Ernst: „United States, Mister Hammer, talk United States! German not allowed here!"

Eines Abends war Fritz Hammer und Bessie besonders vergnügt beisammen. Zuerst lachten sie herzlich über ein aus dem Deutschen übersetztes Lustspiel, das

in Daly's Theatre sehr wirksam gespielt wurde. Dann besuchten sie ein Restaurant und labten sich an gebackenen Austern und feurigem Californier-Wein. Nun bestiegen sie beide in animirtester Stimmung ein Cab, um bequem, in weichen Polstern ruhend, nach Hause zurückzukehren. Sie saßen dicht neben einander. Fritz fühlte den weichen, vollen Arm seiner schönen Begleiterin an dem seinen. Sein Herz klopfte im Sturmtakt, die Gluth des Weines stieg ihm zu Kopfe. Ein fast unüberwindliches Verlangen zog ihn immer näher zu Miß Bessie hin. Die Furcht, sie zu beleidigen und zu erzürnen, kämpfte einen schweren Kampf mit dem heißen, stürmischen Sehnen in seiner Brust. Aber die Schüchternheit und Verzagtheit schien die Oberhand zu behalten, denn er begnügte sich, ihre Hand zu erfassen und einen leisen, schmachtenden Seufzer auszustoßen. Da fühlte er plötzlich die beiden Arme der verführerischen Amerikanerin um seinen Hals und in schmelzenden, kosenden Lauten tönte es ihm in's Ohr: „O my dear Frederic, my beloved dear Frederic!' Und eine Sekunde später preßten sich Miß Bessie's warme Lippen auf den Mund des entzückten jungen Deutschen.

„O Miß Bessie," stieß er ekstatisch im Liebesrausch aus, als endlich eine Ebbe in der Fluth der stürmischen Küsse eintrat, „ich liebe Sie, ich liebe Sie von ganzem Herzen — meine süße, schöne Bessie, meine liebe kleine Braut!"

II.

Das Liebesglück Fritz Hammers leuchtete so sichtbar aus seinen Mienen und seinem ganzen Wesen hervor, daß es Niemandem im Boardinghause verborgen bleiben konnte. Eines Abends nahm Adolf Suter seinen Freund in's Gebet.

„Was treiben Sie denn eigentlich so den ganzen lieben langen Tag, lieber Hammer?" fragte er.

„Ich?" Der junge Oekonom erröthete. „Ich vervollkommene mich im Englischen," stotterte er und senkte sein verlegen erglühendes Gesicht.

Der Andere lächelte.

„Ihre ganz besondere Aufmerksamkeit scheinen Sie dabei dem Zeitwort „I love" zuzuwenden," neckte er.

Fritz Hammer fühlte sich verletzt. „Ich finde Ihren Witz nicht übermäßig geistreich," gab er ärgerlich zurück.

Adolf Suter legte dem Jüngeren ruhig seine Hand auf die Schulter und bemerkte beschwichtigend, aber mit ernster Miene: „Nur nicht empfindlich, lieber Freund Mir liegt nichts ferner, als Sie zu kränken. Aber ich bedaure in Ihrem Interesse, daß Sie Ihre Zeit verlieren und sich überdies in Gefahr bringen."

„In Gefahr?"

„Allerdings. Sie vergessen, daß wir hier nicht in Deutschland sind, wo solch eine harmlose Liebelei ebenso leicht abzubrechen ist, wie sie angeknüpft ist und zu nichts verpflichtet. Die amerikanischen Gesetze verstehen jedoch in dieser Hinsicht keinen Spaß."

„Aber —" versetzte der junge Oekonom erstaunt und noch immer ein wenig empfindlich — „es wird Einem doch erlaubt sein, einem hübschen jungen Mädchen zu sagen, daß man sie reizend findet."

„Gewiß, das darf man, lieber Hammer. Man darf ihr sogar seine Liebe erklären, wenn sie nichts dagegen hat und darf sie küssen. Das ist erlaubt. Aber dem jungen Mädchen ist anderseits ebenfalls erlaubt, aus dem heitern, angenehmen Liebesspiel sehr ernste und nicht immer angenehme Consequenzen zu ziehen."

Fritz Hammer riß seine Augen weit auf.

„Consequenzen? Wie meinen Sie das?"

„Nun, einfach. Das junge Mädchen kann von ihrem Verehrer verlangen, daß er aus dem Scherz Ernst macht, das heißt, daß er seine Liebesschwüre

und Gelübde auch vor dem Altar bekräftigt, kurzweg, daß er sie heirathet."

„Hei — rathet?"

Dem ahnungslosen jungen Mann schien ein gewaltiger Schreck in die Glieder zu fahren, denn er stützte sich mit zitternder Hand auf den Tisch, in dessen Nähe er stand, und sein Gesicht verfärbte sich jäh.

„Jawohl, heirathet," bekräftigte der Techniker seine Worte. „Sie wissen doch, daß Amerika das gelobte Land der Frauen ist, und daß nirgendswo die Frauen so in Schutz genommen werden, die würdigen sowohl wie die unwürdigen, wie im Lande der Freiheit. Die Prozesse wegen breach of promise, wegen Bruch des Eheversprechens sind vor amerikanischen Gerichten nichts so Seltenes. Ich glaube aber nicht, daß Miß Bessie, so anziehend und hübsch sie auch ist, Ihnen gerade als Frau annehmbar erschiene."

„Aber mir — mir fällt es ja gar nicht ein, Miß Bessie heirathen zu wollen," strömten nun Angst und Zerknirschung in dem entsetzten jungen Manne über. „Ich in meiner Lage, ich kann doch überhaupt gar nicht daran denken, eine Frau zu nehmen. Mein Gott, das habe ich ja gar nicht gewußt. Ich habe mir ja gar nichts dabei gedacht."

Die Folge dieses Gesprächs war, daß sich Fritz Hammer's eine sichtbare Entnüchterung bemächtigte, eine Art Katzenjammerstimmung. Er machte sich heftige

Vorwürfe, daß er leichtsinnig und gewissenlos in den Tag hinein gelebt habe. Er dachte an die Seinen in der Heimath, an das Ziel, das er sich gesteckt, und nun — nun war er entfernter davon als je. Er schalt auf sich und schalt auf Miß Bessie, die ihn zu so großen Ausgaben verleitet hatte, welche bereits eine gewaltige Bresche in seine überdies nicht sehr große Baarschaft gelegt hatten. Mit einem Male kam ihm die schöne Amerikanerin, die ihm noch vor Kurzem als das Muster aller möglichen weiblichen Vorzüge erschienen, gefallsüchtig und unerträglich oberflächlich vor.

Wie hatte er sich nur ernstlich in sie verlieben können? Aber liebte er sie denn überhaupt? Unsinn! Es war nur die Langeweile gewesen, die es verschuldet hatte, daß er ihrer Koketterie, ihren Eroberungsgelüsten keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen vermocht.

Das Nächste war, daß er sich von der gefährlichen Schönen zurückzog. Brachte Miß Bessie gelegentlich einen Spaziergang in Vorschlag, so entschuldigte er sich, daß ihm die Zeit fehle. Anfangs zeigte ihm die beleidigte Schöne eine Schmollmiene, aber sehr bald tröstete sie sich und vergalt Gleiches mit Gleichem. Sie kümmerte sich um Fritz Hammer gar nicht mehr und begann den Aufmerksamkeiten eines neuen Boarders Gehör zu schenken.

Fritz Hammer aber nahm von Neuem seine Bemühungen auf, irgend eine passende Thätigkeit zu finden.

Leider hatte er damit nicht bessern Erfolg als früher. Seine Verzagtheit und sein Kleinmuth wuchs von Tag zu Tag. Schon stieg hie und da der Gedanke in ihm auf, ob es nicht ein unüberlegter, thörichter Streich gewesen, so auf's Gerathewohl auszuwandern und ob er nicht am besten thäte, mit dem Reste seines Geldes ein Zwischendeck-Billet zu kaufen und schleunigst in die Heimath zurückzukehren.

Aber sein Freund Adolf Suter, dem er eines Tages sein Herz ausschüttete, lachte ihn aus.

„Na, hören Sie mal," sagte der Techniker, „so rasch wollen Sie den Kampf aufgeben? Denken Sie auch an den Spott, dem Sie sich zu Hause aussetzen?"

„Aber was soll ich denn thun? Ich kann doch nicht warten, bis ich den letzen Cent ausgegeben habe. Dann bliebe mir ja nichts übrig, als in's Wasser zu springen oder zu verhungern."

„Verhungern? Unsinn! Hier zu Lande verhungert niemand. Man muß sich nur nicht geniren, das erste Beste, was sich einem bietet, zu ergreifen."

„Das erste Beste?"

„Nun ja. Sehen Sie —" Der Sprechende nahm eine Nummer der „New Yorker Staatszeitung", die auf dem Tisch lag, in die Hand. „Hier sind Hunderte von Stellungen ausgeboten. Da zum Beispiel wird ein Kutscher gesucht und hier ein Aufwascher in einem Hotel."

„Ein Aufwascher?“ sagte der Gutsbesitzerssohn und schnitt eine Grimasse.

Der Techniker lachte.

„Ja, wählerisch darf man nicht sein. Reichthümer sind ja freilich weder als Kutscher noch als Aufwascher zu erwerben. Aber das wäre ja auch nur für den Anfang. Das ist ja das Schöne in Amerika, daß man leicht von einem Beruf zu dem anderen übergehen kann, ohne daß einem die Niedrigkeit der frühern Stellung je zum Nachtheil angerechnet würde. Bei uns aber in der alten Welt ist der, der einmal hinabgleitet, meist für immer verloren. Hier ist man heute Arbeiter, morgen Lehrer oder Kaufmann und übermorgen womöglich Präsident. Uebrigens sprachen Sie nicht einmal von einem Empfehlungsbrief, den Sie mitgebracht haben? Wie hieß doch der Adressat?“

„George Willert.“

Der junge Oekonom schlug sich auf die Stirn, daß er nicht längst daran gedacht hatte! Aber in dem Rausch der letzten Wochen hatte er eben für nichts Sinn gehabt, als für die schöne Bessie Newman. George Willert! Neuer Muth belebte den Kleinmüthigen und der Brief, den er die ganze Zeit über achtlos in der Tasche mit sich herumgetragen, erschien ihm auf einmal als ein höchst wichtiges, werthvolles Dokument, von dem das Heil seiner ganzen Zukunft abhing.

Einer alten Dame, einer Freundin seiner Mutter, verdankte er den Empfehlungsbrief. Die Mittheilungen, die die Dame seiner Zeit der Ueberreichung des Briefes mündlich hinzugefügt, hätten sehr verheißungsvoll gelautet. George Willert, ihr Neffe, sei vor mehr als dreißig Jahren als armer Teufel ausgewandert. Heute gälte er als Millionär und stände an der Spitze einer neu gegründeten Eisenbahngesellschaft, die das Riesen-Projekt verfolgte, den Atlantischen Ocean mit dem Stillen Ocean durch einen Schienenweg zu verbinden.

Als Fritz Hammer des Mittags Jack Newman fragte, wo man die Wohnung George Willert's erfahren könnte, machte dieser große Augen.

„George Willert!" rief er mit dem Ausdruck ungeheuchelter Bewunderung. „Den kennen Sie, den Präsident der Great Western Railroad? Ein smarter Kerl, der George Willert! Zweimal hat er bereits Bankrott gemacht. Wo er wohnt? In der fünften Avenue natürlich. Da hat er seinen Palast. Die Nummer finden Sie in dem City-Direktory, der in jedem Cigarren-Store ausliegt."

An demselben Nachmittag machte Fritz Hammer sorgfältig Toilette. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen, als er an der Thür des eleganten Gebäudes die Klingel zog. Dem Diener, der ihm öffnete und in ein luxuriös ausgestattetes Empfangszimmer führte, übergab er seine Karte und den Empfehlungsbrief.

Noch nie hatte der junge Mann, der voll starrer Ehrfurcht mitten in dem Parlor stand und sich nicht zu setzen wagte, eine solche Pracht gesehen. Die Decke des Zimmers war mit kunstvollen Holzschnitzereien bekleidet, die Wände mit Tapeten von kostbarem Lyoner Seidenbrokat versehen. Die Kacheln des Kamins, der für sich ein wahres Kunstwerk darstellte, waren mit Handmalereien verziert und den Fußboden bedeckte ein großer orientalischer Teppich von entzückendem Farbenreiz und von solcher Tiefe, daß der Fuß förmlich in ihm versank und die Schritte des darüber Hingleitenden auch nicht das mindeste Geräusch verursachten.

Plötzlich schreckte ihn ein leises Räuspern aus seinem Staunen auf. Eine junge Dame war in's Zimmer getreten, ohne daß er es bemerkt hatte. Erröthend mit linkischer Befangenheit verbeugte er sich und er war so verwirrt, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Die junge Dame aber, die kaum 20 Jahre zählen mochte, ging mit ruhiger Sicherheit auf ihn zu, reichte ihm die Hand und redete ihn wie einen alten Bekannten an: „How do you do, Mister Hammer? Wollen Sie sich nicht setzen? Papa wird Sie sogleich empfangen. Er ist eben erst von seiner Office gekommen. Sie sind noch nicht lange im Lande? Wie gefällt Ihnen Amerika?"

Sie ließ sich auf einem Schaukelstuhl nieder und

bedeutete ihm, auf dem Puff Platz zu nehmen, der dem Schaukelstuhl gegenüber stand.

Der junge Deutsche hatte noch immer mit seiner Verlegenheit zu kämpfen und es kostete ihm Mühe, eine zusammenhängende Antwort herauszubringen, umsomehr, als Miß Wellert englisch zu ihm sprach und ihn dadurch nöthigte, ihr in demselben Idiom zu antworten. Aber das junge Mädchen, das noch nicht lange aus den Backfischjahren heraus sein konnte, half ihm mit der Sicherheit einer vollendeten Weltdame, seine Befangenheit zu überwinden, indem sie fortwährend Fragen an ihn stellte und ihm, sobald er stockte, einhalf, so daß eine Pause in der Unterhaltung garnicht eintreten konnte. Dabei legte sie eine Natürlichkeit und Ungezwungenheit an den Tag, als seien sie alte Bekannte und auch ihm flossen die Worte immer ungezwungener und glatter von den Lippen. Auch ihre äußere Erscheinung war so anziehend und bestrickend, daß sich des sensitiven, jungen Mannes eine innere Gehobenheit, eine Art Festtagsstimmung bemächtigte.

Miß Willert besaß die feingeschnittenen, geistig belebten Züge, die den Amerikanerinnen besonders in den höheren Ständen eigen sind. Dazu kam die mit einer außerordentlichen Feinheit des Geschmacks gewählte Toilette, die das ihrige that, um um die junge Amerikanerin einen unwiderstehlichen Zauber von Anmuth, Chic, Grazie und Eleganz zu weben, der den jungen

Deutschen mit einem Schauer ehrfürchtiger Bewunderung erfüllte.

Mitten in dem anregenden Geplauder störte sie der Eintritt eines farbigen Dieners, der seiner jungen Gebieterin etwas ausrichtete, in einem Englisch, das Fritz Hammer nicht verstand. Miß Willert erhob sich sogleich.

„Papa läßt bitten," sagte sie zu ihrem Gast, der ebenfalls aufsprang und reichte ihm zum Abschied die Hand, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen.

Fritz Hammer folgte dem ihm voraufschreitenden Diener in einer zwiespältigen Stimmung. Die etwas eilige, wie ihm dünken wollte, gemüthlose Art, mit der ihn Miß Willert verabschiedet hatte, wirkte wie eine jähe Ernüchterung nach einem angenehmen Rausch.

Mister George Willert saß an einem großen, eleganten, mit Papieren bedeckten Schreibtisch, als Fritz Hammer mit einem Gemisch von Neugierde und zagendem Respekt bei ihm eintrat.

Der Präsident der „Great Western Railroad" war ein Mann Anfang der Fünfziger. Sein Gesicht war bleich, seine Mienen zeigten eine eigenthümliche starre, unbewegliche Ruhe und veränderten ihren Ausdruck auch bei keiner Wendung des Gesprächs. Es war, als wenn der Mann eine Maske trüge, hinter der er die Empfindungen seiner Seele sorgfältig verbarg.

Mister Willert begrüßte den Eintretenden mit der

stereotypen Phrase: „How do you do?“ schüttelte ihm die Hand und fuhr dann in derselben eintönigen Sprechweise fort: „Meine Tante Franziska empfiehlt Sie mir. Wie geht es der alten Dame? Ich habe sie noch ziemlich treu im Gedächtniß. Hoffentlich befindet sie sich wohl. Was kann ich für Sie thun, Mister Hammer?“

Das Alles sagte er in so schnellem Fluß, als sei ihm die Zeit zu knapp, um die Antworten auf die einzelnen Fragen abzuwarten. Erst jetzt hielt er ein und heftete die durchdringenden, grauen Augen auf seinen Gast.

„Ich hätte Sie gern um Ihren Rath, um Ihre Protektion gebeten, Mister Willert,“ entgegnete Fritz Hammer schüchtern.

„Meine Protektion?“ Der Deutsch-Amerikaner zuckte die Achseln. „Ja, junger Mann, hier zu Lande nützt einem die Protektion verdammt wenig. Hier heißt es: selbst ist der Mann.“

Der junge Oekonom nahm all seinen Muth zusammen. Seine Lage war verzweifelt, wenn ihm Mister Willert nicht half.

„Man sagt mir,“ stieß er mit krampfhafter Entschlossenheit hervor, „daß Sie viele Stellungen zu vergeben hätten, Mister Willert.“

„Stellungen? Allerdings. Aber ich glaube nicht, daß Sie im Stande sind, auch die geringste derselben

auszufüllen. Wir haben eine Riesenarbeit zu bewältigen und zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit, wollen wir nicht gewisse uns vom Staat eingeräumten Vortheile auf's Spiel setzen. Hunderte von Meilen sind wegbar zu machen und mit Schienen zu belegen. Große, reißende Flüsse müssen überbrückt, Felsen durchbohrt werden. Da können wir nur erfahrene, eingearbeitete Leute brauchen. Sie sind Landwirth, verstehen von allen diesen Dingen nichts. So leid es mir thut, ich kann Ihnen in der Weise, wie Sie es wünschen, nicht dienen."

Der Eisenbahnpräsident machte eine Pause und sah den jungen Mann, der sehr kleinmüthig den Kopf auf die Brust hängen ließ, von der Seite an und etwas, wie ein menschliches Rühren schien in den kalten, grauen Augen aufzuleuchten. „Nun, nun, junger Mann, nur nicht den Muth verloren! Ich will Ihnen helfen trotzdem, ich will Ihnen einen guten Rath geben, der mehr werth ist, als eine lumpige Subalternstellung und der Sie, wenn Sie ihn befolgen, mit einem Schlage glücklich machen wird. An Ihnen wird es sein, energisch zuzugreifen und die Conjunktur auszunützen. Sie verfügen doch über einige Geldmittel?"

„Ja", stammelte der junge Einwanderer, der sich schämte, einzugestehen, daß er mit seinem Geld ziemlich zu Ende war.

„Nun also. Da kann es Ihnen nicht fehlen.

Aus jedem Dollar machen Sie ihrer hundert. Kommen Sie einmal hierher, bitte!"

Er erhob sich und trat, von dem neugierig aufhorchenden Fritz Hammer gefolgt, an einen nahe dem Fenster stehenden Tisch, auf dem eine große, sehr sauber gezeichnete Landkarte ausgebreitet lag.

„Sehen Sie," nahm der Eisenbahnpräsident wieder erläuternd das Wort, „das hier ist der Plan unserer Eisenbahnlinie. Im Staate Minnesota ist der Bau bereits in Angriff genommen. Da, das ist Dakota! Hier sind große Länderstrecken noch ganz unkultivirt, zum Theil Prärie, zum Theil Steppe. Hier, im Nordosten Nord-Dakota's, da wo Sie den rothen Punkt sehn, ist eine der Hauptstationen der Bahn in Aussicht genommen. Heute noch ein wüster, weltferner, menschenleerer Ort wird dieser Punkt in kürzester Zeit, vielleicht schon in Jahresfrist der Kreuzungspunkt eines regen Verkehrs sein, ein Hauptstapelplatz für den Handel des Westens. Bedenken Sie, wie der ganze District emporblühen wird! Vorläufig ist die Sache noch nicht öffentlich bekannt. Nutzen Sie Ihren Vortheil aus, junger Mann! Wer zuerst kommt, der zuerst mahlt. Heute ist das Land noch für eine Bagatelle zu haben. Kaufen Sie davon, so viel Sie nur irgend können. In einem Jahre oder noch in kürzerer Zeit, wenn Sie es verstehen, erhalten Sie das Zehnfache ja das Hundertfache dafür. Sie brauchen nur einfach, haben Sie erst einmal Land in Ihren

Besitz gebracht, Reklame zu machen, die Vortheile, die jeder Ansiedler sich durch schnelles Zugreifen sichert, durch die Presse der Gegend in's rechte Licht zu setzen. Sie sollen mal sehen, wie sie herbeistürmen werden, die Glücksjäger: Farmer, Händler, Kaufleute, vor allen die Landspekulanten. Ehe Sie sich's versehen, ist eine Stadt gebaut mit allen Improvements, wie man hier sagt, und Ihr Land, das Sie in Baustellen parzelliren, geht reißend ab. Ja, ja, hier bei uns geht alles mit Dampf, auch das Städtegründen."

Er legte dem jungen Deutschen, dem der Kopf wirbelte und der nicht wußte, was er von der Sache halten sollte, wohlwollend die Hand auf die Schulter, während seine Mienen noch immer dieselbe starre Unbeweglichkeit zeigten wie vorher.

„Nun, junger Mann. Warum besinnen Sie sich? Hier —" er wandte sich nach seinem Schreibtisch zurück. „Hier haben Sie Papier und Bleistift. Fertigen Sie sich rasch eine kleine Skizze an von dieser Stelle hier! Also: Nordosten von Nord-Dakota. Hier die schwarze Linie ist der Red River. Wo der Fluß die Biegung nach rechts macht, kommt unsere Station hin. So! Ich habe Ihnen den Weg zum Glück gezeigt. Das Weitere hängt von Ihnen selbst ab. Go on! Viel Glück! War mir eine Freude, Ihnen dienen zu können. Good bye, Mister Hammer."

Er schüttelte dem verdutzten, jungen Mann die Hand und drängte ihn förmlich zur Thür hinaus.

Draußen auf der Straße lachte Fritz Hammer laut auf. Es war ein bitteres, zorniges Lachen. Er kam sich vor, wie ein armer Hungernder, dem jemand den Rath giebt, zu essen. Aber woher das Brod nehmen? Hatte George Willert seinen Spott mit ihm getrieben? Er, der keine fünfzig Dollar sein eigen nannte, der im Lande fremd war, ganz unerfahren und unbekannt mit Handel und Wandel, er sollte sich in eine verwegene Spekulation einlassen?

In der niederziehenden, gedrückten Stimmung eines Menschen, der sich bewußt ist, daß man ihn zum Besten gehabt, legte er den Heimweg zurück. Dazu kam noch die Sorge um die Zukunft. Was sollte nun aus ihm werden? Dumpf vor sich hinbrütend, saß er in seinem Zimmer, bis der Abend hereinbrach und Adolf Suter von der Arbeit heimkehrte. Mit einem Blick erfaßte der Techniker die Situation.

„Also nichts?" sagte er. „Das konnt' ich mir denken. Wer sich auf Andere verläßt, ist verlassen, hier mehr als anderswo. Was kümmert den kalten, geldgierigen Spekulanten, der den Kopf voller Pläne hat, seine Millionen zu verdoppeln, die Noth eines armen Landmannes? Was sagte er denn, der Eisenbahnmagnat, als Sie ihm den Brief aus der Heimath brachten?"

„Er zeigte mir den Weg, wie ich rasch reich werden könnte," antwortete der junge Oekonom mit bitterem Galgenhumor.

„Wie — was?" machte der Techniker und sah seinen Freund erstaunt an.

Fritz Hammer erzählte von dem guten Rath, den ihm George Willert gegeben.

Der Techniker hörte mit Interesse zu, sein Gesicht nahm einen nachdenklichen Zug an. Als der Andere schloß und die flüchtig hingeworfene Skizze zeigte, leuchteten seine Augen. Er nahm das Blatt in die Hand und betrachtete die Zeichnung sehr aufmerksam.

„Das Original haben Sie selbst gesehen?" wandte er sich nach einer kurzen Pause fragend an seinen Freund.

„Allerdings. George Willert zeigte mir den Plan, und ich habe mir selbst danach die Skizze hier angefertigt."

Der Techniker trat an einen Bücherschrank, in dem er eine Spezialkarte der Vereinigten Staaten aufbewahrte. Er nahm das Blatt heraus, rollte es auf und sah von der Karte in die Zeichnung und von der Zeichnung in die Karte, fuhr mit dem Finger auf der Letzteren herum und hob endlich das vor Eifer strahlende Gesicht zu dem ihn verwundert beobachtenden Freunde.

„Sie glauben doch nicht," stieß er in sichtbarer Aufregung heraus, „daß George Willert Ihnen etwas vorgeflunkert hat?"

„Nein. Das wohl nicht. Dazu lag ja doch keine Veranlassung für ihn vor. Der ernste Mann! Wie sollte er dazu kommen? Aber die Trauben sind für mich zu sauer."

„Wieso — zu sauer?"

„Nun einfach, weil ich kein Geld habe, George Willert's guten Rath zu befolgen."

Der Techniker ging eine Weile schweigend auf und ab, plötzlich trat er vor seinen Freund hin, legte ihm beide Hände auf die Schulter und sagte: „Lieber Hammer, Sie haben die Idee, den Plan gegeben, das Geld gebe ich — ganze zweitausend Dollar. Das muß vorläufig genügen. Ich biete Ihnen partnership an. Wollen Sie?"

„Partnership?"

„Jawohl, ein Compagniegeschäft. Ich mache Ihnen den Vorschlag, gemeinsam mit mir nach Dakota zu gehen und Land zu kaufen, kurz, die Spekulation, die Ihnen George Willert vorgeschlagen, in die Wege zu leiten. Ich habe bereits Wunderdinge gehört von der Schnelligkeit, mit der in Amerika die Städte wie Pilze aus dem Boden schießen."

„Aber —" stammelte Hammer überrascht und ungläubig, „Sie denken doch nicht im Ernst daran —?"

„Warum denn nicht? Das Glück muß man beim Schopfe fassen, sobald es sich einem bietet."

„Aber wenn die Spekulation fehlschlägt? Wenn Sie Ihr Geld verlieren?"

„Wie sollte ich? Den geringen Werth, den das Land heute dort besitzt, behält es immer, in jedem Fall. Also das Geld kann garnicht verloren gehn."

„Aber die Unkosten, die Reise?"

„Ja, lieber Hammer, später oder früher werden wir doch so wie so nach dem Westen gehen müssen. Hier in New York wird unser Weizen schwerlich blühen. Ich verdiene jetzt zwölf Dollar die Woche. Das reicht gerade, um leidlich davon leben zu können. Aber ich bin nicht nach Amerika gekommen, um hier ein Leben als Maschinenbauer zu fristen. Wer weiß, ob sich uns im ganzen Leben wieder eine so günstige Gelegenheit bietet, zu etwas zu kommen. Und selbst, wenn ein Mißgriff dabei ist, mein Gott, wagen muß man immer, will man gewinnen. Im schlimmsten Fall bauen wir das Land als Farm an. Wenn die Bahn erst da ist, finden wir guten Absatz. Das muß Sie doch reizen. Der Teufel hole New York! Kommen Sie! Schlagen Sie ein!" Er streckte dem Freunde die Hand entgegen, in welche dieser langsam, mit einer Miene, in der sich noch immer Staunen und Zweifel ausdrückte, die seine legte.

III.

Im Boardinghause der Frau Elizabeth Newman herrschte große Aufregung. Karl Stockmann, oder wie er sich selbst, seit er amerikanischen Boden betreten hatte, nannte: Charles Stickman, war verschwunden und mit ihm machte sich zugleich die Abwesenheit der goldenen Uhr Fritz Hammer's und eines massiv goldenen Armbandes der „Landlady", der Besitzerin des Boardinghauses, bemerkbar.

Mrs. Elizabeth Newman weinte und schalt in einem ganz unmöglichen Gemisch von Englisch und Deutsch auf den „thief", den „Loafer", den „rowdy", der ihr nicht nur vier Wochen „Board" schuldig geblieben, sondern sie auch noch außerdem „ausgerobt" habe. Sie werde die „police" gegen ihn „hunten", bis sie ihn „gekätscht" und nach „Sing-Sing" gebracht hätten.

Jack Newman stieß die gotteslästerlichsten Flüche gegen den „damned dutchman" aus. Nur Miß Bessie

jammerte nicht, sie handelte, d. h. sie zeigte den Diebstahl bei der Polizei an. Erfolg hatte freilich auch diese praktische Handlung nicht, denn weder die Uhr noch das Armband kam je wieder zum Vorschein. Ebenso wenig wurde von Karl Stockmann die geringste Spur entdeckt.

Den beiden Freunden war durch diesen Vorfall der Aufenthalt in dem Boardinghause der Mrs. Newman noch mehr verleidet. Sie bezogen ein anderes Kosthaus, denn ein paar Wochen würden sie im günstigsten Falle in New York immer noch zuzubringen haben. Adolf Suter war ein viel zu vorsichtiger und überlegender Mensch, als daß er ohne Weiteres die weite Reise nach dem Westen angetreten hätte. Zuvor hieß es, sich die nothwendigsten Kenntnisse über Topographie und Bodenbeschaffenheit Dakota's, sowie über Handel und Verkehr im fernen Westen anzueignen. Dakota war noch wenig besiedelt und seine Bevölkerung betrug wenig über 140 000 Bewohner. Der Boden war zum großen Theil vortreffliches Ackerland, vielfach Weizenboden. Wenn also die Spekulation fehlschlug, hinderte sie nichts, eine Farm anzulegen. Ferner zog der vorsichtige Techniker Erkundigungen ein über den Stand der Arbeiten der Great Western Railroad, über den Termin der Inbetriebsetzung der neuen Eisenbahngesellschaft. Was er darüber hörte, befriedigte ihn und flößte ihm Vertrauen zu dem Gelingen der von ihm

beabsichtigten Spekulation ein. Der Great Western Railroad war von der Regierung die Verpflichtung auferlegt, innerhalb einer bestimmten Reihe von Jahren den Betrieb auf der ganzen projektirten Linie zu eröffnen, widrigenfalls sie des ihr verliehenen Privilegs verlustig ging. Der Eisenbahngesellschaft war von der Regierung der Vereinigten Staaten ein Freibrief gegeben worden, der ihr unter Anderem Staatsländereien in großem Umfange längs der projektirten Eisenbahnlinie als Eigenthum zusicherte. Diese Vergünstigung bildete für die Eisenbahngesellschaft vorläufig eine Haupteinnahmequelle, denn die ihr geschenkten Staatsländereien hatten insgesammt einen Umfang, der etwa die Hälfte des Königreichs Preußen betrug.

Adolf Suter lächelte verständnißvoll vor sich hin. Der schlaue George Willert hatte das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden gewußt. Er hatte dem ihm empfohlenen jungen Mann einen guten Rath ertheilt und zugleich seiner Eisenbahngesellschaft einen kleinen Dienst geleistet. Wenn auch für die große Gesellschaft der Verkauf der wenigen Acker Landes, die ein einzelner Einwanderer erwerben konnte, nicht in Betracht kam, so war es doch von Werth, Pioniere hinauszuschicken, die den Anfang mit dem Ankauf und der Besiedelung des Eisenbahnlandes machten. Ein Ansiedler zog den Anderen nach sich und Nachfrage und Preis des Bodens mußten rasch steigen, nachdem die

ersten Ansiedlungen längs dem Schienenwege gegründet waren.

Nachdem Adolf Suter so seine Vorbereitungen getroffen, traten die beiden Freunde eines Tages die Reise nach dem Westen an. Nach mehrtägiger Eisenbahnfahrt erreichten sie St. Paul in Minnesota. Von da ab reisten sie zu Wagen. Unterwegs hatten sie die Genugthuung, den Spuren der Great Western Railroad zu begegnen. Die Ingenieure der neuen Eisenbahngesellschaft waren in voller Thätigkeit, mit Hilfe einer kleinen Armee von Unterbeamten und Arbeitern Dämme aufzuwerfen und Höhen abzutragen und so dem Schienengeleise die Wege zu ebnen, das Civilisation, Handel und Wandel in die Wildniß tragen sollte.

In Dakota fanden sie noch alles still. Die Hauptstadt Yankton war ein kleines Nest von noch nicht 5000 Einwohnern. Niemand ahnte noch, daß der Gegend beschieden war, eine der Hauptstationen der großen Eisenbahnlinie zu erhalten, die den Osten mit dem Westen verbinden sollte.

Von Seiten des Staats und der Eisenbahngesellschaft war das Land bereits vermessen und in Sektionen eingetheilt worden, von denen immer abwechselnd je eine dem Staate und der Eisenbahngesellschaft gehörte. Adolf Suter hatte auf seinen und seines Freundes Namen eine der Sektionen, die immer 640 Acres enthielten, von der Great Western Railroad zu dem billigen

Preise von $2^1/_2$ Dollar per Acre erworben, wobei ihm der üblich Zahlungsmodus, nur eine kleine Anzahlung zu leisten und den Rest in jährlichen Raten abtragen zu dürfen, sehr zu statten kam. Mit Hilfe der Karte war die betreffende Sektion bald gefunden und die Freunde beeilten sich, von ihrem Eigenthum Besitz zu ergreifen, indem sie mit Hilfe von Zimmerleuten und anderen Handwerkern, die sie aus der nächsten Stadt angeworben, ein kleines Wohnhaus, lediglich aus Baumstämmen und Brettern, errichteten.

Es war ein eigenes Gefühl von Bangigkeit und Verlassenheit, das die beiden Einwanderer nach Abzug der Arbeiter überkam. Zum ersten Mal waren sie dem Comfort der Civilisation entrückt, einsam, mitten auf der Prärie, allein auf sich angewiesen. Meilenweit ringsum keine Ansiedlung, kein menschliches Wesen.

Aber Adolf Suter war nicht der Mann, sich von sentimentalen Empfindungen in der Ausführung eines einmal gefaßten Entschlusses beirren zu lassen. Er kannte die amerikanischen Verhältnisse bereits genug, um zu wissen, daß das Gelingen seines Vorhabens in erster Linie von einer richtigen Reklame abhing. Ohne die Presse war in Amerika noch weniger zu erreichen, als sonstwo. Deshalb zauderte er nicht, sich nach der nächstgrößeren Stadt zu begeben, um hier die Redaktion des „Dakota Register," eines im Staate ziemlich verbreiteten Blattes aufzusuchen.

Ein sehr robuster, starknochiger Mann mit verwitterten Zügen stellte sich als Mister Fittmore, Besitzer und Redaktion des „Dakota Register" vor. Der Mann saß in Hemdsärmeln an seinem Pult, eine Scheere in der Hand und einen großen Haufen Zeitungen vor sich. Aus der hinteren Tasche seines Beinkleides lugte der Griff eines Revolvers hervor.

Als Adolf Suter den Zweck seines Besuchs in wenigen Worten auseinandergesetzt hatte, sah ihn der Leiter der Dakota'er öffentlichen Meinung mit einem höhnischen Zucken seines Gesichts von der Seite an.

„Junger Mann," sagte er, seine Redaktionsscheere in klappernde Thätigkeit setzend. „Sie kommen expreß aus dem Osten zu uns, um uns hier mit einem Boom zu beglücken? Das ist stark."

„Boom?" machte Adolf Suter fragend.

„Well, Sie werden doch wissen, was ein Boom ist. Ein oder ein paar Landbesitzer fühlen eines Tages den Wunsch, ihren Grund und Boden zu dem zehn- oder sagen wir hundertfachen Preise, den er ihnen selbst gekostet, an den Mann zu bringen. Flugs wird eine Stadt gegründet. Der Plan wird entworfen, Straßen werden abgesteckt ꝛc. In kürzester Zeit ist alles fertig. Wasserleitung, Gas, Straßenbahnen, Kirchen, Fabriken ꝛc. sind da, vorläufig allerdings erst auf dem Papier. Die Hauptsache ist nun die Reklame. Die günstigsten Aussichten der zukünftigen Stadt werden in das hellste Licht

gesetzt. Entweder ist eine Petroleumquelle oder ein Kohlenlager oder sonstwas entdeckt, oder eine neue Eisenbahnlinie hat beschlossen, die Gegend mit einer Station zu beglücken. Well, ein Vorwand, den Boom in Gang zu bringen, ist bald gefunden. Sie haben sich, wie ich sehe, für die Eisenbahnstation als Leimruthe entschieden."

„Sie irren," gab der Techniker mit der Ruhe seines guten Gewissens zurück, „Sie irren, wenn Sie glauben, mein Freund und ich, wir sind hierher gekommen, um einen Schwindel in Scene zu setzen. Die Eisenbahnstation kommt wahr und wahrhaftig nach jener Sektion am Red River, die wir uns durch Ankauf gesichert haben."

Der Redakteur lächelte.

„Es wird Ihnen schwer werden, irgend jemand von der Richtigkeit ihrer Angabe zu überzeugen, bevor die in Aussicht gestellte Station selbst da ist."

„Ich zweifle keinen Augenblick an unserm Erfolg, wenn Sie, Mister Fittmore uns Ihre Hilfe leisten und Ihren Lesern die Vortheile auseinandersetzen würden, die sie sich durch den schnellen Erwerb eines Grundstücks auf unserm Terrain sichern können."

Mister Fittmore warf einen lauernden Blick aus seinen pfiffig blinzelnden Augen auf den ihm Gegenüberstehenden.

„Vielleicht halte ich es für richtiger," erwiderte

er, „das Publikum zu warnen, sein Geld und seine Zukunft auf eine bloße Chimäre hin zu wagen.“

Adolf Suter erkannte klar, daß die Worte des Redakteurs ein Fühler waren und daß er sich zu einem Opfer verstehen mußte, wollte er den Mann für seinen Plan gewinnen.

Er richtete seinen Blick voll auf das Gesicht des ihn in geheimer Spannung beobachtenden Redakteurs und sagte mit erhobener Stimme: „Dann würden Sie nicht nur Ihren Lesern einen schlechten Dienst erweisen, sondern auch gegen Ihr eigenes Interesse handeln.“

„Gegen mein Interesse?“

„Allerdings. Denn mein Freund und ich, wir haben die Absicht, uns, bevor wir etwas unternehmen, die Mitwirkung einer hier ansässigen, angesehenen Persönlichkeit zu sichern. Daß wir dabei in erster Linie an Sie dachten, als den Herausgeber eines so einflußreichen Blattes, ist selbstverständlich.“

Das runzliche Gesicht des Redakteurs verzog sich zu einem wohlwollenden Grinsen. Er legte die Scheere auf den Tisch und erhob sich von seinem Stuhl.

„Sie gefallen mir, junger Mann,“ sagte er, rasch wieder eine ernste Miene annehmend, „Sie haben etwas Vertraueneinflößendes und ich bin überzeugt, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben.“

Adolf Suter unterdrückte mit Mühe ein Lächeln.

Der Besitzer des „Dakota Register“ hatte sich auffallend schnell von seinem Mißtrauen bekehrt.

„Unser Wissen,“ erklärte er ebenfalls ernst, „stammt aus bester Quelle.“

Der westliche Redakteur winkte abwehrend mit der Hand. „Schon gut, junger Freund! Wie gesagt, ich glaube Ihnen. Wenn ich Sie recht verstanden habe, bieten Sie mir partnership an?“

„Der Spitzbube!“ dachte Adolf Suter. Aber er hatte keine Wahl. Er durfte sich den Mann auf keinen Fall zum Feinde machen. Er benöthigte im Gegentheil auf dem ihm unbekannten Terrain dringend eines Bundesgenossen. So ergab er sich denn mit guter Miene in das Unvermeidliche.

„Allerdings“, sagte er. „Das war der Zweck meines Besuches.“

Der Leiter der Dakotaer öffentlichen Meinung nickte befriedigt mit dem Kopfe, dann kraute er eine Weile nachdenklich in seinen wirren, grauen Haaren herum.

„Well“, äußerte er endlich, und streckte dem Techniker seine Hand entgegen. „Ich nehme an, junger Mann. Doch nun hören Sie meinen Vorschlag! Damit ich die Sache in der rechten Weise fixen kann, darf mein Name nicht genannt werden. Ich muß hinter den Coulissen bleiben. Verstehen Sie mich, junger Mann, damit ich recht ungenirt in die Reklametrompete stoßen kann. Ich sage Ihnen, Sie werden was erleben.

Ein paradiesischer Flecken Erde, gesunde Höhen- und Waldluft —"

„Es ist ringsum ebene Prärie."

„Ebene Prärie?" rief der gesinnungstüchtige Vertreter des öffentlichen Gewissens in Dakota, ohne sich im Geringsten verblüffen zu lassen. „Desto besser! Die Gründung unserer Stadt wird nicht die geringsten Schwierigkeiten machen. Nur keinen Berg, keinen Wald! Wie gesagt, ich bleibe für's Erste im Hintergrund. Kommen Sie heute Nachmittag wieder. Inzwischen spreche ich mit meinem Freunde Mister Cunningham. Der soll für mich einspringen. Offiziell, verstehen Sie . . . ."

Als Adolf Suter sich am Nachmittag wieder in der Office einstellte, fand er einen langen, hagern Herrn mit einem Vogelgesicht vor.

Mister Cunningham — so wurde er dem Eintretenden vorgestellt — trug seinen Hut tief im Nacken und hatte seine Füße gegen die Schranke gestemmt, die den kleinen Raum in zwei Theile sonderte. Ohne sich in seiner bequemen Lage stören zu lassen, tauschte er nach amerikanischer Art einen wuchtigen Händedruck mit dem Vorgestellten.

Der Mann machte keinen sonderlich sympathischen und vertrauenerweckenden Eindruck. Er hatte kleine, unruhig zwinkernde Augen; seine Wangen und seine Lippen waren rasirt, dagegen zierte das Kinn ein

langer und breiter Bart. Wie Adolf Suter erfuhr, war er eine Art Commissionär, Grundstücks-Makler und Vertreter östlicher Firmen. Mister Cunningham war ein echter Yankee, ein Mann von wenig Worten, aber schnellen Thaten. Er hatte bereits die Hauptpunkte eines Vertrages zu Papier gebracht. Danach begründeten die Herren Suter, Hammer und Cunningham eine Handelsgesellschaft, die sich — über den Namen der zu gründenden Stadt einigte man sich rasch — „The Lincoln Land Company" nannte. Das von den beiden Gesellschaftern Suter und Hammer erworbene Land übernahm die Lincoln Land Company zu dem Preise von fünf Dollar per Acre. Zweck der Gesellschaft war, eine Stadt, die künftige Station der Great Western Railroad anzulegen, das der Lincoln Land Company gehörende Terrain zu parzelliren und möglichst vortheilhaft zu verkaufen.

Nachdem die Gesellschaft einmal konstituirt war, ging man sogleich mit allem Eifer an die Arbeit. Mister Cunningham erwies sich als ein organisatorisches Genie. Schon am Abend des ersten Tages seiner Wirksamkeit war der Plan der neuen Stadt entworfen, die Straßen abgesteckt und ein neues Haus erbaut, in dem er selbst Wohnung nahm und zugleich die Office der „Lincoln Land Company" einrichtete.

Er hatte dabei sogar die Zeit gefunden, über den Eingang zur Office zwei schöne Wahlsprüche anzu-

bringen, die den erwarteten Ansiedlern Muth machen sollten, zuzugreifen und sich nicht lange zu besinnen. „Go ahead!“ (Geh vorwärts!) und „Hurry up!“ (Beeile Dich!)

Das zu bebauende Areal wurde schön quadratisch eingetheilt; die Straßen liefen von Norden nach Süden, die etwas breiteren Avenues von Osten nach Westen. Alle Straßen und Avenues wurden mit Zahlen bezeichnet, mit Ausnahme von dreien, die nach den Gründern der Stadt Suter-Street, Hammer-Street und Cunningham-Street benannt wurden. Große Holztafeln auf hohen Stangen bezeichneten die einzelnen Straßen und Avenues. In dem Mittelpunkt des Ortes wurde ein größerer Platz abgesteckt, in dessen Mitte eine besonders große Tafel mit der Inschrift: „Church“*) aufgestellt wurde. Eine andere Tafel bezeichnete das künftige „City Hall“**) von Lincoln.

Kurz, in unglaublich kurzer Zeit stand die Stadt fix und fertig da; es fehlten nur noch die Häuser und die Bewohner. Daß diese sich einstellten, dafür sorgte Mister Fittmore mit Hilfe des „Dakota Register“. Mit einer unglaublichen Beredtsamkeit und Phantasie pries er die Vorzüge der neuen Stadt, der künftigen „Metropole des Nordwestens“, die berufen sei, ein Knotenpunkt des Handels und Verkehrs zwischen dem Osten

*) Kirche.
**) Rathhaus.

und dem Westen der Vereinigten Staaten zu werden. Er wies auf das Beispiel anderer Städte, z. B. Chicago's hin, die sich in ganz kurzer Zeit zu Handels-Centren aufgeschwungen hätten und prophezeite der neuen Stadt ein noch viel rascheres, üppigeres Wachsthum. Die drei edlen Männer, die kühn und unerschrocken hinausgezogen seien, um die Prärie von Dakota der Cultur zu erobern, pries er als „Heroen" und verglich sie, nach echt amerikanischer Weise mit grotesken Hyperbeln um sich werfend, mit den berühmten Eroberern des Alterthums, Alexander und Caesar.

Der Amerikaner ist unternehmungslustig. Das Neue, Abenteuerliche hat für ihn einen unwiderstehlichen Reiz. Hier war Ellenbogenfreiheit, hier konnte man sich anders rühren, als in den östlichen Städten, wo einem auf Schritt und Tritt die Conkurrenz auf die Hacken trat. Hier hatte man ganz andere Chancen, rasch vorwärts zu kommen. Schnell reich zu werden, ist das Ziel jedes Amerikaners. Die Trompetenstöße Mister Fittmore's verfehlten ihre Wirkung nicht. In Lincoln begann es lebhaft und lebhafter zu werden. Dem ersten Dutzend Ansiedler folgte ein zweites und drittes in noch schnellerer Folge. Handwerker und Gewerbetreibende, die anderswo auf keinen grünen Zweig hatten kommen können, wanderten herbei, um in Lincoln das Glück zu erjagen. Die stetig anschwellende Conkurrenz der Fabrikanten des Ostens

versah die Einwohner der neuen Ortschaft mit allen möglichen Gebrauchsgegenständen zu den billigsten und den günstigsten Conditbedingungen. Es entstanden Bazare, in denen alles zu haben war, was zur Einrichtung der Wohnungen gehörte. Ein deutscher Lagerbier-Salon und ein irischer Liquore-Store folgte, und als Lincoln erst über hundert Einwohner gebot, erschien ein früherer Gehilfe Mister Fittmore's auf dem Plan, um mittelst einer Hand-Druckpresse eine Zeitung herauszugeben: „The Lincoln Advertiser."

Der Preis des Grund und Bodens stieg natürlich in progressiver Weise und die „Lincoln Land Company" machte glänzende Geschäfte. Sobald die Dollars reichlicher zu fließen begannen, wurde auch die Reklame in größerem Maßstabe betrieben. Man veröffentlichte spaltenlange Inserate in einigen größeren Blättern der östlicher gelegenen Staaten und gab sogar ein sauber gedrucktes und elegant gebundenes Album heraus — „Lincoln Illustrated", das illustrirte Lincoln — das in Wort und Bild die neue Stadt und ihre Umgebung, sowie die „prominenten" Männer der Stadt darstellte. Daß die Phantasie der Herausgeber der Wirklichkeit etwas vorgriff und Häuser, Plätze und Anlagen in dem „illustrirten Lincoln" präsentirten, die man in dem wirklichen Lincoln vergebens gesucht hätte, durfte man den von ihren Erfolgen berauschten Gründern der Stadt nicht übel nehmen. Bei dem

rapiden Wachsthum ihrer Stadt war es ja nicht ausgeschlossen, daß während der Herstellung und der Versendung des Albums die sich drängenden Ereignisse nachholten, was der Geist Mister Cunninghams ahnend vorausgeschaut. Ingenieure und Agenten von Elektrizitätsgesellschaften erschienen, um der neuen Stadt ihre Dienste anzubieten, ja, ein Wasserbautechniker, der die Stadt mit gutem Trinkwasser versorgt hatte, legte der Stadtverwaltung einen großartig gedachten Plan vor, nach welchem ein Theil des ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt fließenden Red River durch einen Kanal herbeigeleitet und so eine Treibkraft von mehreren tausend Pferdekräften geschaffen werden sollte, die Elektrizität genug erzeugen würde, um die Stadt zu beleuchten und zu heizen und ihre zukünftigen Fabrikmaschinen, Fahrstühle und Straßenbahnen zu treiben.

Die Stadtverwaltung von Lincoln war zwar vorderhand noch nicht in der Lage, sich in ein so großartiges Unternehmen stürzen zu können, behielt sich aber vor, im Bedarfsfalle auf den verlockenden Plan zurückzukommen.

IV.

Während Adolf Suter in der freudig emporstrebenden, jungen Stadt überreiche Gelegenheit fand, seine Fachkenntnisse zu verwerthen, ging Fritz Hammer wie im Traum umher. Es kam ihm alles so wunderbar vor, daß er sich oft zweifelnd an den Kopf faßte, ob er denn das Alles wirklich erlebe und nicht etwa nur träume. Er hatte ja schon früher seltsame Dinge von dem Wunderlande in der neuen Welt gehört, in der sich alles in großartigem Maßstabe mit Blitzzuggeschwindigkeit entwickelte. Daß es aber möglich sei, eine ganze Stadt mit allem Comfort und allen Errungenschaften der modernen Cultur in wenigen Monaten so gleichsam aus dem Boden zu stampfen, wäre ihm unglaublich erschienen, wenn er es nicht selbst miterlebt hätte.

Das Geld floß ihm und seinen Compagnons nur so zu und wenn nicht die Reklame, welche nothwendigerweise unaufhörlich gemacht werden mußte, vorläufig

noch das Meiste wieder verschlungen hätte, er hätte in ungeahnt kurzer Zeit den kühnen Wunsch, der ihn übers Meer getrieben, in Erfüllung gehen sehen. Immerhin war es ihm möglich, ein paar tausend Dollar nach Deutschland an seine Eltern zu senden. Im Stillen segnete er seinen edlen Wohlthäter, den guten George Willert und seine Great Western Railroad, deren Trains nun bald lustig an Lincoln vorbeidampfen würden.

Die Great Western Railroad! Das war die Losung im Städtchen Sie bildete das nie erschöpfte Gesprächsthema im deutschen Lagerbiersalon und im irischen Wisky-Store. Mancher, der mit allzu optimistischen Hoffnungen, die sich nicht so rasch verwirklichen wollten, nach Lincoln gekommen war, wandte seine Blicke sehnsüchtig nach Osten und wünschte die Great Western Railroad herbei, die der Unternehmungslust einen neuen Impuls geben und die kleine Stadt rasch in's Zehnfache und Hundertfache vergrößern und zum Mittelpunkt eines lebhaften Verkehrs machen sollte . . .

Fritz Hammer hatte viel müßige Zeit. Seine einzige Beschäftigung war die, daß er nach Angabe Mister Cunninghams die Correspondenz der „Lincoln Land Company" besorgte. Kein Wunder, daß er in beschäftigungslosen Stunden sich oft in die Erinnerung vergangener Zeiten versenkte, an die New Yorker halb glücklichen, halb drangvollen Tage, an die schöne, reizvolle Fahrt über das Meer. Ein süßes, feines Gesichtchen

tauchte vor seinem geistigen Auge auf, ein paar große blaue Augen, eine schlanke, in kraftvoller Jugendfrische prangende Gestalt und eine klare wohlklingende Mädchenstimme tönte in einem geläufigen Deutsch, das durch einen fremdartigen Accent einen besonderen Reiz erhielt, in sein Ohr.

„Mister Hammer, wollen Sie sein so gut und mich begleiten ein wenig an Deck?"

Wie oft hatte sie nicht diese Bitte an ihn gerichtet, während der Oceanfahrt, Miß Milli Sommer, wenn ihr Vater im Rauchsalon saß bei seiner Parthie Schach, die ihn täglich stundenlang in Anspruch nahm. Fritz Hammer hatte sich von allem Anfang an zu dem schönen jungen Mädchen mit dem frischen natürlichen Wesen, das in der Kajüte die allgemeine Aufmerksamkeit der Herren auf sich lenkte, hingezogen gefühlt. Und auch sie hatte ihn vor allen andern bevorzugt und seine Kavalierdienste gern in Anspruch genommen. Köstliche Stunden waren es gewesen, die sie, auf dem Deck nebeneinander promenirend, in anregendem Geplauder verbrachten. Wie humoristisch und dabei mit wie scharfer Beobachtung sie ihre Erlebnisse in Deutschland, das sie zum ersten Mal in ihrem Leben besucht hatte, zu schildern gewußt! Ihre Mutter war eine Engländerin gewesen und hatte sie ganz nach englischer Sitte erzogen; ihr Vater war Deutscher, der allerdings fast ein Menschenalter in den Vereinigten Staaten gelebt

hatte, sie aber fühlte sich ganz als Amerikanerin und ihre blauen Augen leuchteten begeistert, wenn sie ihrem aufmerksamen Zuhörer vom amerikanischen Leben und amerikanischen Sitten erzählte: wie doch alles viel großartiger und schöner sei in Amerika und um wieviel würdiger die Stellung der Frau drüben sei als in Europa und wieviel höflicher die Männer.

Und mit einem leisen Gefühl der Wehmuth gedachte er der Abschiedsworte, die sie an ihn gerichtet, als sie in den Hafen einfuhren und die Trennungsstunde schlug: „Vergessen Sie nicht, uns zu besuchen, Mister Hammer! Park Street vierzehn!“

Sie hatte es in dem ehrlichen Ton einer aufrichtig gemeinten Bitte gesagt und doch hatte er es vergessen, obgleich doch Boston von New York so leicht und so rasch zu erreichen war. Er hatte es vergessen: im Strudel des New Yorker Lebens, bestrickt von Miß Bessie Newman's verführerisch kokettem Wesen.

Den Selbstvorwürfen gesellte sich ein anfangs unklares, unbestimmtes Sehnen, das von Tag zu Tag bestimmtere Formen annahm. Wie schön es doch sein müßte, nach so langen Monaten Miß Milli wieder zu sehen, im Umgange mit dem zartsinnigen, bewunderten jungen Mädchen sich gleichsam von den abstumpfenden, vergröbernden Einflüssen des grob materiellen amerikanischen Geschäftslebens, der Jagd nach dem Dollar, freizumachen. Sie in ihrer Häuslichkeit zu sehen, sich

des geselligen Verkehrs mit geistig und gesellschaftlich gebildeten Menschen zu erfreuen, jetzt, da keine materiellen Sorgen ihm den Genuß auch nur im Geringsten hätten trüben können, erschien ihm als etwas so unvergleichlich Köstliches, daß ihn der Gedanke nicht wieder los ließ und bald sein ganzes Sinnen und Denken beherrschte. Und so reifte nach und nach der Entschluß in ihm, sich wenigstens für einige Zeit aus der westlichen Wildniß in die von der Cultur beleckteren Gegenden des Ostens zu flüchten, sich eine Erholung, eine Pause in dem Hasten nach dem Dollar zu gönnen. Seine Lage erlaubte es ihm ja und nachdem er seinem Freunde Adolf Suter Vollmacht ertheilt, für ihn bei allen Operationen der Lincoln Land Company mit zu berathen und mit zu thaten, machte er sich auf den Weg, einen Chek auf über tausend Dollar an ein New Yorker Bankhaus in der Tasche.

Unterwegs auf der Eisenbahn erlebte er ein echt amerikanisches Abenteuer. Der Train, der nur aus zwei Wagen, einem Personen- und einem Gepäckwagen bestand, fuhr durch eine einsame, unbesiedelte Gegend des Staates Minnesota. Das Blitzzugtempo, in dem die amerikanischen Eisenbahnzüge dahinzurasen pflegen, verlangsamte sich plötzlich in auffallender Weise. Ein paar kurze Pfiffe von der Lokomotive und der Zug stand still. Alles steckte erschrocken die Köpfe aus den Fenstern — keine Station, kein Haus weit und breit.

War ein Unglück geschehen, war die Strecke nicht in Ordnung?

Aber noch ehe in dem Durcheinander irgend eine Auskunft gehört werden konnte und ehe jemand recht zur Besinnung kam, öffneten sich die beiden Thüren des Personenwagens und je zwei Personen traten von jeder Seite ein, wildaussehende Gestalten mit breitrandigen Hüten, die das Gesicht fast ganz beschatteten. Jeder der vier Burschen hielt in der emporgehobenen Hand einen Revolver und der vorderste von ihnen rief mit lauter Stimme: „Ladies und Gentlemen, fürchten Sie sich nicht! Wir wollen nicht Ihr Leben, nur Ihre Börsen. Wer sich rührt, ist ein Kind des Todes!"

An jeder Thür blieb einer der unheimlichen Kerle stehen, während die beiden andern von Bank zu Bank gingen, um, immer den schußfertigen Revolver in der Rechten, die Börsen der Passagiere einzusammeln.

Die Letzteren waren viel zu überrascht, als daß sie im Stande gewesen wären, Widerstand zu leisten. Ueberdies wußte jeder aus den Berichten über ähnliche Vorfälle, daß mit den Räubern nicht zu spaßen war und daß sie sich gar kein Gewissen daraus machten, jeden, der sich ihrem Begehren widersetzte, auf der Stelle niederzuknallen, während es ihnen nicht einfiel, wenn man ihrem Verlangen entsprach, jemandem ein Leid zuzufügen. So griff denn jeder resignirt in seine

Tasche, um mit der mehr oder minder gefüllten Börse sein Leben loszukaufen. Als an Fritz Hammer die Reihe kam, hob er unwillkürlich den Blick zu dem vor ihm hintretenden Banditen. Ueberrascht zuckte er zurück.

„Stockmann!“ entrang es sich unwillkürlich seinen Lippen.

Er hatte ihn auf den ersten Blick erkannt, trotzdem der ehemalige Reisegefährte sich außerordentlich verändert hatte. Er schien in den sechs Monaten, da sie einander nicht gesehen, um ebensoviel Jahre gealtert zu sein. Sein Gesicht sah verlebt und noch blasser aus als früher. Die Strapazen des unstäten Lebens und die wilden Leidenschaften hatten sichtbare Spuren hineingezeichnet.

Fritz Hammer saß wie gelähmt. Das unerwartete Zusammentreffen hatte ihn der Fähigkeit zu denken und zu handeln beraubt. Nur ein unendlich widriges Gefühl, ein Gemisch von Ekel, Schauder und Schmerz durchfuhr ihn.

Aber der Räuber verlor auch nicht auf einen Augenblick seine kaltblütige Frechheit. Scham schien ihm in dem amerikanischen Tramp- und Räuberleben ein unbekannter Begriff geworden zu sein.

„Ach, Hammer, Sie!“ rief er, ohne mit der Wimper zu zucken. „Kurioses Leben in Amerika, wie!“ Und das mit Silber- und Papiergeld gefüllte Portemonnaie Hammers in der Hand wiegend, fügte er mit

cynischem Lächeln hinzu: „Freut mich, daß es Ihnen gut geht!“

Die ganze Prozedur nahm nur wenige Minuten in Anspruch. Die Räuber machten sich eilfertig, wie sie gekommen, aus dem Staube und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Fritz Hammer pries sich glücklich, daß er die Bankanweisung, die er in der Brusttasche trug, gerettet hatte.

Sein Ziel war zunächst New York. Er hatte sich einiger Aufträge zu entledigen, die ihm sein Freund Suter und Mister Cunnigham mit auf den Weg gegeben. Auch hatte er sich vorgenommen, George Willert, seinem Wohlthäter, einen Dankbesuch abzustatten.

Unter ganz anderen Umständen als das erste Mal betrat der junge Deutsche diesmal die große nordamerikanische Metropole. Wenn er noch an das Armensündergefühl dachte, mit dem er einst — es war nun fast ein Jahr her — in New York gelandet, so konnte er sich eines mitleidigen, selbstverspottenden Lächelns nicht erwehren. Heute zog er mit den Empfindungen eines Triumphators ein. Wer das vor einem Jahre gedacht hätte! Damals ein armer Einwanderer, ein paar hundert Mark in der Tasche, einer ungewissen Zukunft entgegensehend, darniedergedrückt, kleinmüthig — heute ein kleines Vermögen in der Tasche, zukunftssicher, Mitbesitzer der Lincoln Land Company, auf dem Wege zum Reichthum.

Den veränderten Verhältnissen gemäß stieg er diesmal nicht in einem schmutzigen, armseligen Boardinghause ab, sondern er suchte eines jener gewaltigen Hotels am Broadway auf, die dem Reisenden jeden irgend erdenklichen Comfort bieten. Es war eines jener Mammuth-Gebäude, die eine Stadt für sich bilden und die mit ihren zwanzig und mehr Stockwerken im Volksmund „Skyscraper" (Himmelskratzer) genannt werden.

Außer dem Hotel befanden sich Hunderte von Bureaux in dem Riesenhaus, ferner ein großer, eleganter Concertsaal, sowie einer jener großen weltstädtischen Bazare, in denen man alles erhalten kann, was zur Ausrüstung eines modernen Elegant nöthig ist, vom Strumpf und Schuh angefangen bis hinauf zum Hut.

In einem der zahlreichen hydraulisch getriebenen Fahrstühle, die beständig den Verkehr zwischen den einzelnen Etagen vermittelten, fuhr Fritz Hammer zu seinem im 15. Stockwerk gelegenen Zimmer hinauf. Als ihm am Abend — es war Anfang September und die Sonne hatte den ganzen Tag über mit sommerlicher Gluthhitze gebrannt — die warme Stubenluft unerträglich erschien, stieg er auf das luftige Dach hinauf, das mit seinen Gartenanlagen einen angenehmen Aufenthalt bot und von dem aus man — er mochte sich wohl 400 Fuß über dem Erdboden befinden — eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt hatte.

Am anderen Vormittag begab er sich nach der

Office George Willert's, aber zu seinem Bedauern erfuhr er, daß der Präsident der Great Western Railroad von einem Ausflug nach St. Francisco noch nicht zurückgekehrt sei.

Mißmuthig schlenderte Fritz Hammer den Broadway hinauf, unschlüssig, was er nun beginnen solle. Die ihm von den Mitbesitzern der Lincoln Land Company ertheilten geschäftlichen Aufträge waren schnell besorgt. Wie sollte er die Zeit bis zum Abend hinbringen? In der ganzen großen Stadt hatte er niemand, den er hätte aufsuchen können. Unwillkürlich, ohne daß es eines besonderen Entschlusses hierzu bedurft hätte, lenkte er seine Schritte nach dem östlichen Theile der Stadt, nach dem deutschen Stadtviertel. Aber der Eindruck, den er bei diesem Wiedersehen empfing, war kein erhebender, kein erfreulicher. Schmutzig und verwahrlost waren die Straßen von „Klein-Deutschland" noch ebenso wie vor einem Jahre, als er zum ersten Mal schaudernd den Fuß hierher gesetzt. Und da war auch die Chrystie Street, etwas freundlicher als die Nebenstraßen, und da leuchtete ihm das zweistöckige Backsteingebäude entgegen, das von Mrs. Newman „gerentet" war und in dem er selbst einst schöne und häßliche Stunden in buntem Wechsel erlebt hatte.

Mit unwiderstehlicher Gewalt schien ihn das unscheinbare Gebäude anzuziehen und mit halbem Widerstreben gab er dem Sehnen nach, das ihn plötzlich er-

faßte, dem Sehnen nach dem Anblick bekannter Gesichter, dem Drange nach Mittheilung.

Erst als er den Knopf gefaßt hatte, um die Klingel zu ziehen (die „Bell zu ringen", wie Mrs. Newman es immer genannt hatte), wandelte ihn für einen Augenblick Unentschlossenheit und Unbehagen an, aber da klang auch schon die grelle Glocke alarmirend und es war zu spät, ungesehen wieder davon zu gehen.

Jack Newman öffnete. Als er den elegant gekleideten Herrn vor sich stehen sah (Fritz Hammer hatte sich am Morgen ganz neu eingekleidet), stutzte er, aber im nächsten Moment erkannte er ihn.

„Halloh, Frederic!" rief er, den Eintretenden mit einem derben Schlag auf die Schulter begrüßend. Und dann, in den Flur zurücktretend, schrie er mit seiner heisern Schnapsstimme: „M'am! Bessie! Mister Hammer ist da!"

Auch Mrs. Newman, die wie immer im schmutzigen Kattunschlafrock erschien, begrüßte ihren ehemaligen „Boarder" mit Freundlichkeit, indem sie ihm ihre runde fettige Hand reichte und in den „Parlor" hineinnöthigte.

„Sehr enjoyed, Sie zu sehen, Mister Hammer!"

Miß Bessie ruhte nach ihrer Gewohnheit im bequemen Schaukelstuhl. Sie war noch immer voll verführerischer Grazie, voll sprudelnder Munterkeit, und ihre Augen blitzten den sich ihr befangen Nähernden

noch mit derselben herausfordernden Koketterie an, wie in der ersten Zeit ihres gegenseitigen Flirtens. Liebenswürdig, als hätte allezeit das beste Einvernehmen zwischen ihnen bestanden, hieß sie ihn sich neben sie setzen und mit freundlichem Interesse erkundigte sie sich nach seinen Erlebnissen. Und der junge Mann, der so lange den Reiz weiblicher Unterhaltung entbehrt, begann von dem seltenen Glück zu berichten, das er und Adolf Suter im fernen Westen gefunden, von den Erfolgen der „Lincoln Land Company" und den noch günstigeren Aussichten für die Zukunft.

Er war so vertieft in seine Erzählung, daß er nicht bemerkte, wie Mrs. Newman mit ihrem Sohn lebhafte Blicke wechselte, daß sie einander Zeichen machten und sich zunickten. Als er, zu Ende mit seinem Bericht, sich verabschieden wollte, zeigte sich Mrs. Newman ordentlich entrüstet.

„Sie wollen schon wieder fort? Nonsense! Sie bleiben zum Dinner! Es giebt chicken und Applepie, den haben Sie immer so gern gemocht! Excuse me! Ich muß in die Kitchen."

Und damit erhob sie sich schwerfällig und begab sich pustend und keuchend in die Küche, um das in Aussicht gestellte Dinner eigenhändig zuzubereiten. Fritz Hammer aber blieb allein mit Bessie im Parlor zurück, bestrickt von dem Zauber, den das kokette Wesen der schönen Amerikanerin wie ehemals auf ihn ausübte.

An dem Familiendinner nahm außer den drei Familienmitgliedern und Fritz Hammer noch eine fremde Persönlichkeit theil, die dem jungen Deutschen als Mister O'Nelly vorgestellt wurde. Der schieläugige, rothhaarige Irländer machte einen nichts weniger als günstigen Eindruck, aber Fritz Hammer war viel zu sehr mit Miß Bessie beschäftigt, als daß er dem Fremden auch nur die geringste Aufmerksamkeit hätte schenken können. Miß Bessie's Augen suchten mit einem hinreißenden Ausdruck von Liebe und Zärtlichkeit die seinen und mehr als einmal strich ihre Hand kosend über seine Finger. Alle ihre Anreden — es wurde des Irländers wegen englisch gesprochen — leitete sie mit dem schmelzend gehauchten: „My dear Frederic" ein.

Nach Tisch schlug Miß Bessie eine Spazierfahrt nach dem Central-Park vor und den Abend verbrachte man in Koster & Bial's populärem Concertlokal, wo das Singspiel und die leichtgeschürzte Muse herrschte. Später, als er sie gegen Mitternacht in einer Droschke nach Hause brachte, konnte sich der animirte junge Mann nicht enthalten, seine verführerische Begleiterin wie einst glühend in seine Arme zu schließen und Küsse und Liebesworte mit ihr zu tauschen.

V.

Mit wüstem Kopf und in einer unendlich quälenden, niederziehenden Gemüthsstimmung erwachte Fritz Hammer am nächsten Morgen. Er schämte sich über sich selbst. Wie hatte er sich nur von Neuem in den Bann der koketten Bessie Newman, die nur ihr frivoles Spiel mit ihm trieb, wie sie es wahrscheinlich mit Andern vor und nach ihm gethan, verstricken können? Heftiger Zorn gegen sich selbst erfüllte ihn. Wie erbärmlich schwach er sich gezeigt! Hatte er nicht schon vor Monaten sich gelobt, jede Beziehung zu Miß Bessie abzubrechen? Und nun hatte ein Blick aus ihren Augen, ein Wort aus ihrem Munde genügt, um ihn zu ihren Füßen zurückzuführen. Bittere Reue bohrte sich wie mit spitzen Stacheln in seine Brust. Schon der Gedanke an den eigentlichen Zweck seiner Reise hätte ihn der verführerischen Koketterie Bessie's gegenüber unempfänglich machen müssen. War er nicht mit der Absicht nach dem Osten zurückgekehrt, Miß

Milli Sommer und ihren Vater aufzusuchen? Und nun blieb er kurz vor dem Ziel an den koketten Augen einer Bessie Newman hängen?

Grübelnd rieb er sich die schmerzende Stirn. Hatte er ihr nicht versprochen, sie heute zu einem Ausfluge nach Coney Island, dem von den New Yorkern mit Vorliebe besuchten nahen Seebade, abzuholen? Unlust und Widerwille beschlichen ihn. Nein! An der einen Verirrung wollte er es genug sein lassen. Am besten, er ging überhaupt der Gefahr aus dem Wege, Bessie Newman noch einmal zu begegnen. Ein geschäftiger Eifer kam über ihn bei diesem Gedanken. Er klingelte dem Zimmerkellner.

„Wann geht der nächste Zug nach Boston?"

„In einer Stunde, Sir."

„Gut. Die Rechnung!"

In der Mittagsstunde langte Fritz Hammer wohlgemuth in dem „amerikanischen Athen" an. Die Stadt machte einen netten freundlichen Eindruck. Er stieg in einem Hotel ab, das nicht allzuweit von der Park Street entfernt war. Dann kleidete er sich mit aller Sorgfalt an und machte sich mit hochklopfendem Herzen auf den Weg nach der ihm einst auf dem Schiff von Milli Sommer bezeichneten Adresse.

Als er in die Park Street einbog, nahm plötzlich ein peinigender Zweifel von ihm Besitz. Fast ein volles Jahr war vergangen, seit sie sich getrennt hatten.

Würde sich Miß Sommer seiner überhaupt noch erinnern? War es nicht wahrscheinlich, daß sie den Reisegefährten, mit dem ein Zufall sie für ein paar Tage zusammengeführt, im Verkehr mit ihren amerikanischen Freunden längst vergessen hatte? Und war die Einladung überhaupt ernst gemeint und nicht blos eine höfliche Phrase gewesen?

Die freudige Gehobenheit, in der er den Weg angetreten, wich im Nu einer zögernden Unentschlossenheit. Es hätte seiner empfindsamen, leicht von einem Gefühl in das andere überspringenden Natur entsprochen, wenn er muthlos noch in letzter Minute wieder umgekehrt wäre, dicht vor dem Ziel. Aber er that sich Gewalt an und setzte den Weg fort.

Es war eine reizend im Grünen gelegene Cottage, an dessen eisernem Gitter ein blankes Messingschild den Namen „Sommer" trug. Fritz Hammer zog die Klingel. Ein Dienstmädchen öffnete.

„Der Herr Professor ist nicht zu Hause," beschied sie auf Fritz Hammers Frage. „Er ist noch nicht zurück von Cambridge."

Da stand er nun rathlos, ob er wieder umkehren und ein andermal wiederkommen, oder ob er nach Miß Milli fragen sollte. Er biß sich auf die Lippen. Eigentlich hätte er es voraussehen können und eine andere Stunde wählen sollen. Mr. Sommer war Professor der Litteratur an der Havard-Universität zu

Cambridge, dem Vorort Bostons. Seine Vorlesungen nahmen ihn gewiß bis spät am Nachmittag in Anspruch. Schon machte er Miene, sich zu entfernen, da es ihm nach deutscher Anschauung nicht schicklich erschien, einem jungen Mädchen, das sich allein im Hause befand, seinen Besuch zu machen. Da vernahm er plötzlich ein lautes, fröhliches, herzliches Lachen und aufblickend gewahrte er eine junge Dame in hellem Sommerkleid, die den Kiesweg, der vom Hause zum Park führte, hinaufkam. Neben ihr schritt ein Herr, ein hochgewachsener, junger Mann im Sportanzug, mit kurzen Beinkleidern und Kniestrümpfen.

„Miß Sommer," sagte das Dienstmädchen.

„Soll ich Sie der Miß melden?"

Fritz Hammer hatte noch nicht geantwortet, als das junge Mädchen schon von selbst auf die Gruppe am Thor aufmerksam wurde und rasch näher kam.

„Was giebt's, Marry?" fragte sie.

„Ein Herr, der den Herrn Professor sprechen möchte."

Fritz Hammer stand mit dem Hut in der Hand und sah mit hochklopfendem Herzen der nächsten Minute entgegen. Milli Sommer hielt ein paar Schritte vor dem Thor in ihrem schnellen Gang plötzlich inne, stutzend, zweifelnd. Aber schon im nächsten Augenblick schlug eine Röthe angenehmer Ueberraschung in ihrem Gesicht auf und ihr Auge strahlte sichtlich.

„Sie, Mister Hammer!“ rief sie mit ungeheuchelter Herzlichkeit. „Ist es denn möglich? Wie ich mich freue! So kommen Sie doch, bitte, herein!“

Dem jungen Deutschen war, als habe ihn ein warmer Sonnenstrahl berührt. Rasch folgte er ihrem Gebot und tauschte mit ihr einen herzlichen Händedruck. Mit Bewunderung hing sein Auge an ihrem Gesicht. Sie sah noch wohler aus, als auf dem Schiff. Frisch und blühend war sie, ein Bild jugendlicher Anmuth und Kraft.

Nachdem sie die Herren einander vorgestellt, sagte sie: „Ich war eben mit Mister Hunt auf dem Wege zu unserm Spielplatz. Ich habe Besuch, ein paar Freunde. Sie spielen doch auch Croquet, Mister Hammer?“

Er bejahte. Er hatte es oft auf dem väterlichen Gute mit seiner Schwester und deren Freundinnen gespielt. O, schöne, unvergeßliche, sorglose Jugendzeit!

Doch Miß Milli ließ ihm keine Zeit, sich sentimentalen Erinnerungen hinzugeben.

„Gehen Sie voraus, Mister Hunt,“ gebot sie ihrem Begleiter. „Entschuldigen Sie mich, bitte! Mister Hammer, kommen Sie! Bevor ich Sie mit meinen Freunden bekannt mache, müssen Sie mir mittheilen, wie es Ihnen bei uns in Amerika gefällt.“

Sie bog in eine Seitenallee mit ihm ab, während der andere junge Mann gehorsam den Weg nach dem

Spielplatz weiter verfolgte, nicht ohne vorher einen finstern, mißtrauischen, ärgerlichen Blick auf Fritz Hammer geworfen zu haben.

Miß Milli führte ihren Gast zu einer Bank, auf der sie sich niederließen.

„So, nun erzählen Sie, bitte! Wie ist es Ihnen ergangen?“

„O, ich danke, gut, sehr gut, besser als ich es erwarten konnte,“ sprudelte der junge Deutsche in der Freude seines Herzens heraus. Seine gehobene Stimmung war rasch wieder zurückgekehrt. Er fühlte sich wie berauscht. Die Nähe des entzückenden Geschöpfes an seiner Seite, die Umgebung, das zierliche Landhaus, der prachtvolle Park, die ländliche Ruhe, alles das erzeugte ein in der Ferne noch nicht gekanntes Frohgefühl in ihm. Er hätte glauben können, in der Heimath zu sein, auf einem der Gutshöfe der Nachbarschaft, wo er so oft mit seinen Eltern und seiner Schwester zu Besuch geweilt hatte.

„Das freut mich,“ erwiderte Miß Milli lächelnd. „Da haben Sie wohl gar kein Heimweh, Mister Hammer?“

„Nicht eine Spur, gar nicht, am allerwenigsten in diesem Augenblick.“

Es war ihm in seiner freudigen Erregung herausgefahren, und nun that es ihm fast leid, denn auf Miß Milli's Stirn bildete sich eine unmuthige Falte

und sie hob, ohne auch nur für einen Moment ihre sichere Haltung zu verlieren, vorwurfsvoll den Blick.

„Das ist nicht hübsch von Ihnen, Mister Hammer," verwies sie ihn, „daß Sie mir gleich bei unserm ersten Wiedersehen Complimente sagen. Ich weiß, bei Ihnen in Deutschland gehört das zum guten Ton. Aber ich — ich dispensire Sie davon, Mister Hammer. Mir gefällt der einfache, aber ehrliche Ton der Freundschaft besser."

Er war ganz bestürzt.

„Aber ich bitte Sie, Miß Milli," stotterte er, „Sie werden doch nicht glauben, daß ich — daß ich Ihnen eine — eine bloße Schmeichelei sagen wollte. Nein, es war der ehrliche Ausdruck meiner Freude, meiner Dankbarkeit. Offen gestanden, ich war gar nicht sicher, ob Sie sich meiner überhaupt — ob ich überhaupt hier Einlaß finden würde."

Sie lächelte schnell versöhnt und schelmisch sagte sie: „Oho, Mister Hammer. Sie halten uns Amerikaner wohl für Barbaren, die nicht wissen, was Gastfreundschaft ist? Das ist allerdings kein Compliment, sondern eher das Gegentheil. Papa und ich, wir haben oft von Ihnen gesprochen. Wirklich! Papa wird es Ihnen bestätigen. Wir hatten schon fast die Hoffnung aufgegeben, Sie überhaupt wieder zu sehen. Um so mehr freue ich mich jetzt. Also gut ist es Ihnen ergangen? Nun, erzählen Sie —!"

Er ließ sich nicht nöthigen und gab ihr einen kurzen Bericht über sein Schicksal während der letzten Monate, über die Gründung der Stadt Lincoln und den guten Geschäften der Lincoln Land Company.

Sie hörte ihm staunend zu und sah ihn ganz verwundert von der Seite an.

„Ich hätte das garnicht in Ihnen gesucht, Mister Hammer," sagte sie aufrichtig. „Wer hätte gedacht, daß in Ihnen ein so kühner Spekulant steckt!"

Er lachte.

„Ich weiß nicht, Miß Milli," entgegnete er, „ob ich Ihr Erstaunen als ein Lob oder als das Gegentheil auffassen soll. Ich verdiene weder das eine noch das andere. Mein Verdienst ist es nicht, wenn wir mit der Befolgung von George Willert's Rath einen so glücklichen Griff gethan haben, sondern lediglich das meines Freundes Suter, der mich freundlichst in's Schlepptau genommen."

„Und was sagen Ihre Eltern, Mister Hammer? Haben sie sich endlich mit Ihrer Reise ausgesöhnt?"

Er verneinte, plötzlich ernst werdend.

„Meine Mutter und meine Schwester bitten mich in jedem Brief, doch wieder heimzukehren. Sie können das Gefühl nicht los werden, daß Amerika so gut wie aus der Welt sei. Ich glaube, sie beweinen mich bereits wie einen für immer Verlorenen."

Sie nickte ebenfalls ernst.

„Ihre arme Mutter! Ihre arme Schwester!“ sagte sie mit Gefühl. „Wie sie mich dauern! Ich kann Ihnen wohl nachfühlen, denn auch ich habe einen Bruder, den sein Beruf weit, weit von hier festhält. Er ist Lieutenant in der Vereinigten Staaten-Armee und liegt in Fort Washington in Garnison, weit von hier im fernen Californien. Doch —“ sie erhob sich — „nun kommen Sie nach dem Spielplatz! Sie werden zwei der schönsten Mädchen Bostons kennen lernen,“ fuhr sie schelmisch fort. „Wahren Sie Ihr Herz, Mister Hammer!“

Ihm wäre beinahe wieder ein Compliment entschlüpft, doch noch rechtzeitig erinnerte er sich ihres Unmuthes von vorher und so begnügte er sich, mit lächelnder Miene protestirend die Hand zu erheben.

Miß Milli hatte nicht zuviel gesagt. Ihre beiden Freundinnen, die sich mit Mister Hunt und noch einem andern Herrn auf dem Spielplatz am Croquet belustigten, waren Schönheiten, jede in ihrer Art. Die jüngere, eine Miß Pearson, war der Typus einer Beauty aus den Neuengland-Staaten, eine echt puritanische Schönheit. Frisch, groß und schlank mit einem rosigen Gesicht, sanften blauen Augen und goldblondem Haar hatte sie etwas Kindliches, und zugleich etwas Madonnenhaftes.

In scharfem Contrast mit ihr stand die andere Schönheit, Miß Carry Hunt, die Schwester des

Stutzers im Sportkostüm. Sie war klein, brünett, mit lebhaften, blitzenden Augen und von quecksilberner Munterkeit, während die andere ein stilles und zurückhaltendes Wesen an den Tag legte. Man sah ihr an, daß, wie sie dem jungen Deutschen später mit sichtbarem Stolz erzählte, von mütterlicher Seite französisches Blut in ihren Adern floß.

Die Vorstellung war schnell erledigt. Die beiden jungen Damen begrüßten den Fremden mit jener Ungezwungenheit und überlegenen Sicherheit, die der Amerikanerin Männern gegenüber immer eigen ist; dann setzte man gemeinsam das Croquetspiel fort.

Fritz Hammer bot seine ganze Geschicklichkeit auf und er ging mit seiner Partnerin, Miß Milli, als Sieger aus dem Spiel hervor. Miß Carry Hunt's Blicke streiften den jungen Deutschen bewundernd. Als man gemeinsam den Rückweg zum Hause machte, trat sie an seine Seite, während Mister Hunt glückstrahlend neben Milli Sommer einherschritt.

Die muntere kleine Brünette verwickelte ihren Begleiter in ein lebhaftes Gespräch. Sie machte ihm Complimente über sein Spiel und über seine Aussprache des Englischen und fügte verbindlich hinzu: „Sie waren mir kein Fremder mehr, Mister Hammer. Milli hatte mir bereits von Ihnen erzählt und ich war wirklich schon ein wenig neugierig auf Ihre Bekanntschaft."

Der geschmeichelte, junge Deutsche dankte mit einem

leichten Neigen seines Kopfes. Ihm wurde immer wohler und gehobener zu Muthe. Alles, was hinter ihm lag, seit er amerikanischen Boden betreten, war ausgelöscht aus seinen Gedanken: die bösen New Yorker Tage und das Leben auf den öden Prärien des Westens. Ihm war, als sei er in die glückliche, sorglose Zeit seiner frühen Jugend zurückversetzt.

In dem Speisezimmer der Villa war ein kleiner Lunch aufgetragen. Brot, kalter Aufschnitt und verschiedene Fruchtpies, dazu Citronen-Limonade. Während man mitten beim Schmausen war, trat der Professor ein. Er begrüßte den deutschen Gast auf das Herzlichste. Als die jungen Leute aufbrachen, und auch Fritz Hammer sich verabschieden wollte, hielt er ihn lebhaft zurück.

„Nein! Sie lasse ich noch nicht fort. Sie müssen noch ein wenig mit mir plaudern."

Dann, nachdem sich die Thür hinter den Anderen geschlossen, bemerkte er heiter: „Nun wollen wir unser Wiedersehen einmal nach guter deutscher Sitte feiern. Milli, trage uns eine Flasche von dem guten deutschen Rheinwein auf, den wir uns von drüben mitgebracht haben und vergiß auch die Cigarren nicht!"

Als die Cigarren in Brand gesetzt waren und man das erste Glas geleert hatte, fuhr er gesprächig fort:

„Die Amerikaner verstehen nicht zu leben und nicht zu trinken. Bei ihnen gilt es als etwas Unan-

ständiges, in Damengesellschaft zu rauchen und zu trinken. Natürlich, solch ein Amerikaner versteht ja nichts von der Kunst des Trinkens. Er trinkt nicht mit Genuß, mit Behagen, sondern er schüttet den Wein mit jener ruhelosen, nervösen Hast hinunter, mit der er ißt und arbeitet, mit der sich alle seine Lebensäußerungen vollziehen. Während uns der Wein frohgelaunt und heiter macht, uns mild und herzlich stimmt, wirkt er auf den Amerikaner verrohend, brutalisirend. Ein angetrunkener Amerikaner ist immer händelsüchtig und raufluſtig.

Der ersten Flasche folgte eine zweite, und der alte Herr wurde immer aufgeräumter und mittheilsamer. Er begann von seinen „amerikanischen Lehrjahren", wie er es nannte, zu erzählen. Achtundvierzig war er als junger Student, der an der Revolution Antheil genommen, herübergekommen. Harte Zeiten hatte er durchgemacht. Er war nach einander Handarbeiter, Nähmaschinen-Agent, Kellner, Journalist und politischer Redner gewesen, bis es ihm endlich gelungen war, im Lehrfach festen Fuß zu fassen. Seit zwanzig Jahren hatte er die sehr gut dotirte und angesehene Stellung als Professor an der ersten amerikanischen Universität, dem Havard-College, inne.

Als sich Fritz Hammer endlich empfahl, wurde er auf das Dringlichste zum Wiederkommen aufgefordert.

„Kommen Sie, so oft Sie nur irgend Zeit und Lust dazu haben," sagte der Professor. „Wenn ich

nicht da bin, wird sich Milli ein Vergnügen daraus machen, mit Ihnen zu plaudern. Wie lange gedenken Sie in Boston zu bleiben?"

„O," log Fritz Hammer, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, „das hängt ganz von den Geschäften ab, die ich hier zu erledigen habe. Es können darüber Wochen, ja vielleicht auch Monate vergehen."

Der junge Deutsche machte in der Folgezeit von der Erlaubniß des Professors ausgedehnten Gebrauch. Sein Wohlgefallen an Miß Milli's Gesellschaft, seine Sehnsucht nach ihrem Anblick und ihrer Unterhaltung war noch stärker als seine Schüchternheit und überwand seine natürliche Zurückhaltung. Nach der langen Entbehrung übte der Verkehr mit einem reinen, gebildeten, feinsinnigen jungen Mädchen einen unwiderstehlichen Zauber aus auf ihn, und alle Bedenken und Rücksichten gingen unter in dem Verlangen, der Bewunderten, still Verehrten so oft als möglich nahe zu sein.

Durch seine Freundin in verschiedene andere Bostoner Familien eingeführt, that sich zum ersten Male vor ihm das amerikanische Gesellschaftsleben auf. Da gab es für ihn so viel des Neuen und Interessanten, daß ihm die Tage im Fluge schwanden, und daß er alles Andere darüber vergaß: Heimath, Eltern, die Linkoln Land Company und Bessie Newman. Besonders originell fand er die Ungenirtheit, mit der die

amerikanischen jungen Damen mit den Herren ihres Bekanntenkreises verkehrten. So wurde die amerikanische Sitte, die ihm erlaubte, mit einem zweisitzigen Wagen, den er aus einem Leihstall genommen, vor Mister Sommer's Cottage vorzufahren und Miß Milli zu einer mehrstündigen Spazierfahrt in die Umgegend abzuholen, zu einer Quelle anregenden, angenehmen Zeitvertreibes für ihn. Oft ergriff Miß Milli Zügel und Peitsche und übernahm die Führung, ihm alle Sehenswürdigkeiten Bostons und der Umgebung zeigend. In ihrer Unterhaltung bewies sie außergewöhnliche Bildung und ein Interesse für wissenschaftliche Dinge, das ihm umsomehr imponirte, als die sehr oberflächliche Töchterschulbildung der Freundinnen seiner Schwester ihn oft zum Spott gereizt hatte. Miß Milli hatte eine high school absolvirt und Livius und Homer in der Ursprache gelesen. Daß sie daneben ihre körperliche Ausbildung nicht vernachlässigt hatte, davon überzeugte er sich fast täglich, wenn sie im Lawn tennis oder sonst einem sportlichen Spiel eine bewundernswerthe Muskelkraft und Ausdauer an den Tag legte.

Eines Tages wurde ein Camping out unternommen und Fritz Hammer hatte Gelegenheit, eine der reizvollsten, originellsten amerikanischen Vergnügungen der amerikanischen Gesellschaft kennen zu lernen. Eine ganze Anzahl von Familien hatte einen gemeinsamen Ausflug nach einem acht Meilen entfernten Ort, der

sich durch landschaftliche Reize besonders auszeichnete, beschlossen. Da das Camping out für eine ganze Woche in Aussicht genommen war, so wurden Lebensmittel aller Art, Conserven, Kochgeschirr und alles sonst Nöthige auf Wagen mitgeführt.

Jeder Herr holte die von ihm vorher engagirte Dame in einem zweisitzigen Wagen ab. Da der verliebte Mister Hunt sich bereits eine Woche vorher der Zusage Miß Milli's versichert hatte, so mußte sich Fritz Hammer nach einer anderen Gefährtin umsehen. Zum Glück war Miß Hunt noch frei, und so hatte der junge Deutsche auf der Fahrt über Langeweile nicht zu klagen. Seine Partnerin war von der bezaubendsten Laune und plauderte und lachte in einem fort und steckte auch ihn mit ihrer übermüthigen Laune an. Man sah ihr an, welches Vergnügen es ihr gewährte, den hübschen jungen Deutschen an ihrer Seite zu haben.

In der Rechten schwang sie die Peitsche, während die Linke den Zügel hielt. Plötzlich sprang das Schloß ihres Armbandes auf, das sie am linken Arm trug.

„Bitte, Mister Hammer," sagte sie und hob den Arm ihm entgegen.

Er folgte mit Vergnügen ihrer Bitte, fügte das Schloß zusammen und konnte sich nicht enthalten, die zierliche, weiche, weiße Hand, bevor er sie wieder freigab, mit seinen Lippen zu berühren.

Sie nahm seine Artigkeit mit einem unmuthigen Schürzen ihrer Lippen auf und mit einem verweisenden Kopfschütteln. Schon bereute er seine vermeintliche Keckheit, da versetzten ihn ihre Worte in Verwirrung und Zweifel.

„Bin ich denn in Ihren Augen schon so alt, Mister Hammer," sagte sie, „daß Sie mir wie einer Respektsperson die Hand küssen?"

„Aber — Miß Carry, —" stotterte er ungewiß.

Sie beugte sich zu ihm hinüber, ein schelmisches Lächeln zuckte in den neckischen Grübchen ihres dunkeläugigen Gesichts.

„Den jungen Mädchen gab Gott den Mund nicht nur zum Sprechen."

Sie wandte sich voll zu ihm herum und bot ihm unbefangen, mit der huldvollen Würde einer Königin die halbgeöffneten Lippen.

„O, Miß Carry," jubelte der junge Mann entzückt und beeilte sich, von der ihm so liebenswürdig gegebenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Wie ein Taumel erfaßte es ihn und das Blut schoß ihm glühend in Stirn und Wangen, als er deutlich den Gegendruck ihrer Lippen empfand.

Sie waren die ersten in der Wagenreihe und das Kutschleder im Rücken deckte sie gegen die Blicke der Anderen. Aber das helle Lachen, das sich jetzt von dem ihnen unmittelbar folgenden Wagen vernehmen

ließ, wirkte auffallend abkühlend auf den jungen Mann. Er erkannte Miß Milli's Stimme, die an der Seite Mister Hunt's den Wagen lenkte. Es klang ihm wie eine Mahnung, wie ein Vorwurf, und während des übrigen Theiles der Fahrt legte er eine auffallende Zerstreutheit und Wortkargheit an den Tag.

An dem Rande eines schattigen Waldes machten sie Halt; die Zelte wurden aufgeschlagen und ein lustiges Lager- und Waldleben begann. Den Vormittag über gaben sich die jungen Herren dem Jagen und Fischen hin. Die jungen Damen, die zu Hause nur selten die Küche betraten und die Beschäftigung mit wirthschaftlichen Dingen haßten, fanden ihre Freude daran, die Wirthschaft zu führen, zu kochen, zu braten und zu backen, wobei die Kavaliere sie unterstützten, indem sie Holz zum Feuer und Wasser für die Kochtöpfe herbeitrugen. Der Nachmittag gehörte allen Arten von sportlichen Spielen und am Abend vergnügte man sich mit Gesang und Tanz.

Eine fröhliche Ungezwungenheit, eine echt kindliche Lustigkeit herrschte. Der Zwang und die steifen Formen des städtischen konventionellen Gesellschaftslebens waren verpönt. Fritz Hammer erinnerte sich nicht, je in seinem Leben so köstliche, idyllisch schöne Tage verlebt zu haben. Eine ganze Woche lang fast den ganzen Tag in der unmittelbaren Nähe der Geliebten! Es war wunderschön, und wenn nicht Miß Carry gewesen

wäre, die immer um ihn herum war und Mister Hunt, der ihm den Vorrang bei Miß Milli streitig zu machen sich bemühte, wer weiß, ob nicht die einander entgegenklopfenden jungen Herzen sich bereits in diesen Tagen sorglosen Glückes gefunden hätten.

VI.

Es war am Tage nach der Rückkehr vom Camping out. In der glückseligsten Stimmung hatte sich Fritz Hammer angekleidet. Die süßen Erinnerungen aus dem Lagerleben zitterten noch in ihm fort. Er schickte sich eben an, auszugehen, als ihm der schwarze Zimmerkellner meldete, daß ein Herr im Parlor ihn erwarte und zu sprechen wünsche.

Nichts Böses ahnend, begab sich der junge Mann heiter hinab. Wahrscheinlich einer seiner Bostoner Bekannten, dachte er, der ihn zu irgend einem Vergnügen abholen wollte.

Aber wie vom Donner gerührt stand er still, als ihm Jack Newman, der Sohn der New Yorker Boardinghauswirthin, mit überraschend ernster, feierlicher Miene gegenübertrat. Der New Yorker Loafer hatte eine außergewöhnliche Sorgfalt auf seine Toilette verwendet und sah äußerlich fast wie ein Gentleman aus.

„Guten Morgen, Sir," sagte er mit einer wichtigen Miene, die Fritz Hammer's anfängliche Ueberraschung noch steigerte, „ich habe mit Ihnen zu reden, Sir — unter vier Augen."

Verwirrt, bestürzt, ein dumpfes Gefühl des Unbehagens und der Bangigkeit in der Brust, führte der junge Deutsche seinen Besuch aus dem zur allgemeinen Benutzung offenstehenden Salon in sein Zimmer hinauf.

Jack Newman nahm mit Würde die Einladung, sich zu setzen, an und ergriff von Neuem das Wort: „Ich komme im Auftrage Mrs. Newman's, meiner Mutter, die sehr unwillig ist über Ihre Handlungsweise, Mister Hammer."

„Allerdings," stotterte der junge Deutsche im Bewußtsein seiner Schuld, „ich habe um Entschuldigung zu bitten. Dringliche Geschäfte zwangen mich, plötzlich nach hier abzureisen und hinderten mich, persönlich Abschied zu nehmen."

„Auch schriftlich haben Sie das nicht gethan, Sir," bemerkte der Andere streng und runzelte seine Augenbrauen. „Sie haben Ihrer Braut dadurch viel Herzeleid verursacht."

Fritz Hammer machte eine unwillkürliche Bewegung des Protestes und eine heftige Erwiderung schwebte ihm auf der Zunge. Aber er hielt es doch für besser, sie herunterzuschlucken und das Wörtchen, das seinen Be-

ziehungen zu Bessie Newman einen intimeren Charakter beilegte, zunächst zu ignoriren.

„Ich glaube nicht," entgegnete er mit leisem Spott, „daß Miß Bessie sich meine plötzliche Abreise allzusehr zu Herzen genommen haben wird. Wie ich sie kenne, dürfte sie sich sehr bald über den Verlust meiner Gesellschaft getröstet haben."

Der Tagedieb und Taugenichts aus der Chrystie-Street reckte sich in Positur.

„Vergessen Sie nicht, Sir," sagte er und bemühte sich, seinem wiskyduftenden heiseren Organ einen festen, imponirenden Klang zu verleihen, „vergessen Sie nicht, daß die Lady, von der Sie sprechen, meine Schwester ist! Wie gesagt, Mrs. Newman ist äußerst empört über Ihre Rücksichtslosigkeit und hat beschlossen, Sie mit aller Strenge an Ihre Pflichten gegen Ihre schmählich verlassene Braut zu erinnern."

„Pflichten?" stammelte der junge Deutsche bestürzt und ein ahnungsvoller Schreck fuhr ihm in die Glieder. „Welche Pflichten?"

„Die Pflichten eines Gentleman gegen seine Braut, der er Liebe und Treue geschworen hat."

Fritz Hammer raffte sich auf, der Aerger stieg ihm in den Kopf.

„Sie geben meinen Beziehungen zu Miß Bessie eine Bedeutung," gab er scharf zurück, „gegen die ich denn doch protestiren möchte. Sie bezeichnen Ihre

Schwester in einem fort als meine Braut. Ich muß Ihnen bemerken, daß eine Verlobung zwischen Miß Bessie und mir nicht stattgefunden hat."

„Doch, doch, Mister Hammer," entgegnete Jack Newman mit überlegener Ruhe und Sicherheit. „Oder sollten Sie leugnen wollen, daß Sie Miß Bessie wiederholt geküßt haben?"

„Das habe ich allerdings," gestand der junge Deutsche kleinlaut, „aber sie hat mich dazu herausgefordert."

„Daß Sie sie Braut nannten?" fragte der Andere, ohne sich beirren zu lassen, mit der Miene eines Untersuchungsrichters weiter.

„Aus Scherz, nur aus Scherz. Ich habe mir nichts dabei gedacht."

Jack Newman lächelte höhnisch.

„Wir sind hier nicht in Deutschland, Sir," entgegnete er, „wo es erlaubt sein mag, ein junges Mädchen zum Besten zu haben und an der Nase herumzuführen. Hier in Amerika stehen die Ladies unter dem Schutze des Gesetzes und Niemandem ist es erlaubt, eine Lady zu kompromittiren und dann einfach davonzugehen und zu sagen: es war nur ein Spaß."

Dem jungen Deutschen wurde ganz heiß. Er hatte das dumpfe beklemmende Gefühl, als ob ihm ein Strick um den Hals gelegt würde. Mit aller Gewalt nahm er sich

zusammen, um seine Angst und Niedergeschlagenheit dem Andern nicht zu verrathen.

„Zum Henker, was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ stieß er aufgeregt heraus.

Der Sohn der Boardinghauswirthin steckte wieder seine feierliche Miene auf und sagte langsam, gewichtig: „Im Namen von Mrs. Newman und als Bruder Bessie's fordere ich Sie auf, mit mir nach New York zurückzukehren, Bessie zu heirathen und sie bei sich aufzunehmen und als Ihre Frau zu halten und zu ehren.“

Entsetzt sprang Fritz Hammer auf seine Füße.

„Heirathen?“ rief er, in wirklichen Zorn gerathend, „ich soll Bessie heirathen? Ich denke ja gar nicht daran! Fällt mir auch nicht im Traume ein.“

„So!“ Auch Jack Newman erhob sich. „Dann zwingen Sie uns, mit aller Schärfe des Gesetzes gegen Sie vorzugehen.“

„Des Gesetzes? Bah! Sie drohen mir, Sie denken, ich lasse mich von Ihnen einschüchtern. Unsinn!“

Die Entrüstung, die Wuth des jungen Mannes entzündete sich immer mehr.

„Ich will doch sehen, ob man hier im Lande der Freiheit mit Gewalt geheirathet werden kann.“

Die Ueberzeugung, daß alles ein abgekartetes Spiel gewesen, daß Bessie mit listiger, kühler Berechnung, ohne alle innere Antheilnahme mit ihm kokettirt hatte, erzeugte eine stachelnde Beschämung in

ihm und ließ seine Wuth vollends überschäumen. „Ich weiß ja, worauf es herausgeht: auf eine Erpressung. Sie wollen mir Angst einjagen und Sie denken, ich werde so dumm sein, mich von Ihnen loszukaufen. Fällt mir nicht ein! Keinen Cent bekommen Sie, keinen Cent!"

„Sir!" rief der Andere und steckte eine Miene der Entrüstung auf.

„Hinaus!" schrie der Deutsche zurück. „Hinaus! Ich will mit Ihnen nichts mehr zu thun haben, weder mit Ihnen, noch mit Ihrem sauberen Fräulein Schwester. Hinaus!"

Der Loafer aus der Chrystie-Street machte eine Bewegung mit seinen Rockärmeln, als wollte er sich zum Faustkampf rüsten. Aber rasch zum Bewußtsein kommend, daß sich das für seine Rolle als Gentleman, als der er hier aufzutreten hatte, nicht schicke, drehte er sich rasch auf seinem Absatz herum und verließ mit den Worten: „Sie werden von uns hören," das Zimmer.

Nachdem Jack Newman gegangen, verrauchte die zornige Erregung des jungen Deutschen sehr rasch und eine tiefe Niedergeschlagenheit nahm von ihm Besitz. Wenn der Mensch seine Drohung wahr machte und ihn gerichtlich belangte? Das Gespräch, das er mit Adolf Suter über diesen Gegenstand geführt, kam ihm plötzlich in's Gedächtniß und steigerte seine Unruhe, seine Zer-

knirschung erheblich. Er schalt sich, daß er unvernünftig, unüberlegt gehandelt. Anstatt aufzubrausen und Bessie's Bruder zu beleidigen, hätte er versuchen sollen, sich mit ihm zu einigen. Mit ein paar Hundert Dollar hätte er die fatale Sache vielleicht beilegen können, die nun möglicherweise zu einem Skandalprozeß führte und in die Zeitungen kam.

Lebhaftes Entsetzen schüttelte ihn bei diesen Gedanken. Wenn Milli, wenn ihr Vater, wenn Carrie Hunt und der ganze Bekanntenkreis davon erführe?

Wie ein Verzweifelter lief er in seinem Zimmer umher, laut stöhnend. Er war blamirt, für immer unmöglich. Milli würde ihn keines Blickes mehr würdigen und ihn verachten. Ein heftiger Schmerz durchfuhr ihn. Am besten, er machte sich aus dem Staube und kehrte schleunigst nach Lincoln zurück. Dort im fernen Westen war er vor den Newman's sicher. Bis dorthin würden sie ihn kaum verfolgen. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Er würde sich von Lincoln aus mit den Newman's auseinander setzen und dann hinderte ihn nichts, Boston und Miß Milli wieder aufzusuchen. Ein Vorwand, der die überhastete Abreise ohne Abschied entschuldigte, würde sich leicht finden lassen. Doch jetzt nur fort, fort!

Mit krampfhaftem Eifer traf Fritz Hammer seine Vorbereitungen zur Reise. Er war eben im Begriff,

aus dem Hotel auf die Straße zu treten, als plötzlich ein fremder Herr auf ihn zukam.

„Mister Hammer?“ fragte er kurz.

„Ja.“

„Folgen Sie mir! Sie sind verhaftet.“

Fritz Hammer erbleichte. Aber ihm lag vor allem daran, kein Aufsehen zu erregen und so schritt er willig neben dem in einem anständigen, dunklen Zivilanzug gekleideten Fremden hin, der sich ihm gegenüber als Beamten der Criminalpolizei bezeichnete. Auf dem Polizeibureau wurde dem jungen Deutschen eröffnet, daß eine Anklage wegen Bruchs des Eheverbrechens gegen ihn erhoben sei und daß er in Haft genommen würde, da Fluchtverdacht vorliege.

Fritz Hammer mußte sich in sein Schicksal fügen. Auf die Betheuerungen seiner Schuldlosigkeit konnte die Polizei selbstverständlich keine Rücksicht nehmen. Man vertröstete ihn auf die Gerichtsverhandlung, die ja ergeben werde, auf wessen Seite das Recht lag.

Der junge Deutsche war wie zerschmettert. Die ersten Tage brachte er in einem Zustand dumpfer Betäubung hin. Welch ein Wechsel! Vor wenigen Tagen noch inmitten einer vornehmen, fröhlichen Gesellschaft, sich sorglos an Spiel und Tanz erfreuend, im frischen, grünen Wald — heute im Gefängniß, behandelt wie ein Verbrecher, auf eine schmale, fast ungenießbare Kost

gesetzt, eingesperrt in einen dumpfen, schmutzigen, halbdunklen Raum.

Ein Gefühl unendlichen Kleinmuthes senkte sich auf ihn, ein förmlicher Lebensüberdruß. Die Einzelhaft, die rohe Behandlung, und in erster Linie das Bewußtsein, Gefangener zu sein, übten eine stark demoralisirende Wirkung auf ihn aus. Er kam sich selbst verächtlich, verabscheuenswerth vor und in seiner haltlosen Niedergeschlagenheit sah er alles im schwärzesten Licht. Die Notiz von seiner Verhaftung war wahrscheinlich durch die Zeitungen gegangen. Auch Miß Milli hatte sie sicher gelesen. Gewiß dachte sie seiner nur noch mit Beschämung nnd dem Gefühl heftigsten Widerwillens. Er war hinfort todt für sie und Mister Hunt triumphirte.

Nach Erledigung der vom Gesetz vorgeschriebenen Formalitäten, erfolgte seine Ueberführung nach dem New Yorker Untersuchungsgefängniß. Das Gesetz gestattete dem Untersuchungsrichter die vorläufige Entlassung eines Angeklagten, wenn ein in der Stadt ansässiger Grundbesitzer für sein pünktliches Erscheinen zum Prozeß Bürgschaft leistete. Aber da der arme, junge Deutsche niemand in der Stadt kannte, der ihm diesen Freundschaftsdienst hätte erweisen können, so wurde ihm die Wohlthat dieses Gesetzparagraphen nicht zu Theil. Er war so von seinem Geschick darniedergedrückt, daß ihm nicht einmal in den Sinn kam, sich

an George Willert oder an Milli's Vater um Rath und Hilfe zu wenden. Ja, er machte nicht einmal seinem Freunde Suter von dem Vorgefallenen Mittheilung. Eine so grenzenlose Scham hatte von ihm Besitz genommen, daß er bei dem Gedanken zitterte, irgend einem bekannten Gesicht zu begegnen. Wenn nur Niemand Kenntniß erhielt von dem, was ihm widerfahren. Das war sein einziger Wunsch.

Eine Woche nach seiner Ankunft in New York wurde ein Besuch in seine Zelle geführt. Es war Miß Bessie. Sie ging mit ausgebreiteten Armen auf ihn los.

„Armer, armer Frederic!" rief sie und blinzelte mit den Augen, als würde es ihr schwer, ihre Thränen zurückzuhalten. „Wie sehr beklage ich, daß es so hat kommen müssen. Aber Mama und Jack wollten nicht auf mich hören, so sehr ich auch bat, Sie zu schonen."

Der Gefangene machte eine Gebärde, als wollte er vor ihr fliehen. Aber die Umstände zwangen ihn, Bessie's Tiraden weiter über sich ergehen zu lassen und schließlich wagte er nicht einmal, sie zurückzustoßen, als sie sich an seine Brust warf, das Gesicht gegen seine Schulter preßte und zu schluchzen begann. Ihm selbst wurde ganz weich zu Muthe und auch seine Thränen begannen zu fließen. Er war von allem, was er in den letzten Wochen erlebt, moralisch und physisch so herabgekommen, daß seine Widerstandskraft fast ganz gebrochen war und daß er gar nicht mehr im Stande

war, logisch zu denken. Er war ganz im Banne der hysterischen Stimmung, die die Gefängnißluft in ihm erzeugt hatte. Und zuletzt machten ihn die Betheuerungen der verführerischen Schönen so mürbe, daß er mit sich selbst in Zweifel und Zwiespalt gerieth. Vielleicht hatte er ihr Unrecht gethan, vielleicht war sie gar nicht die kalte, listige Kokette, die er in seinem ersten Unmuth in ihr erblickt hatte. Vielleicht war es eine wirkliche Neigung, die sie für ihn empfand und er war im Unrecht gewesen, als er sich so rücksichtslos gegen sie benommen hatte.

Seit zwei Monaten war er von jedem Verkehr mit fühlenden Menschen abgeschnitten und hatte Niemand als die rohen Gefängnißwärter, für die er eine seelenlose Nummer bedeutete, um sich gehabt. Seine darbende Seele sog mit krankhafter Begierde die weichen, schmeichelnden Laute in sich hinein, die dem Munde der schönen Bessie reichlich entströmten.

Erst am folgenden Tage, als Jack Newman bei ihm erschien, erwachte wieder ein wenig Trotz und männliches Selbstgefühl in ihm.

„Nun, Mister Hammer," redete ihn der Eintretende mit schadenfrohem, spöttischem Lächeln an, „sind Sie heute besserer Laune als damals in Boston? Ich muß Ihnen den Vorwurf machen, Sir, daß Sie mich wenig gentlemanlike behandelt haben. Well, inzwischen haben Sie ja Zeit und Gelegenheit gehabt, sich abzukühlen,

und Sie werden mir wohl heute nicht wieder die Thüre weisen, wie damals, obwohl ich, offen gestanden, froh wäre, hätte ich erst wieder die Thür von draußen zugemacht. Ihr Parlor sieht verdammt wenig einladend aus, Mister Hammer."

Der Spottende sah sich naserümpfend in der kleinen Zelle um, während dem jungen Deutschen das Blut in den Kopf stieg. Er drehte seinem Besuch ostentativ den Rücken und sah zu dem kleinen Fenster empor, das, in einer von ebener Erde nicht erreichbaren Höhe angebracht, dem Inhaftirten nur wenig Licht und Luft vermittelte.

„Sie sehen, Sir," fuhr der Andere nach einer kurzen Pause fort, „wir lassen nicht mit uns spaßen. Ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, Ihr Schwager zu werden, Mister Hammer."

Der Verspottete knirschte in ohnmächtigem Zorn mit den Zähnen. Endlich drehte er sich zu seinem Besucher herum.

„Wieviel wollen Sie?" stieß er kurz heraus.

„Wie? Was?" machte Jack Newman und spielte den Ueberraschten, nicht Verstehenden.

„Wieviel haben Sie sich vorgenommen von mir herauszupressen? Sagen Sie es kurz!"

„Erpressen? Oho, Sir! Ich möchte Ihnen doch rathen, aus einer anderen Tonart mit mir zu sprechen," sagte der Andere mit der Miene moralischer Entrüstung.

„Um Geld handelt es sich hier nicht, sondern darum, der von Ihnen schmählich Betrogenen und Verlassenen Genugthuung zu verschaffen."

Fritz Hammer zuckte verächtlich mit den Schultern und überlegte einen Augenblick, dann erklärte er sich bereit, die tausend Dollar, die die Gefängnißverwaltung für ihn in Verwahrung genommen, zu opfern, falls die Klage zurückgezogen wurde.

Die Augen des New Yorker Loafer funkelten, aber im nächsten Augenblick machte er eine geringschätzige Handbewegung.

„Tausend Dollar! Sie sind nicht recht gescheidt, Sir. Sie wagen es, die Lady, die berechtigte Ansprüche hat, Mrs. Hammer zu werden, mit lumpigen tausend Dollar abspeisen zu wollen? So niedrig sollten Sie sich selbst nicht schätzen, Mister Hammer."

„Und wieviel beanspruchen Sie?"

„Der Anwalt meiner Schwester hat eine Klage auf vierzigtausend Dollar Schadenersatz eingereicht, falls Sie sich fortgesetzt weigern, Ihrer Verpflichtung meiner Schwester gegenüber nachzukommen."

„Vierzigtau —" lallte der junge Deutsche und faßte sich nach dem Kopf, als müsse er erst seine Gedanken sammeln, das Unfaßbare zu begreifen. Und dann brach er in ein lautes Lachen aus. Es war ein grelles, schneidendes, hysterisches Lachen.

„Vierzigtausend Dollar!" sagte er. „Wenn ich

sie hätte, würde ich sie Ihnen wahrhaftig nicht geben."

„Wir werden ja sehen," erwiderte der Andere und zog sich zur Thür zurück. „Wir lassen uns nicht hinters Licht führen. Wir haben unsre Erkundigungen eingezogen, Mister Hammer. Sie sind Mitinhaber der Lincoln Land Company und als solcher Ihre achtzigtausend Dollar werth. Ueberlegen Sie sich die Sache. Wir geben nicht nach, wir gewiß nicht!"

Fritz Hammer blieb in einer halb ärgerlichen, halb gehobenen Stimmung zurück. Achtzigtausend Dollar! So hoch schätzte man ihn. War sein Antheil an der Lincoln Land Company wirklich so viel werth? Er hatte kurz vor seiner Abreise von Boston einen Chek auf tausend Dollars erhalten und dazu die Nachricht, daß in Lincoln alles gut ginge. Die Grundstücke stiegen im Werth und einzelne Bauplätze seien ihnen schon mit fünftausend Dollar das Stück bezahlt worden. Aber man habe neuerdings einen neuen Landcomplex dazu erworben, auch beabsichtigte er, Suter, einen großen Coup, da hieß es, alle vorhandenen Geldmittel zusammenfassen.

Die nächsten Tage brachten Verhandlungen zwischen den beiden Partheien. Die Newman's gingen in ihrer Forderung auf zwanzigtausend Dollar herab. Fritz Hammer bot zweitausend. Der Unterschied war zu groß, als daß sich eine Einigung hätte erzielen lassen.

Der Tag der gerichtlichen Verhandlung kam.

Fritz Hammer, dessen Nerven ohnedies von der langen Untersuchungshaft ziemlich angegriffen waren, befand sich wie in der Folter. Die zartesten Dinge wurden hier mit einer Umständlichkeit und einer geschäftsmäßigen Ungenirtheit behandelt, daß ihm die Haare zu Berge standen. Die Anklage behauptete, der Angeklagte habe sich der Klägerin gegenüber in einer Weise geäußert und benommen, daß sie an seiner aufrichtigen Liebe und an seinen ehrlichen Absichten nicht habe zweifeln können. Er habe sie ausdrücklich als seine Braut bezeichnet, im intimen Zwiegespräch nicht nur, sondern auch vor Andern. Jetzt weigere er sich aber, sein Heirathsversprechen einzulösen und Miß Bessie Newman sei durch seine zweideutige Handlungsweise arg kompromittirt. Der Schmerz und die Enttäuschung, die ihr die plötzliche Flucht des Angeklagten, sowie sein schmähliches Verhalten bereitet, habe ihr eine Gemüthskrankheit zugezogen und außerdem sei ihr Ruf für lange Zeit zerstört. Die Klägerin beantrage deshalb, den Angeklagten seinen Verhältnissen gemäß zu einem Schadenersatz von vierzigtausend Dollar zu verurtheilen.

Der Richter nahm den Angeklagten in ein Kreuzverhör, das dem armen jungen Deutschen den Angstschweiß auf die Stirn trieb.

„Sie haben in dem Kosthause der hier anwesenden Mutter der Klägerin längere Zeit gewohnt?“

„Ja."

„Sie geben zu, während Ihres Aufenthaltes bei der Familie Newman zärtliche Beziehungen zu Miß Newman angeknüpft zu haben?"

„Ich habe Miß Newman einige Male ausgeführt, in Theater und Conzerte, und habe mit ihr Spazierfahrten in den Central-Park unternommen."

„Und Sie haben bei diesen Gelegenheiten der jungen Dame Liebeserklärungen gemacht? Ich ermahne Sie, die volle Wahrheit zu sagen, Angeklagter!"

„Ich — nun ja —" der Angeklagte befand sich in peinlichster Verlegenheit. — — „Allerdings — ich — ich habe —"

„Miß Newman von Liebe gesprochen?"

„Ja."

„Und Sie haben diese Erklärung auch thätlich bekräftigt, ich meine, mit einem Kuß?"

„Ja."

„Einmal oder öfter?"

Der Angeklagte schwieg und sah vor sich nieder, um nicht den inquirirenden Blicken des Richters und der Anwälte und der höhnisch verzerrten Fratze Jack Newman's begegnen zu müssen.

„Hat er Sie nur einmal geküßt, Miß Newman, oder öfter?" wandte sich der gewissenhafte Richter an die Klägerin.

Die Gefragte ließ ein schamhaftes Erröthen sehen und hauchte ein leises: „Sehr oft, Euer Ehren."

„Sie haben gehört, Angeklagter! Geben Sie zu, Miß Newman wiederholt geküßt zu haben?"

„Ja — jawohl," stieß der Angeklagte nervös heraus, um nur über die peinliche Frage hinwegzukommen.

„So — so. Und Sie geben ferner zu, Miß Newman Ihre Braut genannt zu haben?"

Fritz Hammer raffte sich auf. Er sah ein, daß sein Interesse erfordere, sich nach besten Kräften zu vertheidigen.

„Allerdings," sagte er, „aber ich habe das nicht so — so gemeint. Ich habe mir nichts dabei gedacht, ich habe das so gesagt, wie man mein Liebling sagt, oder so ähnlich."

„Sie bestreiten also, die Absicht gehabt zu haben, Miß Newman zu heirathen?!

„Ja, das bestreite ich ganz entschieden."

„Aber ist Ihnen denn nie eingefallen, Angeklagter, daß Sie in der jungen Dame gewisse Hoffnungen erregten, daß Ihr Verhalten, Ihre Zärtlichkeitsäußerungen in ihr den Glauben erwecken mußten, Sie liebten Sie wirklich, wie man eine Dame liebt, die man zu ehelichen gedenkt?"

„Nein, daran habe ich nie gedacht. Ich habe immer geglaubt, Miß Newman sei es nur darum zu

thun, einen Begleiter zu haben, wenn sie einmal Lust hatte, ins Theater zu gehen."

„Und die Liebeserklärung, und die Küsse, Angeklagter, die zärtliche Benennung: meine Braut, gehörte das alles ebenfalls zu der bescheidenen Rolle des Begleiters, die Sie sich selbst zuertheilen?"

Auf diese Vorhaltung des Richters wußte der Angeklagte nichts zu erwidern. Bei den anderen Anwesenden aber rief sie ein schmunzelndes Lächeln hervor.

Der Sachwalter der Klägerin stellte nun den Antrag, die Zeugen zu vernehmen, deren Aussagen ja Licht über die Frage verbreiten würden, ob Miß Newman berechtigt war, sich als die zukünftige Misses Hammer zu betrachten oder nicht.

Zuerst wurde die Mutter der Klägerin auf den Zeugenstand gerufen. Die korpulente Dame pustete und keuchte und ihr dunkelrothes, erhitztes Gesicht bezeugte, in welcher Aufregung sie sich befand. Ihre Aussage gab sie in einem schauderhaften Englisch ab. Sie sei immer gegen das Verhältniß ihrer Tochter mit dem „Greenhorn" gewesen. Aber Bessie habe trotz aller ihrer Warnungen erklärt, daß sie den jungen Mann liebe und nicht von ihm lassen könne. Bessie Newman verhüllte bei dieser Erklärung ihrer Mutter schamerfüllt ihr Gesicht in beiden Händen und schluchzte vernehmlich vor sich hin. Ueber des Richters strenges

Gesicht breitete sich ein weicher Schimmer von Rührung. Den Angeklagten durchschauerte es heiß und kalt.

Sie habe sogar einmal, fuhr die Zeugin fort, dem jungen Manne ernste Vorhaltungen machen wollen, aber ihre Tochter habe sie beschworen, es nicht zu thun. Mister Hammer sei ein Gentleman, den man gewiß nicht an seine Pflicht zu erinnern brauche und der gewiß nichts Unehrenhaftes im Schilde führe. Als dann der Angeklagte nach monatelanger Abwesenheit nach New York zurückgekehrt, sei sein erster Gang zu Bessie gewesen und alle im Hause hätten geglaubt, Mister Hammer sei nur deshalb nach New York zurückgekehrt, um Bessie zu heirathen und mit sich zu nehmen.

„Ich kann nicht glauben, Euer Ehren," schloß die Zeugin emphatisch, „daß es in diesem Lande gestattet ist, ein junges Mädchen zu küssen und sie seine liebe Braut zu nennen und ihm dann einfach ein Schnippchen zu schlagen und zu sagen: es war ja alles nur Spaß."

Noch bestimmter lauteten die Aussagen Jack Newman's, der seiner Mutter auf dem Zeugenstand folgte. Er habe mehr als ein Dutzend Mal gehört, daß seine Schwester Bessie von dem Angeklagten „meine liebe Braut" genannt worden sei, und auch er selbst sei von demselben wiederholt „Schwager" angeredet worden.

Der junge Deutsche bezeichnete diese Angabe zwar

als eine Erfindung, das hinderte aber den Zeugen nicht, seine Aussage mit seinem Eid zu bekräftigen.

Als nach Jack Newman der Zeuge O'Nelly aufgerufen wurde und der rothhaarige, schielende Irländer, dessen sich Fritz Hammer von der Familientafel der Newman's her erinnerte, den Zeugenstand betrat, war das Schicksal des Angeklagten besiegelt. Schon bei seinen ersten Worten fiel es dem jungen Deutschen wie eine Binde von den Augen. Blind war er in die ihm gestellte Falle gegangen. Das feierliche Mittagessen bei der Familie Newman war einzig zu dem Zweck arrangirt worden, um ihn und Bessie als Brautpaar vor dem Irländer figuriren zu lassen, der nun bei allen Heiligen beschwor, daß zwischen den beiden jungen Leuten ein fortwährendes Küssen und Händedrücken gewesen, wie es zwischen Brautleuten üblich sei. Außerdem habe der Angeklagte ganz offen von seiner bevorstehenden Hochzeit mit Bessie Newman gesprochen.

Vergebens war, daß Fritz Hammer empört protestirte und mit Thränen in den Augen versicherte, der Zeuge lüge. Für den Richter lag kein Grund vor, an der Richtigkeit der unter Eid abgelegten Zeugenaussage zu zweifeln. Sein Urtheilspruch lautete daher: daß der Angeklagte verpflichtet sei, entweder sein der Klägerin gegebenes Eheversprechen einzulösen oder aber ihr zehntausend Dollar Schadenersatz zu bezahlen.

VII.

Fritz Hammer befand sich während der nächsten Tage in einem Zustande heftiger Erbitterung. Sein Rechtsgefühl empörte sich gegen den Urtheilsspruch des Richters. Er hatte bis dahin noch nie vor Gericht zu thun gehabt, und sein jugendlicher Idealismus hatte ihm vorgespiegelt, daß ein gerichtliches Verfahren allemal das lauterste Recht zu Tage fördere. Er übersah, daß auch die Richter irrende Menschen sind, die dem Lug und Trug Böswilliger allzuleicht zum Opfer fallen.

In seiner Empörung verweigerte der junge Deutsche rund die Zahlung der ihm auferlegten Strafsumme und ebenso erklärte er, daß ihm nicht einfalle, zu der Familie Newman in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten. Seine Ehren der Richter verfügte daher dem Gesetz gemäß, daß der Verurtheilte bis auf Weiteres in Haft zu bleiben habe, wegen „Ungehorsams gegen einen richterlichen Befehl."

Eine weitere Woche der Haft, die nun nach der

Verurtheilung etwas schärfere Formen annahm, genügte, um ihn in seinem Starrsinn wankend zu machen. Er ließ sich herbei, durch seinen Rechtsbeistand ein Telegramm an Adolf Suter zu senden, mit der Anfrage, ob ihm zehntausend Dollar sofort zur Verfügung gestellt werden könnten. Die telegraphische Antwort lautete kurz: „Nein. Näheres brieflich."

In dem ausführlichen Schreiben, das wenige Tage später eintraf, berichtete Adolf Suter, daß er sich, seiner — Fritz Hammers — Zustimmung sicher, zu einer großen Transaktion entschlossen habe. Mister Cunningham habe ihm seinen Antheil an der Lincoln Land Company zum Kaufe angeboten. Da die Grundstücke immer noch im Preise stiegen und die Schienenlinie der Great Western Railroad immer näher rücke, sodaß eine baldige Eröffnung der Strecke zu erwarten sei, so habe er sich nicht lange besonnen. Ein Risiko sei garnicht vorhanden, und der Grund des Verkaufes, den ihm Mister Cunningham angegeben, klinge durchaus plausibel. Mister Fittmore, der Redakteur und Besitzer des „Dakota Register" und eigentlicher Mitinhaber der Lincoln Land Company habe die Absicht, sein Blättchen zu verkaufen und ein größeres östliches Blatt zu erwerben. Dazu müsse er natürlich alle ihm zur Verfügung stehenden Geldmittel zusammenraffen.

Er — Adolf Suter — habe also nicht Bedenken getragen, das Anerbieten anzunehmen, das ihnen Beiden

— Hammer und ihm — eine Verdoppelung ihres Endgewinnes in Aussicht stellte. Freilich, zur Zeit seien die Mittel knapp, da er fast alles vorhandene Baargeld zur Auszahlung an Mister Cunningham habe verwenden müssen. Den Rest gebrauche er nothwendig zum Betrieb und sei es ihm daher zur Zeit vollkommen unmöglich, dem Gesuch des Freundes zu entsprechen.

Des jungen Deutschen bemächtigte sich eine vollständige Muthlosigkeit. Seine frühere Niedergeschlagenheit kehrte im verstärkten Maße zurück. Das Leben wurde ihm unter den obwaltenden Umständen fast zur Last. Seine körperliche und geistige Spannkraft erschlaffte von Tag zu Tag mehr und mehr. Selbstgefühl, Männlichkeit und Stolz gingen unter in dem einen Begehren, das stärker und stärker in ihm drängte, ihn ausschließlich beherrschte und alle anderen Gedanken und Empfindungen in ihm erstickte, das Begehren, frei zu sein.

Die Besuche Bessie Newman's, die ab und zu einmal im Gefängniß erschien, gereichte ihm in seinem Zustande tödtlichster Langweile zum wirklichen Labsal. Es war eine Abwechslung, eine wahre geistige Erfrischung in dem öden, dumpfen Einerlei des Gefängnißlebens. Seinem nach Erheiterung durstendem Sinne erschien sie wie der Genius munterer Lebensfreude. Der Gedanke an Milli Sommer und an seine übrigen Bostoner Freunde zuckte nur noch selten in seinem

darniedergebeugten Geiste auf. Die Bostoner Episode lag hinter ihm wie etwas für immer Abgeschlossenes, wie ein schöner Traum, der wohl einst die Sinne entzückt hatte, den man aber zum zweiten Male nimmer träumt.

Dagegen gewann Bessie Newman bei jedem Besuch in seinen Augen an Lieblichkeit und Anmuth. In der ärmlichen, halbdunklen Gefängnißzelle trat sie wie eine Lichtgestalt vor ihn hin, wie die Verkörperung weiblicher Schönheit und Milde. Allezeit hatte sie Worte des Trostes und der Versicherung ihres Mitgefühls mit seinem Leiden, und ihrer Betheuerung, daß die Härte, die Mutter und Bruder im Proceß gegen ihn an den Tag gelegt, ihrem Wunsche und ihrer Sinnesart gar nicht entspräche, schenkte er gern Glauben. Die Vorstellung, an der Seite der schönen Bessie seine Tage hinzubringen, hatte durchaus nichts Abschreckendes mehr für ihn, umsoweniger, als mit seiner Verheirathung mit Bessie Newman zugleich die Wiedererlangung der heiß ersehnten Freiheit verknüpft war.

Und so erklärte er denn eines Tages, daß er bereit sei, dem richterlichen Gebot nachzukommen und Miß Newman zu seiner Frau zu machen. Die Trauungsceremonie wurde im Gefängniß vollzogen und als freier Mann, wenn auch durch eheliche Banden an

Bessie Newman gefesselt, verließ Fritz Hammer aufathmend die düstere Zelle.

Da der Betrag seines ihm nun wieder zurückerstatteten Geldes ein ziemlich hoher war, so war er vorläufig aller Sorgen ledig. Sein jugendlich elastischer Geist richtete sich rasch wieder auf, und war er vorher im Gefängniß der Verzweiflung nahe gewesen, so durchströmte ihn jetzt die neuerwachte Lebenslust, und im rosigsten Lichte erblickte er Leben und Welt.

Das Nächste war, daß er sich nach den überstandenen Schrecken und Strapazen eine vollständige Erholung gönnte. Jetzt, im Monat Dezember, war New York, durchweht von eisigen Schneestürmen, für seine angegriffene Gesundheit ein nichts weniger als zuträglicher Aufenthalt. Und so entschloß er sich auf Bessie's Vorschlag, den Winter in dem wärmeren Klima Florida's zu verbringen. Auf seine Erkundigungen wurden ihm Wunderdinge erzählt von dieser zwischen dem atlantischen Meere und dem Golf von Mexiko gelegenen Halbinsel, die zum beliebten Winteraufenthalt für körperlich Schwache geworden war. Besonders galt das an der Ostküste gelegene Städtchen St. Augustine, das amerikanische Nizza, das in den letzten Jahren sehr in Aufnahme gekommen war, als ein Eldorado für alle, die nach einer Stärkung körperlicher Schwäche, nach einer Erfrischung ihrer angegriffenen Nerven verlangten, als ein Paradies

für alle, die sich aus winterlichem Frost nach Licht und Sonnenschein sehnten.

Während der wenigen Tage, die das junge Ehepaar in New York verlebte, logirten sie in einem Hotel, denn Fritz Hammer weigerte sich entschieden, je wieder seinen Fuß in das Boardinghaus Mr. Newman's zu setzen. Dagegen zeigte er sich gegen seine schöne junge Frau umso zuvorkommender, und auch Bessie war die Liebenswürdigkeit selbst, und so verflossen die nächsten Tage dem jungen Paare in ungetrübter Freude und Harmonie. Nachdem die nöthigsten Vorbereitungen getroffen, wozu in erster Linie die Anschaffung einiger kostbaren neuen Toiletten für Bessie gehörte, trat man die Reise an. Es war eine lange Eisenbahnfahrt, die die Reisenden zurückzulegen hatten, aber die Bequemlichkeiten des Pulman Palastwagens machten die Strapazen der Reise wenig empfindlich.

Es war wie ein Traum, wie ein Märchen: bei Schnee und starrer Kälte hatten sie in New York den Eisenbahnzug bestiegen, bei herrlichem Sonnenschein, in linder, lauer Luft entstiegen sie in St. Augustine dem Waggon. Im kalten Norden: Winterfrost, Eis, Pelz und rothgefrorene Gesichter, hier im Süden: glühender Sommer, üppige Pracht tropischer Vegetation, helle, luftige Sommerkleidung.

Wie erstaunten sie, als sie sich von wahrhaft raffinirtem Luxus, von einer märchenhaften Pracht und

Herrlichkeit umgeben sahen, die alles Wunderbare, das ihm erzählt worden, noch übertraf.

In breiten asphaltirten Straßen erhoben sich elegante, riesige Hotels. In dem größten derselben, dem „Ponce de Leon", stiegen sie ab. Es war ein Riesenbau in maurischem Stil. Durch einen großen, geräumigen Vorhof, der von gedeckten Gängen umgeben war und in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte, gelangten sie zum Haupteingang, der in die Rotunde, einen hohen Kuppelbau führte. Hier bewegten sich zu allen Tageszeiten zahlreiche Gäste durcheinander, Herren in modischen Gigerlanzügen aus hellem Flanell, Damen in den extravagantesten, originellsten Toiletten, wie sie der staunende junge Oekonom aus Holstein noch nie in seinem Leben erblickt, und die die gute Laune der an seinem Arm hängenden jungen Frau im Nu in Aerger und Neid verwandelten. Wie sollte sie mit ihren in Modemagazinen fertig gekauften Roben, die ihr noch vor wenigen Tagen als Muster eleganter Kleidung erschienen, neben dieser zauberhaften, nie gesehenen Pracht bestehen können?!

Die an die Rotunde sich anschließenden Salons, Musikzimmer, Spielzimmer, Bibliothek und Lesezimmer waren der allgemeinen Benützung freigegeben und mit verschwenderischem, wahrhaft fürstlichem Luxus ausgestattet. Ueber eine breite Treppe gelangte man zum Speisesaal, in dem einige hundert Gäste speisten. Hier

erschienen alle Theilnehmer der table d'hote in feierlicher Gesellschaftstoilette, die nachher wieder leichter, hellerer Gewandung wich, und so war Damen und Herren mehrfach des Tages der erwünschte Anlaß geboten, die Zeit zwischen den Mahlzeiten, dem Promeniren und Baden gar angenehm mit dem Toilettenwechsel, mit der Pflege und Verschönerung des äußern lieben Ich auszufüllen.

Daß eigentliche Langeweile bei den Wintergästen in St. Auguſtine kaum aufkommen konnte, dafür war hinreichend gesorgt. Zwischen den Hauptmahlzeiten bildete das Baden eines der Hauptvergnügen in Saint Auguſtine, nicht nur für die Badenden selbst, sondern auch für alle die, welche nur als Zuschauer anwesend waren. In einem riesigen, ganz in Marmor ausgeführten Schwimmbassin, dessen durchsichtig klares Wasser beständig Ab- und Zufluß hatte, tummelten sich Damen und Herren in den reizendsten Badekostümen. Allerlei Spiele wurden gespielt, Taucherkunststücke und gymnastische Uebungen vorgenommen und zuweilen große Schwimmfeste mit Musikbegleitung arrangirt. Die Galerien, welche sich oberhalb der Bassins erhoben, waren immer von einer schaulustigen Menge gefüllt.

Fritz Hammer staunte über die sich nie erschöpfende Genußfähigkeit der zarten, schwächlichen Bessie. Oft schwirrte ihm schon am Nachmittage der Kopf und er fühlte sich von den genossenen Unterhaltungen so zer-

schlagen, daß er gern frühzeitig sein Bett aufgesucht hätte. Aber da kam er bei seiner vergnügungslustigen jungen Frau schön an. Ob man denn nicht jung sei, und ob man denn nach St. Augustine gegangen sei, um zu schlafen. Das hätte man billiger in New York und Lincoln haben können. Und ihm blieb nichts weiter übrig, als ihr den Arm zu bieten und sich von Neuem in das Gewühl der in den Arkaden des Vorgartens bei den Klängen der Badecapelle promenirenden festlich geschmückten Menge zu stürzen.

Ueberhaupt legte Bessie einen Eigenwillen an den Tag, der keinen Widerspruch duldete. Sie war ganz und gar die amerikanische Frau, die in der Familie sowohl wie in der Gesellschaft den Ton angiebt. Der junge Deutsche hatte oft genug Anlaß, stille Vergleiche anzustellen zwischen dem Wesen der deutschen und der amerikanischen Frau. Bessie hielt sich durchaus nicht für verpflichtet, sich dem Willen des Gatten unterzuordnen und sich zu bestreben, seine Zufriedenheit zu gewinnen und nach seinem Gefallen zu leben. Sie schien im Gegentheil von der Anschauung auszugehen, daß ihm ein unverdientes Glück widerfahren sei dadurch, daß sie sich herabgelassen habe, ihm ihre Hand zu reichen und daß er sich dieses Glückes noch nachträglich würdig zu erweisen habe, indem er sich bestrebte, ihr das Leben zu einer Kette unaufhörlicher Vergnügungen und Annehmlichkeiten zu machen, daß er jederzeit ihres Winkes

gewärtig sei und ihre Wünsche blindlings zu erfüllen habe. Nach ihrer Anschauung schien der Mann bei der Frau eine Art Kammerdienerstelle einzunehmen, der nur eine Aufgabe kannte: seiner Herrin zu dienen und nur ein Glück: ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Bessie war von einer erstaunlichen Elasticität und Ausdauer im Ertragen von Vergnügungen. Ihr lebhaftes und etwas auffallendes Wesen machte sie bald zum Mittelpunkte einer kleinen Gesellschaft, die sich rasch an einander schloß. Es waren einige junge Ehepaare, die wie Bessie und Fritz Hammer sich auf der Hochzeitsreise befanden und einige einzelne Herren, die mit einer ausgesprochenen Neigung für das Courmachen oder für das „Flirten", wie die Amerikaner es nennen, begabt zu sein schienen. Vor allem war es ein Mister Cutter, ein eleganter Herr, Anfang der dreißig, der sich ganz dem Dienst der kapriziösen, jungen Frau widmete. Mister Cutter war äußerlich ganz das Gegentheil des sanftmüthigen, blonden Deutschen. Er war brünnet, hatte blitzende dunkle Augen und in dem gebräunten, mit einem starken schwarzen Schnurrbart gezierten Gesicht prangte eine kühn geschwungene Adlernase. Von auffallend hoher Statur, war er zugleich schlank und gewandt und von einer erstaunlichen Körperkraft; seine Glieder schienen wie aus Erz ineinandergefügt, seine Sehnen und Muskeln von Stahl.

Bei den Bällen, die zweimal in der Woche statt-

fanden, erwies er sich nicht nur als der flotteste, sondern auch als einer der ausdauerndsten Tänzer, und Frau Bessie that sich nicht wenig darauf zu gute, ihn als ihren getreuesten Partner zu besitzen.

Ebenso vollkommen wie beim Tanzen, zeigte sich Mister Cutter auch beim Schwimmen. Es war daher ganz natürlich, daß Frau Bessie mit Freuden, Mister Cutter's Anerbieten, sie in der Kunst des Schwimmens zu unterrichten, annahm. Tag für Tag tummelte sie sich eine Stunde und noch länger im Schwimmbassin und Fritz Hammer, der es nicht für zuträglich hielt, länger als eine Viertelstunde im Wasser zu bleiben, hatte das Vergnügen, vom hohen Balkon herab zusehen zu können, wie Bessie auf dem ausgestreckten Arm des dunkeläugigen Amerikaners ruhend, Schwimmversuche anstellte.

Anstatt der Harmonie und gegenseitigen Zufriedenheit, die in den ersten New Yorker Tagen zwischen dem jungen Ehepaar geherrscht, war jetzt Unzufriedenheit und Zwist an der Tagesordnung. Der junge Ehemann fand, daß seine Frau den Herren der Gesellschaft gegenüber sich allzu entgegenkommend verhalte, ja, daß sie gefallsüchtig und kokett sei. Frau Bessie aber lachte ihn aus und verspottete ihn wegen seiner „närrischen Eifersucht."

Eines Tages raffte sich Fritz Hammer zu einem energischen Machtwort auf, indem er ihr die weiteren

Schwimmübungen unter Leitung Mister Cutter's untersagte.

Sie sah ihn spöttisch von der Seite an und zuckte mit den Achseln. Ohne sich im geringsten zu alteriren gab sie auf englisch (sie liebte es, englisch zu sprechen, sobald die Diskussionen zwischen ihnen eine bedenkliche Wendung nahm) zurück: „Ich bemerke Ihnen, Sir, daß ich kein Schulmädchen mehr bin, die Lectionen von ihrem Lehrmeister in Empfang nimmt."

„Ich bin nicht Dein Lehrmeister, sondern Dein Mann und ich verlange, daß Du Dich meinen Wünschen fügst."

„Sehr gern, soweit sie nicht mit meinen eigenen Wünschen im Widerspruch stehen, Sir. Ich schreibe Ihnen nicht vor, auf welche Weise Sie sich amüsiren sollen. Ihnen genügt es, nur eine Viertelstunde zu baden, gut. Ich verlange nicht, daß Sie mir zu Liebe länger im Wasser bleiben. Mit welchem Recht aber beanspruchen Sie, daß ich mich Ihretwillen in einem Vergnügen störe?"

„Mit dem Rechte des Gatten."

„Ein Gatte ist nicht der Herr seiner Frau, eine verheirathete Frau keine Sklavin, wenigstens nicht in diesem Lande. Ihre dummen, deutschen Sitten gehen mich nichts an."

Vergebens war, daß er in Zorn gerieth, und seinem Gebot dadurch, daß er zähneknirschend die Faust

ballte und mit dem Fuß aufstampfte, mehr Nachdruck zu verleihen sich bemühte, und daß er ihr endlich drohend in's Gesicht schrie: „Ich sperre Dich ein, ich halte Dich mit Gewalt zurück.“ Sie that ihm nicht einmal die Ehre an, daß sie sich über ihn erzürnte. Kühl erwiderte sie: „Ich bemerke Ihnen, Sir, daß ich Gewaltthätigkeiten von Ihrer Seite nicht dulden werde. Die von ihrem Gatten mißhandelte Frau hat nach amerikanischem Gesetz das Recht, den Missethäter sofort verhaften und ins Gefängniß stecken zu lassen. Merken Sie sich das, Sir!“

Und am Nachmittage war sie wie gewöhnlich eine der Heitersten und Ausdauerndsten im Bassin, während Fritz Hammer eifersüchtigen Auges jede ihrer Bewegungen überwachte.

Keinen besseren Erfolg erzielte er ein paar Tage später, als er des Abends erklärte, daß er müde sei und sich frühzeitig ins Bett legen wollte.

„Du vergißt,“ bemerkte Bessie, ohne sich auch nur eine Sekunde lang einschüchtern zu lassen, „daß heute Abend Ball ist und daß ich bereits für die meisten Tänze Engagements angenommen habe.“

„Die Tänzer werden sich anderweitig zu entschädigen wissen.“

„Mag sein. Aber ich selbst freue mich auf den Ball. Du weißt, wie gern ich tanze.“

„Du wirst mir zu Liebe heute einmal auf das

Vergnügen verzichten," erklärte er, im Stillen triumphirend, denn nun konnte er ihr endlich einmal seine Ueberlegenheit beweisen.

„Sie irren, Sir," sagte sie zum Englischen übergehend, „das werde ich nicht thun."

„Du wirst wohl müssen, denn ich begleite Dich auf keinen Fall."

„Ungalant genug, Sir! Aber ich will liebenswürdiger sein als Sie. Ich will Ihnen keinen Zwang auferlegen. Legen Sie sich ruhig zu Bett und schlafen Sie nach Herzenslust. Ich verspreche Ihnen sogar, daß ich ganz leise auftreten werde, um Sie nicht zu stören, wenn ich nach Mitternacht zurückkehre."

Ihr kalter Hohn verletzte ihn empfindlich.

„Wie!" brauste er auf, „Du willst doch nicht allein auf den Ball gehen!"

„Sie können meinetwegen ganz unbesorgt sein, Sir. Ich werde mich Mrs. und Mister Smith anschließen."

„Ohne mich?!"

„Sie lassen mir keine Wahl, Sir."

„Aber ich — ich dulde es nicht, ich befehle Dir zu bleiben."

„Ich bin nicht Ihre Dienerin, Sir. Nur einer Dienerin kann man Befehle ertheilen."

Sie nahm ihren Fächer, ihre Handschuhe und wandte sich mit spöttischem Gruße zur Thür. Aber er kam ihr zuvor und drehte den Schlüssel um. Ihr mit

zornfunkelnden Augen und zugleich triumphirend ins Gesicht sehend, rief er: „ich will doch mal sehen, ob ich Dich nicht bändigen kann.“

Sie zuckte kühl mit den Schultern und ein tückischer Blick schoß aus ihren Augen zu ihm herüber. Schnell zum Fenster tretend, das auf den belebten Platz vor dem Hotel herausging, sagte er: „Sie machen sich einer ungesetzlichen Handlung schuldig, Sir. Oeffnen Sie sofort, oder ich rufe um Hilfe.“

Sie öffnete das Fenster. Das Geräusch der vorüber promenirenden Gäste drang in das Logirzimmer des streitenden Ehepaares hinein. Bessies Mienen und Gebärden verriethen wilde Entschlossenheit.

„Nochmal, Sir, öffnen Sie! Eins, zwei —“

Er stöhnte und biß sich die Lippen wund, aber er gehorchte. Nur keinen Skandal, kein Aufsehen erregen! Die Hände vor das zuckende Gesicht geschlagen, warf er sich auf einen Stuhl am Tisch.

Bessie schritt, ohne ein weiteres Wort zu erwidern, hoch erhobenen Hauptes an ihm vorüber, den lockenden Klängen zu, die aus dem feenhaft erleuchteten Ballsaal herüberklangen.

Fritz Hammer machte eine Bewegung, als wollte er sich aufraffen und ihr nachstürzen, aber er sank sogleich wieder, aus tiefster Brust seufzend, in seinen Stuhl zurück. Die geballten Fäuste gegen seine Stirn pressend, verharrte er eine ganze Weile in einem Zu-

stand dumpfen Schmerzes, zorniger Selbstverachtung. Welch ein Thor, welch ein unsinniger Thor er gewesen! Wie hatte er sich nur von ihrem glatten Gesicht und ihren heuchlerischen Reden so hinters Licht führen lassen können? Hatte er es denn nicht gewußt, daß sie kein Herz, kein Gemüth, kein Ehrgefühl besaß, daß sie ein eitles, oberflächliches Ding war, das nur Sinn hatte für Putz und Vergnügungen? Welch ein Loos, sein Leben lang an eine herzlose Kokette gefesselt zu sein! Was nützte ihm nun sein Glück, die Aussicht, schnell reich zu werden? Konnte er je daran denken, mit Bessie als seiner Gattin nach Deutschland zu seinen Eltern zurückzukehren? Würde sie ihn nicht kompromittiren und unmöglich machen bei Verwandten und Freunden?

Lange grübelte der Einsame über diese Frage nach. Das Herz wurde ihm schwer und schwerer und in fassungslose Verzweiflung ausbrechend, warf er die Arme über den Tisch und preßte sein thränenüberströmtes Gesicht darauf.

Eine Stunde mochte er so, ganz darniedergedrückt von seinem Unglück, zugebracht haben, als er sich mit plötzlichem Ruck erhob. War er nicht ein Narr, daß er sich mit nutzlosen Grübeleien quälte, daß er hier einsam saß und weinte wie ein Kind? Seine Pflicht war, über Bessie zu wachen, die nun doch einmal seinen Namen trug.

Mit bebenden Händen kleidete er sich an. Seine erhitzte Phantasie zeigte sie ihm, wie sie im Ballsaal wie eine Bacchantin dahinwirbelte, von einem Arm in den andern fliegend, unersättlich in ihrer Tanzeslust. Er sah sie, wie sie in den Anlagen des Hotelgartens an der Seite Mister Cutter's wandelte, ihn mit kokettem, herausforderndem Lächeln zu immer kühneren Huldigungen anfeuernd.

Heiß und kalt durchschauerte es ihn und er machte sich Vorwürfe, daß er zu lässig sei in seiner Pflicht als Gatte. Wenn Bessie nun einmal ohne Freude und Tanz nicht leben konnte, warum stellte er sich nicht ihr als Tänzer zur Verfügung? War er nicht jung und gesund, war Spiel und Tanz nicht seinen Jahren angemessen?

Unten im Saale bot sich dem Eintretenden ein glänzendes Bild. Wie geblendet stand er, wie betäubt von dem auf ihn eindringenden Tanzgewirr und Lichterfülle. Aber auch, nachdem er rasch den ersten Eindruck überwunden und aus dem Chaos der hin und her wogenden Paare die einzelnen Gesichter zu unterscheiden vermochte, dauerte es eine geraume Weile, bis er in dem Gewühl der Tanzenden Bessie entdeckt hatte.

Ihre Wangen glühten, ihre Augen strahlten, ihre zierliche Gestalt drehte sich graziös in den Wendungen des Tanzes. Es war ein Anblick, der ihn mit manchen Schwächen ihres Charakters hätte aussöhnen und die

Erinnerung an den jüngst durchfochtenen ehelichen Zwist in den Hintergrund hätte drängen können, wenn ihn nicht die Erscheinung ihres Tänzers von Neuem mit Unruhe und Aerger erfüllt hätte.

Es war Mister Cutter, der sie in seinen Armen hielt. Das kühne martialische Gesicht mit dem ihm eigenen Zug von trotzigem, keckem Selbstgefühl war ihm nie so widerlich, so baar jedes geistig belebten Ausdrucks erschienen, wie in diesem Augenblick. Er tanzte flott und gewandt, aber nicht elegant. Die Bewegungen ermangelten der Gleichmäßigkeit und vornehmen Mäßigung, sie hatten etwas wildes, darauf losstürmendes. Wo hatte er doch ähnlich tanzen sehen? Richtig, im wilden Westen, auf dem Ball, den die Einwohner von Lincoln, ein Gemisch von Farmern, Geschäftsleuten und Abenteurern jeder Art veranstaltet hatten.

Die Musik brach ab, und Bessie nahm den Arm ihres Tänzers, der sie dem Ausgange zuführte. Sie näherte sich dem sie mit zweispältigem Gefühl Erwartenden. Schon von weitem bemerkte ihn Bessie und sich von dem Arm ihres Begleiter lösend, kam sie mit freundlichem Gesicht auf ihn zu.

Sie begrüßte ihn herzlich und offenbar erfreut, als habe nie eine Uneinigkeit zwischen ihnen bestanden.

„Da bist Du ja, Frederic! Ich habe schon immer nach Dir ausgeschaut. Der nächste Tanz ist ein

Walzer. Den tanzst Du mit mir, nicht? Niemand tanzt den Walzer so gut wie Ihr Deutschen."

Sie plauderten eine Weile lebhaft mit einander. Sein Mißmuth verflüchtigte sich mehr und mehr. Das glänzende Bild, das sich rings um sie entwickelte, bot überreichen Stoff zum Austausch von Bemerkungen. Strahlende von der Lust und der hastigen Bewegung geröthete Gesichter, sorglose Freude und Heiterkeit in allen Mienen, kostbare, entzückende Toiletten! Lachende Paare drängten an ihnen vorüber, kokette Blicke, übermüthige Scherzworte tauschend. Erhitzte Damen begaben sich, ohne auch nur ein Tuch über die in marmornem Weiß prangenden Schultern zu werfen, in den Garten hinab, um unter Palmen und Orangen lustwandelnd Kühlung zu suchen.

Plötzlich zuckte Fritz Hammer in lebhaftem Schreck zusammen und sein Gesicht überzog sich im Nu mit fahler Bläße. War es denn möglich?

Kaum zehn Schritte von ihm schritten drei Personen durch den Saal, zwei Damen und ein Herr. Mister Hunt, Carrie Hunt, und — nein es war keine trügerische Vorspiegelung seiner erhitzten Sinne — sie war es wirklich: Milli Sommer!

Und jetzt erblickte auch sie ihn und er bemerkte, wie ihre Augen sich weit öffneten und einen starren Ausdruck annahmen.

In diesem Augenblick intonirte die Musik den

Walzer und Bessie legte schmeichelnd ihre Hand auf seinen Arm.

„Komm, Frederic!“

Ihn faßte ein Entsetzen. Obgleich er sich hastig umgewendet hatte, fühlte er doch immer noch Millis Blick, erschreckt, ungläubig, forschend auf sich ruhen. Heiße, glühende Scham überrieselte ihn. Mit einem Male kam ihm Bessies Schönheit banal, ihr Lächeln frech, ihr Benehmen gewöhnlich vor.

„Laß mich!“ sagte er, während er ihre Hand hastig von sich abschüttelte.

„Aber was — was hast Du denn?“ fragte sie verletzt, die Stirn runzelnd.

„Ich — ich kann nicht,“ stammelte er. „Entschuldige, ich — ich ersticke hier.“

Und ohne sich weiter um sie zu kümmern, stürzte er hinaus, nur von dem einen Impuls beherrscht, sich und seine Schande vor Milli's Augen zu verstecken.

Bessie zuckte mit den Achseln, lachte hinter ihm her und winkte mit den Augen Mister Cutter heran, dessen kecke, wenig wählerische Galanterie ihrem Geschmacke entsprach.

Draußen im Garten suchte Fritz Hammer die einsamsten Stellen auf. Ja, eine Schmach war es für ihn, der Mann dieses Weibes zu sein, das seine Hand erlistet hatte im Bunde mit einem rohen Bruder und einer gewissenlosen Mutter.

Unter dem Schatten der gewaltigen, eigenartig gespaltenen Blätter einer riesigen Bananen-Staude warf er sich auf einen Stuhl. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn und ein qualvolles Stöhnen rang sich aus seiner Brust empor, während ihm der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß nun Bessie ihr kokettes, auffallendes Treiben unter den Augen Milli Sommers von Neuem beginnen würde.

So saß er eine ganze Weile in dumpfem Brüten; verzweifelte Gedanken kreuzten sich in seinem fieberhaft erregten Hirn. Und doch war die Scenerie um ihn ganz dazu angethan, das müde, gequälte Menschenherz in heitere Ruhe einzulullen. Es war eine balsamisch schöne Nacht; die Luft war still und warm und doch nicht drückend, denn vom nahen Ocean brachte sanftes Fächeln erfrischenden Hauch. Am hohen Firmament glitzerten die Sterne in hehrer Pracht. In dunklen, gespenstischen Conturen hob sich der phantastische, im maurischen Stil gehaltene Bau des Hotels vom dunklen Hintergrunde ab, wie ein Märchenschloß aus tausend und einer Nacht. Vom Thurm strömte elektrisches Licht herab, das durch blaue und rothe Gläser eine feenhafte Beleuchtung hervorbrachte; auch der in der Mitte des Gartens rauschende Springbrunnen schillerte in verschiedenen Farben. Dazu der süße, berauschende Duft der Blumen: Cacteen, Camelien, die aus den Büschen hervorleuchteten, die goldigen, aus dunklem

Laube entgegenlachenden Früchte der Orangenbäume, riesenblättrige Palmen auf mächtigen Stämmen . . . .

Ein leichter, huschender Schritt, das Schlürfen eines Kleides auf dem Kieswege scheuchte den jungen Deutschen aus seinem trüben Sinnen auf. Wie von einem glühenden Eisen berührt, sprang er in die Höhe. Ihm gegenüber stand Milli Sommer, die bei seinem plötzlichen Anblick einen leichten Schrei ausstieß und unwillkürlich ihren Schritt anhielt.

In bangem, peinlichem Schweigen standen sie sich gegenüber. Sie faßte sich rasch und fand schneller als er eine konventionelle Phrase.

„Sehr erfreut, Sie zu sehen, Mister Hammer!"

Das klang so gleichgiltig und kühl, daß es ihm in die Seele schnitt. Er war noch immer nicht im Stande, die in ihm ringenden Empfindungen zu beherrschen und wie sie, Gelassenheit zu heucheln.

„O, Miß Milli," drängte es sich über seine zuckenden Lippen. Es klang fast wie ein Aufschrei und es lag soviel Schmerz und Reue und Zerknirschung im Tone seiner Stimme, daß auch sie ihre scheinbare Unbefangenheit wieder verlor. Sie zuckte heftig zusammen, ihr Gesicht verlor alle Farbe. Ueberhaupt lag etwas Müdes und Leidendes in ihren Mienen und in ihrer Haltung, als habe sie erst vor kurzem eine schwere Krankheit überstanden.

Ihr Athem ging hastig und schwer, ihre Lippen

bewegten sich und es war, als wenn sie etwas sagen wollte und sich nicht getraute, es in laute Worte zu kleiden. Endlich brachte sie in leisen Flüsterworten hervor, indem sie zugleich mit der Hand in die Richtung des Hotels deutete: „War sie das — Ihre — war das Mistreß Hammer?“

Er nickte stumm, mit dem Gefühl, daß es eine Wohlthat wäre, wenn sich der Boden unter ihm aufthun und ihn verschlingen möchte.

Er hätte gern gewußt, was sie in diesem Augenblick empfand, aber er wagte nicht, den Blick zu erheben und in ihren Zügen zu lesen. Wieder trat eine peinliche Pause ein, es war so still um sie, daß einer des Anderen Athemzüge vernehmen konnte.

Er hörte, wie sie eine energische Bewegung machte, und gleich darauf erklang ihre Stimme wieder ruhig und gleichmäßig wie zuvor: „Sie sind schon lange in St. Augustine, Mister Hammer?“

„Vier Wochen ungefähr, Miß Sommer.“

„Wir kamen erst gestern an: Miß und Mister Hunt, ihre Eltern und ich. Papa wird durch seine Amtspflichten in Boston festgehalten. Ich war etwas leidend im Herbst; deshalb verordnete mir der Arzt eine Reise nach dem Süden. Es hat mich gefreut, Ihnen hier zu begegnen, Mister Hammer.“

Ihre konventionellen Worte rauschten an seinem Ohr vorbei, ohne bis zu seinem Bewußtsein zu dringen.

Ihn beherrschte ganz nur der eine Gedanke, der sich jetzt in den verzweiflungsvoll hervorgestoßenen Worten Luft machte: „Sie verachten mich, Miß Sommer, Sie verabscheuen mich —“

Sie erhob leicht die Hand, wie um ihm Einhalt zu gebieten.

„Ich bemitleide Sie aus tiefster Seele.“

Wie lindernder Balsam wirkten ihre von innigstem Mitgefühl durchzitterten Worte auf sein wundes Gemüth. Zugleich verspürte er den Druck ihrer Finger, die seine Hand streiften. Im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

VIII.

Auf Fritz Hammer hatte die Begegnung mit Milli Sommer einen tiefen Eindruck hervorgerufen. In der ganzen Nacht kam kein Schlaf in seine Augen. Er hörte, wie Bessie nach Mitternacht das Zimmer betrat, eine Walzermelodie vor sich hin trällernd. Er stellte sich schlafend, um nicht mehr mit ihr sprechen zu müssen, allein im Stillen ballte er die Fäuste und biß die Zähne aufeinander. Wie er sie haßte, die sein Leben verpfuschte, die ihn für immer von der Gesellschaft wahrhaft gebildeter, feinfühliger Menschen ausschloß! Das Bewußtsein, daß sie demoralisirend auf ihn einwirkte, daß sie ihn mit der Zeit zu sich herabziehen würde, bemächtigte sich seiner und erfüllte ihn mit Angst und Entsetzen.

Und nun begann er seine Lage zu überdenken und mit sich zu Rathe zu gehen, wie er, ohne allzu rücksichtslos gegen Bessie zu handeln, sich vor dem ihm drohenden moralischen Untergang retten könne.

Am Morgen war sein Entschluß gefaßt. In aller Frühe, während Bessie noch im tiefsten Schlummer lag, erhob er sich. Leise kleidete er sich an, dann nahm er von seinen Sachen soviel sein kleiner Handkoffer faßte und packte sie ein. Und ohne sich zu setzen, warf er ein paar flüchtige Zeilen auf ein aus seinem Notizbuch gerissenes Blatt Papier. Er bat Bessie, nach New York zu ihren Eltern zurückzukehren. Materiell würde er es ihr an nichts fehlen lassen, aber mit ihr ferner in ehelicher Gemeinschaft zu leben, sei ihm unmöglich. Diesem Brief fügte er den größten Theil seines Geldes bei und versprach baldige weitere Sendung. Er behielt für sich nur soviel, als die Rückreise nach Lincoln ungefähr erforderte.

Endlich verließ er aufathmend das Zimmer und begab sich nach dem Bahnhof, um mit dem nächsten Zug abzureisen.

Unterwegs fiel es ihm schwer auf die Seele, daß er den Freund so lange ohne alle Nachricht gelassen. Die kurze Depesche, die er in New York um Geld, ohne bestimmten Aufschluß über sein Verlangen hatte abgehen lassen, war alles, was er seit seinem unfreiwilligen Weggang von Boston an Adolf Suter gerichtet. Weder über seine Haft noch über seine unfreiwillig eingegangene Ehe hatte er dem Freunde berichtet. Er nahm sich vor, das Versäumte mündlich nachzuholen und nichts zu verschweigen. Der erfahrene Freund

würde ihm rathen können, wie er es anzustellen habe, um eine gesetzliche Lösung seiner Beziehungen zu Bessie herbeizuführen.

Er ahnte noch nicht, daß sich inzwischen in Lincoln überraschende Ereignisse zugetragen hatten, die ihn für die nächste Zeit zwangen, seine Sorge ganz anderen Dingen zuzuwenden.

Wohlgemuth hatte er sich von der letzten Eisenbahnstation aus auf den Weg gemacht, um den Rest der Reise wie ein echter Tramp, dem das Geld ausgegangen, zu Fuß zurückzulegen. Je mehr er sich der Stadt näherte, die er als seine neue Heimath zu betrachten sich gewöhnt hatte, um so mehr richtete sich sein darnieder gebeugter Geist auf. Er freute sich von Herzen auf das Wiedersehen mit dem Freunde und mit Mister Cunningham, dem Unermüdlichen, immer in fieberhafter Thätigkeit Befindlichen. Er freute sich, den Ort wiederzusehen, den er selbst mit geholfen zu begründen.

Fröhliche Neugier regte sich in ihm. Wie würde es in der frisch aufstrebenden, jungen Stadt aussehen! Gewiß hatte sie in der langen Zwischenzeit an Ausdehnung so mächtig gewonnen, daß er sie kaum wieder erkannte. Lustige Thätigkeit würde ihn bald umrauschen und die leise, schmerzende Stimme in ihm ganz ersticken.

Oefter stand er still auf der Prärie und beschattete die Hände mit den Augen, um angestrengt nach dem ersehnten Städtchen auszuschauen. Endlich kam ein kleiner Ort in Sicht: ein paar Dutzend Häuser etwa, die nicht neben einander in Straßen aufgebaut waren, sondern sich einzeln hie und da zerstreut erhoben.

Was war das? Zu Lincoln konnten die Gehöfte unmöglich gehören. Lincoln hatte, als er es verließ, bereits ein paar lückenlose Straßen und über hundert Grundstücke gezählt. Hatte sich da ein neuer Ort vor das Städtchen geschoben?

Aber wo war denn Lincoln selbst? Das hätte doch zwischen den Häusern des neuen Oertchens in die Erscheinung treten müssen. Irrte er sich denn, war er vom rechten Wege abgekommen?

Fritz Hammer machte Halt, um sich zu orientiren. Wenige Minuten genügten, um ihm die Gewißheit zu verschaffen, daß er auf dem richtigen Wege war. Und jetzt erkannte er auch die City Hall, das Rathhaus von Lincoln.

Eine siedende Unruhe befiel ihn. Was war denn geschehen? Hatte ein plötzliches Erdbeben die Stadt in Trümmer gelegt?

Mit hochklopfendem Herzen eilte er vorwärts. Sein Staunen, sein Entsetzen wuchs von Minute zu Minute. Es war kein Zweifel mehr möglich. Lincoln war zum größten Theil vom Erdboden verschwunden.

Von den hundert und einigen Häusern standen kaum noch zwei Dutzend. Aber kein Erdbeben, kein grausames Naturereigniß konnte diese überraschende Wandlung zu wege gebracht haben, denn es zeigten sich keinerlei Spuren einer gewaltsamen Zerstörung, weder Trümmer noch Aschenhaufen. Und als er näher kam und nur noch einige hundert Schritt von dem ersten Gehöft entfernt war, verwandelte sich sein Erstaunen, sein Schrecken in ein tiefes Grauen.

Eine blühende, aufstrebende Stadt, fröhliches Leben, rührige Thätigkeit hatte er erwartet, und nun war eine unheimliche Stille über die ganze öde Gegend gebreitet, eine wahre Kirchhofsruhe. Kein Laut, kein Schall, kein Zeichen menschlichen Lebens! Und so sehr auch der erschreckte Wanderer seine Augen anstrengte und forschend umherirren ließ, keine Menschenseele war zu sehen. Still, ohne Leben lag Lincoln da, eine sterbende Stadt.

Und was war das? Dem Wanderer sträubten sich die Haare vor Entsetzen. Nordwärts von Lincoln, in der Entfernung von zwei englischen Meilen, sah er eine ganze Reihe von Häusern sich langsam, majestätisch vorwärts bewegen. War es ein Spukbild, eine trügerische Fata Morgana, die ihm seine bis zur Unerträglichkeit angespannten Nerven vorgaukelten? Sah es nicht aus, als wenn die Häuser Leben erhalten hätten und nun wie Menschen von dannen zogen, weit fort, wer weiß wohin?

Ein unendlich beklemmendes Gefühl von Traurigkeit und Verlassenheit befiel den Einsamen, die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Da traf endlich ein Laut sein aufhorchendes Ohr. Wie eine Erlösung wirkte es auf den vor Entsetzen fast starren jungen Mann, der seit mehreren Minuten regungslos, wie gelähmt dastand und der nun, die Herrschaft über seine Glieder wieder gewinnend, weiter eilte.

Aus dem Rathhause von Lincoln trat ein Mann, der, die Schultern nach vorn geneigt, das Haupt auf die Brust gesenkt, sich langsam vorwärts bewegte. Fritz Hammer hemmte abermals seine Schritte. Wer war das? Seinem Gang nach ein alter gebrochener Mann, wie es schien der einzige, der von allen lebenden Bewohnern Lincolns zurückgeblieben war. Wie ein Gespenst wirkte die plötzliche Erscheinung hier in dem öden, menschenverlassenen Ort.

„Halloh!“ schrie Fritz Hammer, froh, sich endlich einmal einem menschlichen Wesen gegenüber zu sehen.

Der Andere richtete sich blitzschnell auf und: „Hammer!“ ertönte es laut von seinen Lippen.

„Suter!“ folgte es wie ein Echo aus Fritz Hammers Munde, und eine Minute später lagen die Freunde einander in den Armen.

Fritz Hammer erschrak über die Veränderung, die die wenigen Monate in der äußeren Erscheinung seines Freundes hervorgebracht hatten. Die lebhaften Augen

blickten trübe, das frische, gebräunte Gesicht war blaß und eingefallen und Kummerlinien hatten sich in die Stirn und um die Mundwinkel gegraben. Die ganze Erscheinung hatte etwas Müdes, Enttäuschtes, Weltschmerzliches.

„Um Himmelswillen, Suter, erklären Sie mir, was ist geschehen?"

Der Gefragte machte eine Geste dumpfer Resignation.

„Sie sehen ja," gab er mit einer eigenthümlich schmerzlichen, tonlosen Stimme zur Antwort. „Lincoln ist todt."

„Todt? Ja, können denn Städte auch sterben?"

„Hier in Amerika zuweilen sehr schnell. Heute noch blühend, voller Leben, morgen siech, an einer unheilbaren Krankheit dahinsterbend."

Fritz Hammer sah seinen Freund ängstlich von der Seite an, als befürchte er, es sei etwas nicht ganz in Ordnung bei ihm.

Adolf Suter bemerkte es und lächelte trübe.

„Sie glauben, ich rede im Fieber oder sei plötzlich übergeschnappt. Nun, auch diesen Trost kann ich Ihnen nicht lassen. Ich habe meine fünf Sinne noch richtig beisammen, obwohl einer wahrhaftig über das, was uns widerfahren ist, den Verstand verlieren könnte. Unser armes Lincoln! Für immer dahin!"

„Aber wie — wie in aller Welt ist denn das gekommen?“

„Sehr einfach. Sie wissen, daß wir die Stadt angelegt haben in der Erwartung, daß eine Hauptstation der Great Western Railroad hierher gelegt werden würde. Diese Hoffnung war es, die so viele veranlaßte, sich hier anzusiedeln und uns den Grund und Boden verhältnißmäßig hoch zu bezahlen.“

„Nun ja, und —“

„Die Station kommt aber nicht nach Lincoln, sondern nach einem vier Meilen nördlich gelegenen Punkt. Die Linie ist bereits durch ganz Dakota abgesteckt und die Arbeiten sind in vollem Gange.“

Fritz Hammer sah seinem Freunde ungläubig in's Gesicht.

„Aber George Willert, der Präsident der Great Western Railroad —?“

„Ist ein Yankee, wenn seine Wiege auch in Deutschland gestanden hat, ein hartgesottener, rücksichtsloser Yankee, der, wenn es sein Vortheil erheischt, sich den Teufel darum kümmert, ob er andere zu Grunde richtet oder nicht. Uebrigens, es kann ja auch sein, daß das Interesse der Bahn und der Aktionäre gebot, von dem ursprünglich entworfenen Plan abzuweichen. So viel steht fest, daß die Bahn nicht an Lincoln vorbeiführt, daß in Folge dessen Lincoln eine sterbende Stadt ist, verlassen von seinen Einwohnern, und daß

wir, Sie und ich, über Nacht zu Bettlern geworden sind."

Dem armen jungen Deutschen, der seit einer Stunde von einer Ueberraschung in die andere fiel, war ganz wirr zu Muthe. Das alles, was er erlebte, was er hörte, war so ungewöhnlich, so wunderbar, daß er es noch immer nicht recht fassen konnte, und daß er sich verstohlen in's Ohr und in den Arm kniff, um sich zu überzeugen, daß er auch wache und nicht alles nur geträumt habe.

„Ich sage Ihnen," begann Adolf Suter von Neuem, „das waren Tage, so furchtbar, wie ich sie noch nie erlebt habe und nicht zum zweiten Male erleben möchte. Der Lärm, die Entrüstung, der Aufstand, der losbrach, als die Nachricht eintraf: die Great Western Railroad kommt überhaupt nicht nach Lincoln — es war entsetzlich. Die armen Betrogenen gebärdeten sich wie die Wilden, rauften sich die Haare, zerschlugen sich die Brust mit den Fäusten und jammerten und schrieen. Und Aller Unwillen richtete sich gegen mich. Alle machten mich verantwortlich, als ob ich — ich nicht ebenfalls zu Grunde gerichtet wäre, wie sie alle, alle, ausgenommen Mister Cunningham, der Schuft!"

Des Sprechenden Züge nahmen einen Ausdruck heftigen Abscheues, wilden Hasses an und seine Hände ballten sich unwillkürlich.

„Mister Cunnigham?“ wandte sich Fritz Hammer fragend an seinen Freund. „Was ist's mit ihm?“

„Der Hallunke! Ich schrieb Ihnen doch, daß Mister Cunningham uns seinen Antheil an der Lincoln Land Company zum Ankauf anbot und daß ich alle unsere Baarmittel, die Ihrigen und die meinigen, zusammenraffte, um das vermeintlich gute Geschäft zum Abschluß zu bringen. Arglos, wie ich war, ging ich in die Falle. Der schlaue Fuchs wußte natürlich damals schon, daß die Eisenbahn gar nicht nach Lincoln kommen würde. Möglich, daß er überhaupt hinter der ganzen Geschichte steckt und den smarten George Willert dazu veranlaßt hat, die ursprüngliche Route abzuändern, denn, denken Sie nur, kaum war es bekannt geworden, daß die Hauptstation der Great Western Railroad vier Meilen nördlich von Lincoln verlegt worden war, als der spitzbübische Mister Cunningham eine große Reklame begann, gerade wie damals bei der Gründung Lincoln's. Der Kerl hatte nämlich das ganze Terrain, auf dem die neue Hauptstation der Eisenbahn sich erheben wird, bereits in aller Stille an sich gebracht. Und nun beginnt er das Städtegründen zum zweiten Male und heimst zum zweiten Male ein Vermögen ein. Wir Beide aber haben das Nachsehen.“

Fritz Hammer zuckte mit den Achseln. Er war so verwirrt und betäubt, daß er sich nur zu dem

trivialen Trost: „Wie gewonnen, so zerronnen," aufzuschwingen vermochte.

Welch ein Wechsel! Vor wenigen Tagen noch inmitten des glänzenden, blendenden Getriebes des fashionablen Badeortes, umgeben von allen Annehmlichkeiten einer raffinirten Cultur, heute in der Wildniß, in trauriger Verlassenheit, von Mangel und Entbehrungen umdroht.

Nur in diesem Wunderlande, in dem sich zuweilen noch ein unausgegohrenes Gemisch von Cultur und wilden, halb barbarischen Zuständen zeigte, waren so schneidende Contraste möglich.

Sie standen vor dem Hause, das sie gemeinsam bewohnt hatten. Noch einmal ließ Fritz Hammer forschend seine Augen umherschweifen. Am fernen Horizont zeigte sich noch immer die wunderbare Erscheinung, die schon vorher sein Staunen, sein Grauen erweckt hatte: die wandelnden Häuser.

„Was — was ist das?" fragte er lallend, mit der ausgestreckten Hand in die Richtung deutend.

„Das halbe Lincoln auf der Reise," war die prompt gegebene Antwort.

„Wie?"

Fritz Hammer riß seine Augen weit auf und bewegte den Kopf, wie Jemand, der etwas Märchenhaftes, Unmögliches zu hören glaubt.

„Ja, ja," bestätigte der Techniker. „Was Sie da

in der Entfernung sehen, ist das wandernde Lincoln. Haben Sie noch nie gehört, daß man in Amerika Häuser von einer Straße in die andere überführt? Man schiebt die Häuser auf Rollen oder Walzen und bewegt sie auf diese Weise gemächlich vorwärts, ohne daß an der inneren Einrichtung irgendwie gerührt wird. Ein großer Theil unserer Mitbürger hat sich Bauplätze in der neu entstehenden Stadt gesichert, und um sich die Mühen und Kosten des Einreißens und Neuaufbauens zu sparen, begeben sie sich mit ihren Häusern einfach auf die Wanderschaft, was auf der ebenen Prairie und bei der leichten Bauart der Häuser übrigens gar kein so schwieriges Unternehmen ist. Zwei Monate schon dauert diese Auswanderung von Lincoln. Da — das ist der letzte Theil, gleichsam der Nachtrab der wandernden Stadt."

Sie traten in das Haus ein, setzten sich jeder in einen Winkel und ließen trübselig die Köpfe auf die Brust hängen.

„Was nun?" stammelte Fritz Hammer endlich nach einer langen Pause beiderseitigen Stillschweigens und sah fragend nach seinem Freund hinüber. Dieser zuckte die Achseln resignirt.

„Ja," gab er zur Antwort, „es wird nichts weiter übrig bleiben, lieber Hammer, als irgend eine größere Stadt aufzusuchen und wieder von vorn anzufangen. Zum Glück habe ich aus dem Zusammenbruch

noch ein paar hundert Dollar übrig behalten. Mein Vorschlag ist, wir gehen zunächst nach Chicago. Das ist auf dem halben Wege nach New York. Hoffentlich finden wir da Arbeit, ich als Schlosser oder Maschinenbauer, Sie — na in irgend einer anderen Branche. Wähleriſch werden Sie freilich nicht sein dürfen."

Der junge Oekonom stöhnte laut.

Auch Adolf Suter begann zu seufzen und es war eine ganze Weile in dem Zimmer nichts hörbar, als das Aechzen und Stöhnen der so grausam in ihren kühnen Hoffnungen betrogenen jungen Leute.

Plötzlich sprang Fritz Hammer lebhaft in die Höhe.

„Aber ich habe ja noch die dreitausend Dollar, die ich an meine Eltern nach Deutschland geschickt habe. Die werde ich mir einfach kommen lassen."

„Das werden Sie nicht, lieber Freund," gab der Andere mit Entschiedenheit zurück.

„Aber warum — warum denn nicht?" fragte der junge Oekonom kleinlaut.

Der Gefragte schüttelte lebhaft mißbilligend mit dem Kopf und antwortete: „Wollen Sie Ihre alten Eltern, die da glauben, es geht Ihnen gut, von Neuem Ihretwegen in Sorge und Kummer stürzen? Und was wollen Sie mit dem Gelde anfangen? Es aufzehren, wie ein Rentier und die Hände müßig in den Schooß legen? Nein, lieber Freund, solch ein Charakter-

Armuthszeugniß sollten Sie sich vor den Ihrigen und vor sich selbst nicht ausstellen."

Fritz Hammer nickte, erst ein wenig kleinlaut und beschämt, dann aber trat er plötzlich an den Freund heran, ergriff dessen Rechte und drückte sie herzlich.

„Sie haben recht," erklärte er mit Ueberzeugung. „Es wäre erbärmlich gewesen von mir. Habe ich nicht genug gebummelt und geschlemmt? Jetzt heißt es arbeiten!"

Sie legten sich sehr bald zu Bett. Am anderen Morgen wollten sie sich frühzeitig auf den Weg machen und dem todten Lincoln für immer den Rücken kehren. Aber schon um Mitternacht wurden sie durch ein Geräusch geweckt. Die Thür bewegte sich knarrend und ein heller Lichtschein fiel auf das Bett der Schlafenden. Erstaunt rieben sie sich die Augen. Drei Kerle standen mitten im Gemach, alle drei die Gesichter mit primitiv aus geschwärzter Leinwand selbst verfertigten Masken bedeckt. Adolf Suter machte eine hastige Bewegung nach seinem Revolver hin, der unweit des Bettes auf einem Stuhle lag. Aber noch rascher als er hatte der vorderste der Räuber seinen Revolver in Anschlag gebracht. Die Mündung der schußfertigen Waffe gegen die beiden Freunde gerichtet, befahl er: „Hands up!"

In dem Ton seiner Stimme und in seiner drohenden Geste lag soviel Ueberwältigendes, daß die beiden Ueberfallenen unwillkürlich gehorchend ihre Hände in

die Höhe hoben. Und so verharrten sie, während der Kerl wenige Schritte von ihnen im Anschlag blieb, jede Sekunde bereit, zu schießen.

Die anderen beiden Räuber machten sich indeß an die Durchsuchung des Hauses und schon nach kaum zehn Minuten verkündete ihr Triumphgeschrei, daß sie den von Adolf Suter versteckten Schatz gefunden hatten.

„Verdammt!“ raunte Adolf Suter dem Freunde zu. „Sechshundert Dollar! Unsere letzte Zuflucht! Ich wette, die Hallunken sind einige unserer ehemaligen Mitbürger aus Lincoln.“

Die drei Räuber aber verabschiedeten sich höhnend: „Gute Nacht, Gentlemen!“ sagte der Anführer, indem er schmunzelnd das erbeutete Päckchen Banknoten in die Tasche schob. „Entschuldigen Sie die kleine Störung. Well, Sie werden nun um so leichter schlafen.“

Die beiden Freunde nahmen in der That ihren unterbrochenen Schlaf wieder auf. Eine zweite Störung war kaum zu besorgen, denn sie hatten nichts mehr zu verlieren.

IX.

Zu Fuß, in sehr darniedergedrückter Stimmung traten unsere beiden Freunde ihren langen Marsch an. Die Situation erinnerte sie unwillkürlich an den Tag ihrer Ankunft in Amerika. Doch damals waren sie insofern besser daran gewesen, als sie Beide im Besitze gefüllter Portemonnaies waren. Jetzt besaßen sie nichts als ein paar Silberdollars und ein wenig Kleinmünze, das sich in ihren Kleidern befunden, deren Durchsuchung die Räuber verschmäht hatten.

Sie hatten einen langen, langen Marsch vor sich, denn von der Benutzung der Eisenbahn konnte nun keine Rede sein. Tage- und wochenlang marschirten sie wie echte Landstreicher, während der Nächte in Ställen und Schuppen bei mitleidigen Farmern kampirend. Auch das, was sie zu ihrer Ernährung brauchten, wurde ihnen in der Regel von gastfreundlichen Leuten, bei

denen sie vorsprachen, verabfolgt, ohne daß Bezahlung gefordert wurde.

Nach unsäglichen Mühen und Entbehrungen langten sie endlich in Chicago an. In einem bescheidenen Boardinghause nahmen sie Wohnung. Und nun begann abermals die Jagd nach einem Erwerb. Adolf Suter fand sehr bald eine lohnende Anstellung in seiner Branche, doch nicht so leicht wollte es dem jungen Oekonom glücken. Es war die alte Erfahrung: die eine Arbeit war für ihn zu schwer, für die andere war er nicht geschult und erfahren genug. Es blieb ihm nichts übrig, als wieder als Kellner ein Unterkommen zu suchen. Aber es war ein trauriges, freudloses Vegetiren, kein Leben. Seine Thätigkeit brachte ihm nur gerade soviel, als er zur Fristung seiner bescheidenen Existenz benöthigte. Dabei die vielerlei Rohheiten und Brutalitäten, deren Zeuge er wurde, die vielerlei Demüthigungen, die er selbst einstecken mußte. Daneben quälte und peinigte ihn oft die Erinnerung an die Vergangenheit, und besonders so oft er Bessie's gedachte, überfiel ihn jedesmal ein Schauder. Er wurde nervös und schreckhaft und hatte immer das Gefühl, als müsse sie plötzlich vor ihn hintreten und von ihm Geld verlangen, damit sie ihr sorgloses, vergnügungsreiches Leben, an das sie sich in St. Augustine gewöhnt hatte, fortsetzen könnte. Aber diese Furcht erwies sich als überflüssig. Bessie kam nicht. War es ihr

nicht gelungen, ihn aufzuspüren, oder hatte sie in Erfahrung gebracht, wie es mit ihm stand und gelüstete es sie nicht, seine Armuth mit ihm zu theilen?

In dem Boardinghause, wo Adolf Suter und Fritz Hammer Kost und Logis genommen, befand sich unter Anderen ein Amerikaner, ein Eisenbahn-Conducteur Namens Smith, ein freundlicher und gefälliger Mann von guten Manieren, der, so oft sich die Gelegenheit bot, sich mit den beiden jungen Deutschen unterhielt.

„Well, Mister Hammer," redete er eines Tages den ewig mit trübseliger Miene Dasitzenden an. „Sie bilden sich von Tag zu Tag immer mehr als Grillenfänger aus. Ein junger Mann wie Sie, der das Leben noch vor sich hat, sollte mit mehr Muth und Hoffnung in die Zukunft sehen."

Der Angeredete seufzte und schnitt ein Grimasse.

„In welche Zukunft, Mister Smith? In meine Zukunft als Kellner?"

„Aber Sie werden doch nicht immer Kellner bleiben."

„Es hat ganz den Anschein. Ich wüßte wenigstens nicht, wie ich auf andere Weise mein Leben fristen soll. Es müßte denn sein, ich versuchte es einmal zur Abwechslung als Hausirer."

„Das wäre noch nicht das Schlechteste, Mister Hammer," erwiderte der Amerikaner auf die mit

bitterem Galgenhumor gethane Aeußerung des jungen Deutschen. „Es giebt hier zu Lande Hausirer, die ein schönes Stück Geld machen, die mit Pferd und Wagen hinausziehen nach dem Westen und auf einsamen Farmen ihre Waaren mit mehr als hundert Procent Nutzen absetzen."

„Wollen Sie mir etwa Pferde und Wagen zur Disposition stellen, Mister Smith?"

Der Amerikaner lachte. „Ich bin selber nicht in der Lage, Mister Hammer. Aber ich will Ihnen noch etwas Besseres vorschlagen. Bleiben Sie doch einfach bei Ihrem Beruf, den Sie schon in Deutschland ausübten."

„Sie meinen, ich soll als Farmenarbeiter mir eine Stellung suchen? Da wäre ich doch nicht im geringsten besser daran. Im Gegentheil: mehr Arbeit und womöglich noch weniger Lohn."

„Das meine ich auch nicht. Ich meine: bleiben Sie bei Ihrem Beruf als Gutsbesitzer."

„Als Gutsbesitzer?" Fritz Hammer lachte. „Warum denn nicht? Thue ich sofort, wenn Sie mir nur freundlichst das zu diesem Beruf gehörige Gut anweisen wollen, Mister Smith."

„Das sollen Sie haben, Mister Hammer," entgegnete der Andere kurz, mit ernstem Gesicht. „Hundertsechzig Acker. Genügt Ihnen das für den Anfang?"

„Vollkommen, Mister Smith," gab der Deutsche, auf den vermeintlichen Scherz eingehend, lächelnd zurück. „Wann kann ich das Gütchen haben?"

„Innerhalb vier Tagen."

„Und wo liegt das Gut, mit dem Sie mich so gütig bedenken wollen? Wohl auf dem Mond?"

„Nun, etwas näher ist's doch, Mister Hammer. Ihr zukünftiges Besitzthum liegt in Cherokee Strip, südlich von Kansas, zwischen Texas und Arkansas."

Das wurde mit so ruhigem Ernst gesagt, daß Fritz Hammer erstaunt zu dem Sprechenden hinübersah und stutzig wurde. Aber machte denn der Amerikaner nicht Scherz? War denn das alles nicht bloßer Spaß, um ihn aufzuheitern?

„Im Cherokee Strip?" wiederholte er fragend.

„Der Cherokee Strip ist ein Theil des den Cherokee-Indianern gehörigen Gebietes," erklärte der Eisenbahn-Conducteur, „das die Regierung den Cherokees angewiesen, nachdem sie von ihren ursprünglichen Jagdgründen verdrängt worden waren Diesen Strip — Streifen — im Umfang von ungefähr 800 Kilometern verkauften nun die Indianer an die Regierung für ganze $1\frac{1}{4}$ Millionen Mark, ein Landgebiet, das so groß ist wie ein deutsches Herzogthum. Dieser Cherokee Strip wird nun von der Regierung den Ansiedlern geschenkt. Nach amerikanischem Gesetz fällt eine Heimstätte von 160 Acker Land demjenigen Ansiedler zu,

der zuerst festen Fuß auf ihr faßt. Der Cherokee Strip enthält mehr als zehntausend solcher Heimstätten. Am 22. April Mittags zwölf Uhr wird der Strip den Ansiedlern erschlossen. Heute ist der achtzehnte. Sie haben also keine Zeit mehr zu verlieren. Eilen Sie! Wer zuerst kommt, der zuerst mahlt."

Der junge Deutsche riß Augen und Ohren weit auf.

„Und das ist kein Scherz von Ihnen, Mister Smith?"

Der Amerikaner zog statt einer Antwort ein Zeitungsblatt aus der Tasche.

„Hier, lesen Sie!" sagte er und deutete auf eine fettgedruckte Notiz.

Fritz Hammer las:

„Eröffnung des Cherokee Strips am 22. April Mittags zwölf Uhr. Große Ansammlung von Menschen an der Grenze. Jeder will der erste sein auf der Jagd nach dem Glück. Tausende von Abenteurern, eine ganze Ansiedler-Armee —"

„Und —" der junge Deutsche ließ das Blatt sinken und sah noch immer zweifelnd zu dem Amerikaner auf, „und eine solche Heimstätte von 160 Acker Land fällt Einem umsonst zu?"

„Völlig umsonst, ohne einen Cent Unkosten. Sie haben nur recht zeitig da zu sein und persönlich Besitz zu ergreifen."

„Und wie weit ist der Cherokee Strip von hier?"

„Nun, einige hundert Meilen wird's wohl sein."

Fritz Hammer senkte kleinmüthig sein Gesicht, das vor Eifer und neuerwachender froher Hoffnung schon ganz roth geworden war.

„Dann ist es nichts für mich. Denn ehe ich zu Fuß den Weg zurücklege —"

„Zu Fuß?" unterbrach ihn der Eisenbahnconducteur, „davon kann natürlich nicht die Rede sein. Wozu wäre denn die Eisenbahn da? Sie fahren bis Arkansas City, von da haben Sie nicht mehr weit bis zu dem Schauplatz des großen Ereignisses."

„Fahren?" Der arme junge Deutsche lachte bitter und rieb sehr bezeichnend Daumen und Zeigefinger gegen einander.

„Sie scheuen die Kosten? Aber lieber Mister Hammer, die Fahrt soll Ihnen gar nichts kosten, nicht einen Cent. Ich nehme Sie mit, sozusagen als blinden Passagier. Freilich viel Komfort kann ich Ihnen nicht bieten. Ich fahre nämlich morgen mit einem Frachtzug hinunter, und lade Sie freundlichst ein, mich zu begleiten."

„Aber dürfen Sie denn das?" fragte der junge Deutsche naiv.

„Dürfen darf ich's freilich nicht," gab der Amerikaner humoristisch zurück. „Aber wenn man immer nur das thun wollte, was erlaubt ist! Ich denke, ich kann's

verantworten, wenn ich Ihnen aus Ihrer erbärmlichen Lage heraushelfe und den Weg zum Glück ein wenig ebnen helfe. Allerdings gewisse Vorsichtsmaßregeln müssen wir schon ergreifen."

„Aber wenn ich Ihnen nur keine Ungelegenheiten bereite!"

„Unsinn!" sagte der Amerikaner. — „Darüber brauchen Sie sich keine Kopfschmerzen zu machen. Ich werde Sie schon gut verstecken. Und wenn Sie wirklich dennoch jemand erblickt, na, dann kräht auch noch kein Hahn darnach. Wir sind hier in Amerika nicht so kleinlich und mancher von unsern reichen Herren Eisenbahnpräsidenten hat selbst vielleicht in seinen Anfängen einmal eine Reise als blinder Passagier mitgemacht."

Fritz Hammer war schon so gut wie entschlossen zur Reise. Er hatte nichts zu verlieren. Vielleicht hatte er Glück und erwischte eine Heimstätte. Dann konnte er Geld aus Deutschland nachkommen lassen, Grund und Boden bewirthschaften und das Land einmal mit Nutzen verkaufen.

Bevor sie sich trennten, gab ihm der Eisenbahn-Conducteur noch allerlei Verhaltungsmaßregeln.

„Wir haben eine ziemlich weite Reise vor uns," sagte er, „und da Sie die ganze Zeit über Ihr Versteck nicht verlassen dürfen, so werden Sie gut thun, sich mit Proviant zu versehen, und vergessen Sie ja eine Flasche mit Whisky nicht, damit Sie sich stärken

können, wenn Ihnen etwas Menschliches passiren sollte. Von dem verdammten Stuckern auf den Güterzügen bekommt man leicht die Seekrankheit."

Am anderen Tage beim Morgengrauen begab sich Fritz Hammer auf den Bahnhof. Von Adolf Suter nahm er herzlichen Abschied. Der Freund hatte ihm noch ein paar Dollar von seinen Ersparnissen aufgedrängt.

Es war noch dunkel, als er am Bahnhof anlangte, und so konnte er ungesehen in den ihm von seinem freundlichen Wohlthäter bezeichneten Wagen schlüpfen. Es war ein Viehwagen, der die Bestimmung hatte, von Texas Vieh nach Chicago zu transportiren. Auf der Hinfahrt war er mit leeren Kisten angefüllt. In einer derselben nahm der junge Deutsche Unterschlupf. Die Kiste war gerade so groß, daß er sich am Boden sitzend niederlassen konnte. Die Oeffnung oben war zum größten Theil durch eine andere Kiste verdeckt. Wenn er aufstand, reichte sein Kopf gerade über die Oeffnung hinaus. Proviant hatte er sich wohlweislich mitgenommen und zwar: ein großes Laib Brod, einige Würste und ein Pfund Käse. Auch eine Flasche mit Whisky hatte er auf den guten Rath des Condukteurs nicht vergessen. Bei der empfindlichen Morgenkühle kam ihm der erwärmende Trank sehr gut zu statten.

Während der ersten Stunde der Fahrt machte ihm die Situation Spaß. Sobald es angefangen hatte zu

tagen, unterhielt er sich damit, sich aufzurichten und sich an den Reizen der Natur zu erfreuen, aber der widrige Rauch der Lokomotive biß ihm in die Augen und mehr noch genirten ihn die glühenden Kohlenstückchen, die der Wind ihm hie und da in's Gesicht trieb. So setzte er sich denn wieder in seinem Käfig nieder und allerlei Gedanken und Betrachtungen zogen ihm in seiner Einsamkeit durch den Kopf. Er kam sich wie ein moderner Diogenes vor. Die Tonne des alten Griechen war jedenfalls auch nicht viel geräumiger und behaglicher gewesen, als seine Kiste.

Er lachte laut bei dem Gedanken und schließlich regte sich der Appetit in ihm. Das fortwährende Rütteln hatte ihn nicht wenig hungrig gemacht und er richtete eine ziemliche Verwüstung unter seinen Mundvorräthen an.

Je länger aber die Fahrt dauerte, desto mehr legte sich der Humor, mit dem er zuerst seine Lage betrachtet hatte. Gegen Abend war sein Gemüthszustand schon so herabgestimmt, daß ihm mit einem Male jeder Sinn für das Komische der Situation geschwunden war. Nur noch niederziehende Reflexionen waren es, die er über sich und seine Lage anstellte. War es nicht furchtbar entwürdigend, hier zusammengedrückt in einer Kiste wie ein lebloses Stück Frachtgut dahinzurollen. Wer ihm das einst prophezeit hätte, als er auf dem väterlichen Gute auf stolzem Rosse über

die Felder sprengte oder in prunkvoller Uniform als Lieutenant der Reserve spornklirrend und säbelrasselnd durch die Garnison schritt!

Als es völlig dunkel geworden, hörte er Schritte und gleich darauf ein alarmirendes: „Pst!"

Er reckte sich in die Höhe. Mister Smith war es.

„Nun, wie gehts, Mister Hammer?" flüsterte der Condukteur in die Kiste hinein. „Ein bischen unbequem, wie?"

Der junge Deutsche rieb sich seufzend die Glieder, die ihm schon ganz lahm geworden waren von dem steifen, unbequemen Sitzen in dem engen Raum und blieb die Antwort schuldig.

„Nichtwahr, ein wunderbares Land, dieses Amerika?" fuhr der Andere leise lachend fort.

„Wünschte, hätte nie einen Fuß hierher gesetzt," machte sich der innere Groll des Deutschen Luft.

„Oho! Wieso denn, Mister Hammer?"

„Sie können sich nicht vorstellen, wie mir zu Muthe ist."

„Sie meinen, weil Sie unten in der Kiste schmachten müssen, als wenn Sie ein Ballen Waare wären?"

„Freilich. Wenn mir einer in Deutschland gesagt hätte, daß ich einmal in meinem Leben unter solchen

Verhältnissen eine Reise machen würde, ich hätte mich tödtlich beleidigt gefühlt, und nun —"

Das Folgende erstickte in einem langen, tiefen Seufzer.

„Ja, Mister Hammer," tröstete der Andere, „das ist nun einmal nicht anders. Amerika hat schon manchen um- und umgekrempelt. Die zarte Empfindlichkeit muß man sich hier abgewöhnen. Wer ein paar Jahre Amerika durchgemacht hat, wird ein anderer Mensch. Die alten ererbten und angelernten Vorurtheile fallen von einem ab, man bekommt sozusagen eine andere Haut, und das ist das Gute, das dieses wunderbare Land wirkt."

Der junge Deutsche war ganz erstaunt, den Amerikaner so sprechen zu hören. Was wußte denn der von den Empfindungen eines armen Einwanderers, der mit den kühnsten Hoffnungen herübergekommen war und der sich nun auf Schritt und Tritt von der Prosa des amerikanischen Lebens enttäuscht sah. Aber er sollte sich noch mehr verwundern.

„Sehen Sie," fuhr Mister Smith vertraulich fort, „mir hat man auch nicht an der Wiege gesungen, daß ich einmal als Eisenbahn-Condukteur mein Leben fristen würde. Ich bin kein geborener Amerikaner, wie Sie denken, sondern ein Engländer. In der ersten Zeit, als ich nach Amerika kam, — es sind nun schon zehn

Jahre her — ging es mir ähnlich wie Ihnen. Auch ich hatte einen ganzen Haufen Vorurtheile mit herüber gebracht. Ich bin nämlich der Sohn eines englischen Baronets. Ich selbst war Offizier in her Majesty's army. Dabei war ich ein Spieler, ein Verschwender ersten Ranges, mit einem Worte ein Taugenichts. Als mein Vater einen großen Theil seines Vermögens dazu verwendet hatte, meine Schulden zu bezahlen und die Folgen meiner schlechten Streiche immer wieder auszugleichen, verlor er schließlich die Geduld. Er schickte mich nach Amerika, und — unter uns — ich bin ihm dankbar dafür. Hier habe ich erst das Leben kennen gelernt, hier bin ich erst Mensch geworden. Heute fühle ich mich viel wohler und glücklicher als damals in meiner Brausezeit, in der mein Dasein beständig zwischen Rausch und Katzenjammer abwechselte. Und dafür segne ich Amerika. Nun, gute Nacht, Mister Hammer! Hier haben Sie eine Decke. Die Nacht wird kühl werden. Schlafen Sie wohl."

Fort war er, seinen Schützling in einer unruhigen, widerspruchsvollen Stimmung zurücklassend. Wie? War es denn möglich? Mister Smith ein englischer Edelmann und ehemaliger Offizier? Und dabei glücklich und zufrieden in der untergeordneten Stellung eines Eisenbahn-Condukteurs?!

Eine aufrichtige Beschämung und Zerknirschung bemächtigte sich des jungen Deutschen und das Unreife

und Unsinnige der Ideen und Pläne, die er mit hinübergebracht, erkannte er mehr wie je. Gute Vorsätze keimten in ihm auf. Wenn es ihm nur gelang, zu einer bescheidenen, sicheren Existenz zu gelangen, dann wollte er ein für allemal die überspannten Wünsche und Hoffnungen fahren lassen . . .

X.

Ein furchtbares Gedränge entwickelte sich am Morgen des 22. April in den an den Cherokee Strip grenzenden Städten. Es war eine wahre Völkerwanderung. Tausende von Menschen zogen aus den Städten Arkansas City, Cameron, Caldwell, Stillwater, Orlando u. s. w., um an der wilden Jagd nach dem Glück theilzunehmen. Viele, glücklicher als die armen Fußgänger, sattelten ihre Pferde, andere wieder hielten große Emigrantenwagen, sogenannte Prärieschooner, zur Abfahrt bereit. Auch die Eisenbahnverwaltungen hatten sich für den großen Tag vorbereitet und in den verschiedenen Stationen nahe der Grenze lange Extrazüge zusammengestellt, um dem massenhaften Andrang einigermaßen genügen zu können.

Die hundertundzwanzig Kilometer lange Grenze um den Cherokee Strip war von einem Cordon regulären Militärs besetzt. Vor dem von der Regierung festgesetzten Termin der Eröffnung, 12 Uhr Mittags, durfte

Niemand das ehemalige Indianerterritorium, das nunmehr den Namen „Oklahoma“ (das schöne Land) führte, betreten. Einige desperate Individuen, die sich vorher eingeschlichen hatten, sogenannte „Sooners“, wurden von den Soldaten mitleidslos über den Haufen geschossen.

Fritz Hammer war nach Orlando gepilgert, einer Eisenbahnstation, die hart an der Grenze des gelobten Landes lag, das eine so große Anziehungskraft ausübte. Hier beschloß er die Abfahrt eines der Extrazüge abzuwarten.

Es war eine bunte, vielgestaltige Menschenmenge, die hier durch einander wogte, sprach, lachte, schrie und fluchte. Gestrandete Existenzen aller Art fanden sich hier zusammen, alle von dem einen Trieb beseelt, in der Lotterie des Glückes, in der sie bisher nur Nieten gezogen, endlich einmal einen Treffer zu erjagen. Ein Rausch hielt alle in Banden; die Augen strahlten, die Gesichter glänzten von der Röthe des Fiebers. Einer sah den Andern scheel von der Seite an, denn der Eine war ja der Feind, der Conkurrent des Andern, der darauf ausging, ihm in dem Wettlauf um die Heimstätten zuvorzukommen. Tausende und Abertausende lagen in Bereitschaft, um bei dem von der Behörde gegebenen Signal auf Oklahoma loszustürmen. Elftausend Heimstätten waren im Cherokee Strip vorhanden, die Zahl der Heimstättensucher sollte aber, wie

man sagte, über fünfzigtausend betragen. Von je fünfen konnte also immer nur einer zum Ziel gelangen.

Je weiter der Vormittag rückte, desto größer wurde das Gewirr und die Aufregung. Immer neue Zuzügler langten an und es war Fritz Hammer jetzt schon klar, daß von all den Wartenden nur ein kleiner Theil mit der Eisenbahn würde befördert werden können. Trotz dieser Gewißheit hielt er aus; auch ihn hatte das Fieber gepackt, die Gier nach dem Besitz, und er sah seine Aussichten im günstigsten Licht. War er nicht jung und kräftig, während sich viele alte und schwächliche Personen, ja, auch eine große Anzahl von Frauen unter den Glücksjägern befanden? Gewiß würde er vielen zuvorkommen und sich unter den Begünstigten befinden, die schließlich ihr Ziel erreichten und ohne weitere Mühen und Kosten, nur mit ein wenig Ausdauer und körperlicher Anstrengung zu einem hübschen, aussichtsvollen Besitzthum gelangten.

Ein derber Schlag auf die Schulter schreckte ihn mitten aus diesen erfreulichen Betrachtungen auf. Aergerlich und erstaunt blickte Fritz Hammer um sich. Er traute seinen Augen nicht. War das nicht Karl Stockmann, der da vor ihm stand mit freundlich lächelndem Gesicht, als wären sie erst gestern als die besten Freunde auseinandergegangen.

„Halloh, boy!" redete ihn der ehemalige Eisenbahnräuber mit einer staunenswerthen Unbefangenheit

an. „Auch unter den Glücksjägern? Freue mich, Ihnen mal wieder zu begegnen. Geben Sie mir die Hand, alter Freund!“

Fritz Hammer kämpfte mit einem Gemisch von Zorn und Ekel. Er machte nicht die geringste Miene, dem unverschämten Verlangen des schamlosen Burschen zu entsprechen. Aber der Andere schien sich durchaus nicht beleidigt zu fühlen, denn er lachte laut, die verschmähte Hand zurückziehend und sagte, mit Rücksicht auf die in der Nähe Stehenden, seine Stimme zum Flüsterton dämpfend:

„Noch immer empfindlich wegen der kleinen Zwangsanleihe, die ich damals auf der Eisenbahn bei Ihnen machte? Ja, sehen Sie, alter Freund, hier in Amerika ist Jeder sich selbst der Nächste, noch mehr wie drüben. Es ging mir damals verteufelt schlecht und ich mußte froh sein, wenn sich mir die Gelegenheit bot, einmal einen guten Fang zu machen. War kein schlechter Job! Kamen allein auf meinen Antheil etwa zweitausend Dollar. Alles wieder heidi — alles verloren im Poker. Der Teufel hole das verdammte Spiel! Bin total ausgeplündert. Können Sie mir nicht mit einigen Dollars unter die Arme greifen?“

Dem also Angesprochenen stieg die Zornesröthe in's Gesicht und er machte eine sehr unzweideutige Gebärde.

„Nicht?“ machte der Andere ruhig. „Also auch

auf dem Trocknen? Na ja, würden sonst wahrscheinlich nicht hier sein. Wollen doch auch nach dem Cherokee Strip? Natürlich! Ist auch meine Absicht. Freilich nicht auf eigene Faust, sollte mir fehlen. Was sollte mir Grund und Boden? Liebe meine Bewegungsfreiheit, heute hier, morgen dort. Ein großartiges Land, dieses Amerika. Hier kann man wie ein Gentleman leben, ohne zu arbeiten. Ich habe noch nicht einen Tag gearbeitet, seit ich im Lande bin. Wie gesagt, bin nicht in eigner Sache hier, sondern im Auftrage eines Andern."

Fritz Hammer's Neugierde war erregt und er konnte nicht umhin, fragend den Blick zu dem Spitzbuben zu erheben.

„Sehen Sie," nahm der Andre wieder erklärend das Wort, „da ist ein Mister Doublefield, ein Landspekulant in Arkansas City. Der hat unsrer zehn Boys engagirt. Für jede Heimstätte, die wir ihm sichern, zahlt er zweihundert Dollar. Wer einen besonders schönen Platz erwischt, etwa ein Eckgrundstück nahe der Grenze, erhält das Doppelte."

Eine lebhafte Bewegung ging in diesem Augenblick durch die Menge. Man schrie und gestikulirte noch lauter als vorher und drängte ungestüm nach vorwärts. Es war halb zwölf Uhr. Der erste Extrazug kam an, die Wagen wurden geöffnet. Ein Schauspiel entstand, wie es Fritz Hammer nie in seinem Leben auch nur

annähernd gesehen. Der brutale, rücksichtslose Kampf um's Dasein spielte sich in einer grauenerregenden, nicht mehr menschlichen Wildheit ab. In wüstem Durcheinander stürzten Männer und Frauen unter tosendem Hurrahgeschrei vorwärts. Einer nahm auf den andern auch nicht die mindeste Rücksicht. Schonungslos wurden Schwächere zu Boden gestoßen und mit den Füßen getreten. Mehreren Frauen wurden die Kleider in Fetzen vom Leibe gerissen. In jedem dieser Tausenden und Abertausenden von Abenteurern lebte nur der eine Trieb: Der Erste zu sein, der jede andere menschliche Regung verdrängte.

Alle Wagen des Zuges, der Gepäckwagen und die Lokomotive nicht ausgeschlossen, waren im Nu mit einer unbeschreiblich aufgeregt sich gebärdenden Menge besetzt. Ueberall, wo nur irgend ein Mensch festen Fuß fassen oder sich anhalten konnte, erblickte man das triumphirende Gesicht eines Heimstättesuchers.

Oben auf den Wagen waren die Passagiere fast ebenso dicht gedrängt, wie in denselben.

Der Zug konnte unter geregelten Verhältnissen höchstens zweitausend Menschen aufnehmen, hier aber hatten mindestens ihrer zehntausend Platz gesucht und gefunden.

Fritz Hammer hatte es aber sehr bald aufgegeben, sich bis zu einem der Waggons durchzukämpfen. Das Blut stockte ihm beim Anblick der Scenen menschlicher

Roheit und Zügellosigkeit, die sich vor ihm abspielten. In geringer Entfernung hinter dem ersten Extrazug stand ein zweiter. Aber auch hier kam der zaghafte Deutsche zu spät, auch hier hatte bereits eine Menge von mehreren tausend Menschen jedes Plätzchen mit Beschlag belegt.

Fritz Hammer wandte sich kurz entschlossen zurück, um den Wettlauf um die Heimstätten zu Fuß aufzunehmen. Wenn er sich beeilte, konnte er noch rechtzeitig zu Fuß an der Grenze anlangen. Vor zwölf Uhr durften die Eisenbahnzüge nicht abfahren und er hatte fast eine halbe Stunde Vorsprung.

An der Grenze drängte sich eine schwarze Linie von Menschenmassen in unabsehbarer Länge, ungeduldig das Signal der Eröffnung erwartend. Machte Einer den Versuch, aus der Linie zu treten und vorwärts zu drängen, so trieben ihn die Drohungen der Andern rasch wieder zurück.

Endlich ertönte ein Kanonenschuß über die, ein buntes Gewimmel von Menschen, Pferden und Wagen zeigende Prairie dahin. Der Militär-Cordon löste sich und in wildem Durcheinander stürmte alles vorwärts: Reiter, Wagen und Fußgänger. Eine Anzahl weiblicher Personen hielt sogar auf Zweirädern ihren Einzug in den Cherokee Strip.

Ein Bach, der wegen seines steil abfallenden

Ufers nur an einigen Stellen passirbar war, hinderte unweit der Grenze das raschere Vorwärtsdringen.

Unentwirrbare Menschenknäule bildeten sich. Manche von den Reitern wagten den Sprung über den fast zwanzig Fuß hohen Damm hinab, langten im Wasser an und arbeiteten sich glücklich an's jenseitige Ufer. Andere sprangen von den Pferden herab und versuchten ihr Glück zu Fuß. Ein Wagen mit mehreren Insassen stürzte kopfüber hinab. Zwei Männer blieben mit gebrochenen Gliedern liegen, die andern rappelten sich auf und setzten ihren Weg fort.

Auch die Eisenbahnzüge sausten heran und hielten bei Perry, der Station im „Strip", und nun spielten sich ähnliche Scenen ab, wie beim Einsteigen. Jeder wollte der Erste sein, der aus dem Zuge hinauskam und mancher wurde in dem wüsten Gedränge von dem Dache eines der Wagen herabgestoßen und blieb kurz vor dem Ziel schwer verletzt oder gar mit gebrochenem Genick liegen. Die wildesten Scenen spielten sich im „Strip" selbst ab, bei dem Kampf um die Heimstätten.

Um manch ein besonders vortheilhaft liegendes Grundstück entspann sich ein erbitterter Kampf, in dem der Revolver den Ausschlag gab.

Verwundete und Todte bezeichneten den Kampfplatz.

Fritz Hammer hatte längst den Wettlauf aufgegeben. Ein unüberwindlicher Ekel und Widerwillen hatte sich seiner bemächtigt und Thatkraft und Lust, sich an der

Jagd nach dem Glück zu betheiligen, in ihm erstickt. Nach dem Fieber der Erwartung war eine grausame Ernüchterung bei ihm eing treten.

Mochten sie ihm zuvorkommen. Er beneidete keinen von ihnen, die hier um des Dollars willen ihre Menschenwürde preisgaben. Wie eine Erstarrung lastete es auf ihm, und mit wogender Brust, von Schauern des Entsetzens überrieselt, stand er da und brennende Scham erfüllte ihn, während er die einzelnen Phasen des wildesten, rohesten Kampfes um den Dollar mit ansah.

Endlich riß er sich von dem schaurig gräßlichen Anblick los und wandte sich um, um von Neuem die Wanderung anzutreten. Wohin, er wußte es noch nicht. Nur fort von hier, wo die Bestialität ihre Orgien feierte.

Er war kaum eine halbe Stunde unterwegs, als ihm ein sonderbares Gefährt begegnete. Es war ein Arbeitswagen, hochbepackt mit leeren Särgen. Ein Mann mit geldhungrigen Mienen schwang die Peitsche.

Fritz Hammer schauderte. Wie die Geier im Kriege den Heeren folgten, um nach stattgefundenem blutigen Kampfe willkommene Beute zu suchen, so zog der spekulative Leichenbestatter den Heimstättesuchern nach, die einander im Kampfe um das Glück zerfleischten.

XI.

Ueber die einsame, weite Prärie wanderte Fritz Hammer. Er tröstete sich über sein Mißgeschick mit der Hoffnung, daß sich ihm vielleicht unterwegs irgend eine passende Thätigkeit irgendwo bieten und daß mithin seine weite Reise doch nicht vergeblich gewesen sein würde.

Im Staate Kansas kam er eines Tages in ein kleines Städtchen. Der Ort machte den Eindruck der Wohlhabenheit. In weitem Umkreise erblickte man bestelltes Ackerland. Hinter jedem Hause befand sich ein großer Obst- und Gemüsegarten. Der Wanderer sprach auch hier nach seiner Gewohnheit um Arbeit an, denn in Amerika bettelt man nicht. Eine Mahlzeit wird jedem Hungernden gewährt, aber man verlangt in den meisten Fällen, daß der Bedürftige sich durch eine Dienstleistung einen rechtlichen Anspruch auf die Gabe erwirbt. Der junge Deutsche war zufällig in das Haus eines Predigers gerathen.

„Also Arbeit wünschen Sie, junger Mann?“ fragte der freundliche, alte Herr mit dem weißen Kopf- und Barthaar. „Was können Sie denn arbeiten?“

Fritz Hammer erklärte sich bereit, irgend eine Arbeit in Haus und Hof verrichten zu wollen. Der Prediger sah dem jungen Mann forschend in die Augen, als wollte er auf dem Grunde seiner Seele lesen.

„Sie sehen mir nicht darnach aus, junger Mann,“ entgegnete er endlich, „als wenn harte Arbeit Ihr Beruf wäre. Was waren Sie denn in Ihrer Heimath? Denn daß Sie ein Deutscher sind, höre ich an Ihrer Aussprache, obwohl Sie das Englische vortrefflich sprechen.“

Der junge Deutsche machte in seiner bescheidenen Manier ein paar nähere Angaben über seine Herkunft und Vergangenheit.

Der alte Herr betrachtete den Jüngling mit einem Gemisch von Tadel und wohlwollendem Interesse.

„Sie hätten auch besser gethan, junger Mann,“ sagte er, „wenn Sie in Ihrer Heimath geblieben wären. Amerika ist nicht das richtige Land für Sie. Well, Sie sind nun mal da,“ fügte er lächelnd hinzu, „und wir müssen sehen, wie wir Sie hier verwenden. Zuerst setzen Sie sich einmal auf den Stuhl da. So! Und nun wollen wir zunächst mal Ihrem Magen eine kleine Aufmunterung anbieten. Sie sehen nichts weniger als übersättigt aus, Fremder, und ich wette, daß Sie seit

acht Tagen kein ordentliches Mittagsbrot gegessen haben."

Der joviale alte Herr stand auf, öffnete die Thür und rief ein lautes: „Lea!" in den Corridor hinaus. Das Mädchen mit dem alttestamentarischen Namen befand sich nicht mehr in der Blüthe der Jugend und war den Dreißig sicherlich nicht mehr allzufern. Sie war stark und groß und auch ihre Gesichtszüge hatten etwas Derbes und Männliches.

„Was wünschest Du, Pa?" fragte sie eintretend.

„Hier, liebes Kind, hat uns der Herr einen müden und hungrigen Bruder in's Haus geschickt," entgegnete der Prediger mit dem ihm eignen freundlichen Humor, „um unsere Mildthätigkeit auf die Probe zu stellen. Zeigen wir ihm und dem Herrn, daß wir gute Christen sind."

Lea nickte, betrachtete den Fremden mit ihren kleinen grauen Augen in unverhohlener Neugierde und verschwand, um nach einer Weile mit einem Tablett voll Speisen wiederzukehren. Wenn man von der Reichlichkeit und guten Qualität des von der Tochter des Predigers Gebotenen auf den Eindruck schließen konnte, den der Fremde auf sie hervorgebracht, so mußte derselbe ein außerordentlich vortheilhafter gewesen sein. Es war eine ganze Anzahl von Herrlichkeiten, bei deren Anblick die Augen des in der That ausgehungerten jungen Mannes unwillkürlich aufleuchteten: gekochte Eier und Schinken, ein Beefsteack und zum Nachtisch ein

ganzer Frucht-Pie. Dazu eine Tasse Kaffee mit einem Aroma, das dem Deutschen verführerisch in die Nase zog. Fritz Hammer ließ sich nicht lange nöthigen und in überraschend kurzer Zeit war der größte Theil der von Miß Lea aufgetragenen Speisen verschwunden.

„So," sagte der Prediger, „dem Magen ist sein Recht geworden. Nun lassen Sie uns weiter sehen. Ich habe schon eine Idee, wie Ihnen geholfen werden kann. Sie haben in Ihrem Vaterlande eine gute Schulbildung genossen, nicht wahr?"

„Ich habe das Gymnasium absolvirt."

„Das ist soviel wie bei uns die High-School — nicht, Fremder?"

„Ich glaube, ja."

„Nun, dann sind Sie ja für unsere Verhältnisse hier im Westen ein wahrer Gelehrter und ich glaube, ich habe in Ihnen den rechten Mann gefunden, den ich suche. Wir haben nämlich vor einer Woche den von unserer Gemeinde angestellten Lehrer verloren. Er war ein Hitzkopf und hatte eines Tages sich von seinem Zorn hinreißen lassen, seine Hand auf der Backe eines seiner Schüler allzudeutlich abzufärben. Unsre Boys aber haben ein lebhaft entwickeltes Ehrgefühl und verstehen in dieser Hinsicht keinen Spaß. Der Lümmel ging hin, stahl den Revolver seines Vaters und knallte den Unvorsichtigen nieder. Doch ich hätte Ihnen das nicht erzählen sollen. Denn Sie werden nun am Ende

Bedenken tragen, der Nachfolger des Getödteten zu werden."

„Nicht im geringsten," rief Fritz Hammer halb freudig, halb zweifelnd, „wenn ich nicht befürchten müßte, daß ich Ihren Ansprüchen nicht genüge. Ich habe nie im Leben unterrichtet."

„Dann werden Sie es lernen, junger Mann. Meine Tochter und ich selbst, wir werden Ihnen in der ersten Zeit zur Seite stehen. Also abgemacht. Wollen Sie?"

Fritz Hammer schlug mit einem leisen Gefühl des Bangens in die ihm freundlich entgegengestreckte Hand des Predigers ein. Freilich, soviel hatte er schon erfahren: in Amerika hatte das Sprichwort: „Wem Gott giebt ein Amt, dem giebt er auch Verstand —" noch weit mehr Geltung, als irgendanderswo.

Schon die nächsten Tage bewiesen, daß ihm sein Wohlthäter, der Prediger, nicht zuviel zugemuthet hatte. Mit seinen Schülern und Schülerinnen kam Fritz Hammer sehr gut aus. Der frische, junge Lehrer, der so gar nichts Pedantisches an sich hatte, gefiel den Abc-Schützen offenbar vortrefflich. Und was die wissenschaftlichen Anforderungen seines neuen Amtes betraf, so wurden in dieser Hinsicht hier im Westen an einen Volksschullehrer recht bescheidene Ansprüche gestellt. Lesen, Schreiben, Rechnen, das war alles, was er aus dem Schatz seines Wissens mitzutheilen hatte.

Es war ein ruhiges, stilles Leben in dem kleinen Städtchen, das keine 3000 Einwohner zählte, aber trotzdem vier verschiedene christliche Gemeinden hatte. Den ganzen Sonntag über herrschte eine fast friedhofartige Ruhe im Ort. Dann waren alle Läden geschlossen, mit einziger Ausnahme der Apotheke. Vergnügungslokale, Bierstuben schien es im Ort überhaupt nicht zu geben. Die Bewohner brachten den ganzen Tag mit Andachtsübungen zu. Dreimal am Sonntag das Gotteshaus zu besuchen, des Morgens, des Mittags und des Abends schien zu den selbstverständlichen Pflichten jedes anständigen Menschen zu gehören. Alle häuslichen Beschäftigungen wurden auf das Nothwendigste eingeschränkt. Der Sonntagsbraten wurde bereits am Sonnabend zubereitet und am Tage des Herrn kurz vor der Mahlzeit mit wenig Mühe und Zeitverlust nur aufgewärmt.

Fritz Hammer hatte außerdem noch die Pflicht, am Nachmittag zwischen dem Mittags- und dem Abendgottesdienst sogenannte Sonntagsschule abzuhalten, d. h. den Kindern einen Abschnitt aus der Bibel zu erklären.

Im übrigen ging es dem jungen Deutschen nach den Strapazen und Entbehrungen der letzten Woche nicht übel. Er hatte Wohnung und volle Beköstigung bei dem Prediger und daß es ihm in leiblicher Hinsicht an nichts fehlte, dafür sorgte Miß Lea mit liebevollem Eifer. Aber es war doch ein reizloses, mono-

tones Dasein, und nie in seinem Leben hatte Fritz Hammer eine so brennende Sehnsucht nach einem fröhlichen deutschen Sonntag empfunden wie hier in dieser langweiligen Temperenzstaat.

Daß Kansas ein Temperenzstaat war, in dem das strenge Verbot herrschte, geistige Getränke irgend welcher Art feilzuhalten, hatte ihm der Prediger schon am ersten Tage mit sichtbarer Genugthuung mitgetheilt.

„Ein Königreich für ein Glas Bier," dachte Fritz Hammer, dem gerade dieses Verbot den Appetit nach dem beliebten braunen Gerstensaft zu schärfen schien.

Eines Tages machte ihn der Zufall mit einem Deutschen bekannt, einem einfachen Handwerksgesellen. Als er diesem sein Leid klagte, lächelte der Mann verschmitzt. „Es wird nicht alles so heiß gegessen, wie's gekocht wird," sagte er. „Die Temperenzgesetze sind da, aber die Temperenz nicht. Getrunken wird nach wie vor. Jetzt mehr noch wie früher. Sie wissen ja: das Verbotene schmeckt noch mal so gut."

„Aber wo — wo denn?" erkundigte sich Fritz Hammer erstaunt.

Der Landsmann zeigte wieder seine verschmitzte Miene.

„Freilich, die Form muß gewahrt werden. Oeffentlich darf's nicht geschehen. Gewisse Vorsichtsmaßregeln müssen beobachtet werden. Getrunken wird nur heimlich. Na, Sie werden ja sehen. Wenn Sie wollen, diene ich Ihnen heute Abend als Führer."

Fritz Hammer nahm mit Dank an, ebenso sehr unter dem Einfluß seiner Neugierde wie seines Durstes. Am Abend führte ihn der Landsmann zuerst in ein Local, über dessen Eingang die Inschrift: „Tea und Coffeehouse“ prangte.

„Zweimal irisch Thee,“ bestellte der Tischler, nachdem sie in dem fast ganz gefüllten Raum mit Mühe noch zwei Plätzchen erwischt hatten.

Der Aufwärter brachte zwei kleine Täßchen mit einer hellbraunen Flüssigkeit.

„Riechen Sie mal!“ forderte der Tischler auf.

Fritz Hammer that wie ihm geheißen.

„Das ist im Leben kein Thee,“ sagte er staunend.

Der Landsmann lächelte nur und leerte seine Tasse in einem Zuge. Der Andere folgte seinem Beispiel. Ein starker Hustenanfall war die Folge.

„Aber das ist ja Whisky,“ rief er erstaunt, als er wieder einigermaßen zu Athem gekommen.

„Bst!“ machte der Tischler warnend.

Nach einer langen Weile begaben sich die beiden Deutschen in einen Colonialwaarenladen und der Tischler wechselte mit dem Mann, der hinter dem Ladentisch stand, ein paar Worte, dann trat er mit dem ihm erstaunt Folgenden durch eine Hinterthür auf den Flur und klopfte hier dreimal kurz hintereinander an die Thür eines nach der Hofseite gelegenen Zimmers.

Alsbald wurde der Riegel von innen zurückgeschoben und die Thür geöffnet. Erstaunt stand Fritz Hammer auf der Schwelle still. Es waren einige zwanzig Menschen in dem Zimmer und jeder hatte ein Glas mit schäumendem braunen Inhalt vor sich.

Wenige Minuten später saß Fritz Hammer mitten unter den Trinkenden. Es waren zum größten Theil Deutsche, die hinter geschlossenen Thüren wie Verschworene dem Genusse des heimathlichen Trunkes fröhnten.

Schon nach einigen Tagen fiel es dem jungen Deutschen auf, daß seine Schüler eine andere Haltung ihm gegenüber anzunehmen anfingen. An Stelle der Zutraulichkeit und kindlichen Hingabe trat ein trotziges Wesen. Der Respect schien mit einem Male verschwunden und höhnische Blicke flogen aus den Reihen der Schüler zu dem Katheder des Lehrers hinauf.

Was war nur vorgegangen, fragte sich der junge Lehrer erstaunt.

Eines Tages fand er auf der Tafel allerlei Kritzeleien, die, wie es den Anschein hatte, auf ihn gemünzt und ihn zu verhöhnen bestimmt waren. Da las er mit mächtigen Buchstaben das Schmähwort „Dutchman!“ Einen noch stärkeren Trumpf glaubten die kleinen Spötter gewiß mit den Worten: „Sauerkraut und Lagerbier“ ausgespielt zu haben. Auch eine

Zeichnung fand sich, ein ungeschickt gekritzeltes Etwas, das anscheinend ein Bierglas darstellen sollte.

Dem jungen Deutschen ging mit einem Male ein Licht auf. Seine Besuche in dem geheimen Bierlocal waren bekannt geworden und hatten Aergerniß in der Gemeinde erregt.

Diese Vermuthung wurde bei Fritz Hammer zur Gewißheit, als man auch in dem Predigerhause ihn wie einen Missethäter zu betrachten begann.

Miß Lea, die ihm sonst mit fast aufdringlicher Freundlichkeit begegnet war und in ihren Blicken ein Interesse an den Tag gelegt hatte, das ihn beinahe beängstigte und hinter dem mehr als eine bloß freundschaftliche Sympathie zu schlummern schien, sah ihn oft vorwurfsvoll und traurig an. Der Prediger verhehlte sein Mißfallen noch weniger, rief den jungen Deutschen eines Tages in sein Studierzimmer und empfing ihn mit streng emporgehobenen Augenbrauen und lautem Tadel.

„Sie wandeln auf schlechten Wegen, junger Mann. Sie sind dem Laster des Trunkes ergeben."

„Ich trinke nur hie und da ein Glas Bier."

Aber diese Entschuldigung machte keinen Eindruck auf den Scheltenden.

„Aus einem Glase werden zwei und aus zweien drei. Reichst Du dem Teufel den kleinen Finger, so

nimmt er Deine ganze Hand. Im Bier ist Spiritus, junger Mann, und im Spiritus steckt der Satan."

Fritz Hammer hätte am liebsten laut herausgelacht, wenn die Situation nicht so sehr ernst für ihn gewesen wäre. Denn von dem Prediger, der in seiner Gemeinde alles galt, hing zur Zeit seine Existenz ab. So hielt er es für das gerathsamste, zu schweigen und die Miene eines ertappten reuigen Sünders aufzustecken.

„Gehen Sie in sich, junger Mann," fuhr der Prediger in salbungsvollem Kanzeltone fort: „Lassen Sie ab vom Bösen! Noch ist es nicht zu spät. Sie haben Aergerniß in der Gemeinde gegeben und Sie wissen, daß in der Bibel steht: Wehe dem, durch den Aergerniß in die Welt kommt! Noch wird es mir gelingen, die Zürnenden zu beschwichtigen, wenn Sie sich in Zukunft strengster Enthaltsamkeit von allem Teufelsgetränk befleißigen. Sehen Sie, junger Mann" — die Miene und der Ton des Sprechenden wurden zusehends milder: „ich meine es gut mit Ihnen. Ich bin ein alter Mann und über ein Kleines werde ich nicht mehr im Stande sein, die Kanzel zu besteigen. Ich habe schon mit den Aeltesten in der Gemeinde gesprochen und Sie als meinen Gehilfen und späteren Amtsnachfolger in Vorschlag gebracht. Kehren Sie um! Bedenken Sie, was für Sie auf dem Spiele steht. Auch meine Tochter, die ehrlichen Antheil an Ihrem Geschick nimmt, würde sich innig freuen."

Fritz Hammer stand wie vom Donner gerührt. Das war deutlich. Scylla und Charybdis thaten sich vor ihm auf. Auf der einen Seite die drohende Entlassung, welche ihn wieder allen Wechselfällen des unstäten Umherziehens auslieferte, auf der andern Seite die vierschrötige, häßliche Pastorstochter, in deren nicht mehr jugendlichem Busen er, ohne zu wollen, zärtliche Gefühle entzündet zu haben schien. Er schüttelte sich. Selbst, wenn er seinen Widerwillen überwunden und sich aus Furcht vor dem Kampf ums Dasein hätte entschließen können, der Schwiegersohn des Pastors zu werden, er durfte es ja gar nicht. Wie ein Schreckgespenst tauchte vor seinem Geiste die Gestalt Bessie's auf, an die er gefesselt war, sein ganzes Leben lang.

XII.

Anders als der weichmüthige, schwankende, junge Oekonom aus Holstein, der sich von den Ereignissen hin und her treiben ließ, gestaltete der Techniker Adolf Suter sein Loos. Als sich ihm in Chicago keine Chance bot, vorwärts zu kommen, übersiedelte er nach Pittsburg. Die „Eisenstadt" war eine der bedeutendsten Fabrikstädte Nordamerikas; es lagerten fortwährend schwarze Wolken von Qualm und Kohlenstaub über der Stadt, die ihr den Beinamen „Rauchstadt" gegeben hatten. Aber den energischen, jungen Mann störte die düstere Außenseite, das Klopfen und Hämmern in dem großen Industriecentrum nicht. Das war es ja, was er suchte und zu seinem Fortkommen gebrauchte: industrielle Thätigkeit. Mit den amerikanischen Verhältnissen vertrauter als im ersten Jahr seiner Einwanderung, gelang es ihm, sich rasch emporzuarbeiten. Er wurde Monteur in einer Maschinenfabrik. Sein Beruf führte ihn vielfach nach außerhalb, in die kleinen

Städte und Ortschaften der Umgegend, wo er Maschinen aufzustellen und in Betrieb zu setzen hatte. Er staunte über die rastlose Thätigkeit, die er überall im Staate erblickte, über die unermeßlichen Reichthümer, welche hier dem Schooß der Erde entnommen wurden. Der Staat Pennsylvania und ein Theil des Nachbarstaates Ohio standen im Zeichen der Kohle und des Petroleums. Pittsburg selbst war ein Hauptabnehmer für die im Staate geförderten Kohlen. Die „Eisenstadt" verbrauchte allein eine Viertel Million Centner Kohlen täglich für ihre Fabriken und industriellen Anlagen aller Art. Ebenso ergiebig und einträglich wie die Kohlenlager erwiesen sich die zahlreichen Petroleumquellen im Staate Pennsylvania. Millionen wurden gewonnen durch das harzige Naß, das dem Boden reichlich entquoll und in den großen Raffinerien Pittsburg's gereinigt und von dort aus in alle Welt verschickt wurde.

Eine ganz eigenartige Erscheinung bot sich dem Reisenden hier in der Petroleumregion, die des jungen Technikers größtes Interesse erregte. Fußhohe Flammen schossen an vielen Stellen aus der Erde empor und gewährten besonders zur Nachtzeit einen grausigen Anblick. Es war Erdgas, das der nackten Erde entströmte und das die Farmer und Arbeiter entzündet hatten, um es nicht einathmen zu müssen. Ueberall wo Petroleumquellen waren, hatte sich dieses Gas in der Erde gebildet und mit starkem Druck schoß es aus der

Erde empor. Die Bewohner dieser Gegenden waren seit Jahren an den Anblick so gewöhnt, daß sie achtlos daran vorübergingen. Den intelligenten, jungen Techniker aber regte diese Erscheinung zu tiefem Nachdenken an. Konnte das Gas, das der Boden hier so freigebig spendete, nicht nutzbar gemacht werden? War es nicht schade, daß es hier so nutzlos verbrannte? An dem starken Druck, mit dem das Gas aus der Erde drang, konnte man die Mächtigkeit der unterirdischen Gaslager ermessen, die sich hier wahrscheinlich im Verlauf vieler Menschenalter gebildet hatten. Wer weiß, ob hier nicht noch größere Reichthümer zu holen waren, als es mit den Kohlenlagern und den Petroleumquellen der Fall gewesen.

Der Gedanke ließ ihn nicht los. Tag und Nacht sah er die gewaltig gen Himmel lodernden Flammen vor sich. Wenn er aus seinem in hohem Stockwerk liegenden Zimmer in Pittsburg in die Ferne schaute, sah er den blutig rothen Schein am Firmament. Es war, als ob ein kolossaler Wald- oder Präriebrand wüthe. Jedesmal krampfte sich bei diesem Anblick sein Herz zusammen. War es nicht geradezu ruchlos, diese gewaltige Naturkraft, welche unermeßlichen Segen bereiten konnte, achtlos in die Luft zu verpuffen?

Eine Beobachtung, die Adolf Suter an einem der nächsten Tage machte, gab dieser Idee neue Nahrung und den in ihm gährenden Gedanken eine bestimmte

Richtung. Auf einer Farm, die er auf einer Geschäftsreise passirte, machte er die überraschende Entdeckung, daß man das Naturgas bereits nutzbar gemacht, wenn auch in primitiver Weise und in beschränktem Maße. Durch kurze, eiserne Röhren, die der Farmer über die in der Nähe seiner Farm befindliche Gasquelle angebracht hatte, war das Gas in das Wohnhaus geleitet worden und diente hier des Abends zur Beleuchtung.

Der Anblick wirkte auf den jungen Techniker wie eine Offenbarung. Wie ein Berauschungsmittel feuerte es seine Phantasie an, die glänzende Bilder entwarf. Große Röhren sah er überall gelegt von den Quellen, aus dem das Naturgas in schier unermeßlicher Fülle quoll, in die benachbarten Städte. Kohle und Petroleum mußten dem Naturgas weichen. Man brauchte keine Kohlen mehr, um künstliches Gas zu erzeugen; spendete es doch die Natur ohne alle Mühe, ohne alle Kosten.

Auch das Petroleum hatte seine Rolle ausgespielt, wenigstens hier im Gebiet des Naturgases, dem eine ganz andere Beleuchtungskraft inne wohnte, wie dem häßlich riechenden, gelben Erdöl. Seine Arbeit war ihm mit einem Male verleidet. Was quälte er sich, um 25 Dollar die Woche zu verdienen, während in greifbarer Nähe Schätze von Millionenwerth aufgespeichert lagen, die nur des kühnen, unternehmungslustigen Mannes warteten, der sie der Menschheit erschloß. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr, es

war, als wenn ein Feuer in ihm entzündet war. Vergebens war es, daß er sich Ruhe und kühle Vernunft predigte, er konnte von seinem Traum nicht loskommen, der ihn überall hin verfolgte.

Endlich faßte er sich ein Herz und entdeckte sich seinem Prinzipal, einem steinreichen Fabrikbesitzer. Der Amerikaner stutzte zwar einen Augenblick, als ihm der Monteur seine Idee entwickelte, dann aber lächelte er überlegen und sah den jungen Deutschen mit mitleidig geringschätzigem Blick an, wie einen unreifen Schwärmer oder wie einen armen Tropf, der seine fünf Sinne nicht beisammen hat.

„Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben darf, junger Mann," sagte er mit der Miene des wohlwollenden Protektors, „so bleiben Sie bei Ihrem Beruf, der Ihnen ein sicheres Einkommen gewährt und jagen Sie nicht phantastischen Ideen nach, die, wenn Sie mit der Hand darnach greifen, wie Seifenblasen zerspringen. Abgesehen von der Gefährlichkeit in der Ausführung, ist die Idee, das Naturgas spekulativ auszubeuten, völlig undurchführbar, weil gar keine Gewähr des Erfolges gegeben ist. Was wissen Sie von der Mächtigkeit eines solchen Gaslagers und wie wollen Sie dieselbe feststellen? Was glauben Sie wohl, wie lange das Naturgas ausreichte, wenn Sie es in größerem Umfange in regulärem Betrieb in Anspruch nehmen? Nicht eine Woche. Und dann? Dann brauchte

man für den Spott nicht zu sorgen. Das Anlagekapital wäre umsonst weggeworfen und die ganze Geschichte wäre ein großer Humbug gewesen. Und ich, Sir, ich bin kein Barnum!"

Aehnlich erging es dem jungen Techniker bei einigen anderen Kapitalisten. Alle verlachten ihn als „deutschen Träumer". Einer von den Herren wies ihn sogar mit derbem Spott ab, indem er, ihn geringschätzig von oben bis unten betrachtend, sagte: „Glauben Sie, junger Mann, daß wir gewartet hätten, bis Sie so freundlich waren, aus Deutschland zu uns zu kommen, wenn wirklich an der Sache etwas wäre?"

Adolf Suter fühlte sich durch die Argumente seiner Gegner durchaus nicht besiegt, im Gegentheil, seine Ueberzeugung von der Großartigkeit seiner Idee und sein Verlangen, sie zur praktischen Ausführung zu bringen, wuchs mit jedem Widerstande. Die Sache war so einfach, so naheliegend, daß er über die Blindheit der Anderen den Kopf schüttelte. Aber war es nicht eine alte Erfahrung, daß gerade das Nächste, Selbstverständliche übersehen wurde?

Er vertagte seine Idee, weit entfernt, sie muthlos aufzugeben. Nur die eine Besorgniß quälte ihn, es könnte ihm schließlich doch einer zuvorkommen.

Eines Tages erhielt er einen Brief aus Kansas von Fritz Hammer: eine Schilderung seiner Wander-

erlebnisse und zum Schluß ein Klagelied über seine wenig angenehme Situation im Pastorhause.

Adolf Suter stieß einen Freudenruf aus und schlug sich auf die Stirn. Daß er nicht gleich daran gedacht hatte! Wirklich, auf das Nächstliegende verfiel man oft zuletzt.

Fritz Hammer hatte ja Geld. Dreitausend Dollar hatte er seiner Zeit von Lincoln aus an die Seinigen in die Heimath geschickt.

Das war wenig für amerikanische Verhältnisse, aber es genügte doch, den Anfang zu machen und die Zweifler zu überzeugen und sich und dem Freunde die Anwartschaft auf eine glänzende Zukunft zu erschließen. Er war so fest von der Ausführbarkeit und Rentabilität seiner Idee überzeugt, daß er auch nicht eine Minute lang Bedenken trug, die Ersparnisse des Freundes für seinen Zweck in Anspruch zu nehmen. Und noch an demselben Tage schickte er ein ausführliches Schreiben nach Kansas.

Niemand war froher als Fritz Hammer. Gottlob! Er konnte dem Muckernest und der heirathslustigen Miß Lea den Rücken kehren. Vier Wochen später erhielt er von der Heimath das erbetene Geld, das er, ohne Zögern nach Pittsburg eilend, dem Freunde vertrauensvoll zur Verfügung stellte.

Zum zweiten Mal schlossen die Freunde einen geschäftlichen Bund, nur daß diesmal der Oekonom

das Geld und der Techniker die Idee in das Compagniegeschäft brachte.

Mit fröhlicher Zuversicht ging Adolf Suter an's Werk. Für einen geringen Betrag kaufte er von einem Farmer, ungefähr zwanzig englische Meilen von Pittsburg, die auf seinem Grund und Boden befindliche Gasquelle. Dann legte er mit geringen Kosten eiserne Röhren von der Gasquelle nach dem nahegelegenen Städtchen Dayfield und bot den Einwohnern zunächst die Benutzung des Gases umsonst an. Das Gas brannte vorzüglich; es hatte vor dem künstlichen Gas den Vorzug voraus, daß es geruchlos war. Die Unkosten waren außerordentlich gering, da der natürliche Druck, mit dem das Gas der Erde entströmte, stark genug war, es von selbst in den Leitungen dreißig englische Meilen weit zu treiben.

Der Erfolg war von vornherein ein vollständiger. Schon nach den ersten Wochen verlangten die meisten Haushaltungen in Dayfield Naturgas, das nicht nur zum Leuchten, sondern auch zum Kochen verwandt wurde und auch für den Winter zum Heizen in Aussicht genommen wurde. Die Vortheile, die die Anwendung des Naturgases bot, waren so in die Augen springend, daß Niemand hinter dem Andern zurückstehen wollte. Statt des bisherigen langweiligen Anmachens des Feuers, statt Rauch, Schmutz, Asche,

Kohlen- und Aschentransports das einfache Andrehen eines Hahnes!

Die beiden Naturgas-Unternehmer setzten nunmehr den Preis für tausend Kubikfuß Naturgas auf drei Cent fest. Da die Gasfabriken überall in der Umgegend fünfzehn für dasselbe Quantum ihres Gases berechneten, so war die Konkurrenz im Handumdrehen besiegt.

Angesichts dieses schnellen Erfolges bot sich den beiden Unternehmern Kapital in Fülle. Es wurde eine große Handelsgesellschaft gebildet, die „Pittsburg Naturalgas Company", mit Adolf Suter als Präsident an der Spitze. Neue Quellen wurden entdeckt und erworben. Das Gas wurde in großen, über den Quellen errichteten Gasometern angesammelt und durch Röhren weiter geleitet bis nach Pittsburg. Und nun fand eine ungeahnte, ungeheure Umwälzung in der großen „Rauchstadt" statt. Nicht nur die meisten Haushaltungen, auch die Fabriken und gewerblichen Anlagen aller Art führten das Naturgas ein.

Kohle und Petroleum hatten ihre Rollen ausgespielt. Die kohlen- und rauchgeschwärzte Atmosphäre, die bisher der Eisen- und Rauchstadt ihr eigenartiges, düsteres Gepräge verliehen, verschwand, und die Pittsburger erfreuten sich einer reinen, gesunden Luft und des Anblicks des durch keine häßlichen Dunstwolken mehr verschleierten klaren, blauen Himmels. Die „Rauchstadt" war plötzlich rauchlos geworden.

Die neuerstandene Handelsgesellschaft machte glänzende Geschäfte. Sie schloß Verträge mit mehr als zehntausend Haushaltungen ab, welche sie gegen ein Entgelt von 2 Dollar pro Monat und Haushalt für Leucht- Koch- und Heizzwecke mit Gas versorgte; außerdem lieferte sie hunderten von Glashütten, Eisenwerken und Fabriken das gesammte erforderliche Brennmaterial.

Das Glück der „Pittsburg Naturalgas Company" entzündete nicht nur in Pennsylvania, sondern auch in den Nachbarstaaten Ohio, Indiana, Kentucky und Westvirginien ein wildes Spekulationsfieber. Wie einst das Gold in Californien, das Silber in Nevada und das Petroleum in Pennsylvania, so lockte jetzt das Naturgas Spekulanten und Glücksjäger in großen Schaaren an. Allenthalben bohrte man nach Naturgas, oft vergeblich, oft aber auch mit Erfolg. Alle träumten von fabelhaften Reichthümern, die ihnen über Nacht zufallen würden. Man konnte ja nicht wissen, der Boden, auf dem man wandelte, barg möglicher Weise in seiner Tiefe ebenfalls Naturgas und machte den Kühnen, der zuerst den Versuch wagte, zum Millionär. Wer nicht allein die nöthigen Mittel besaß, trat mit anderen zusammen, Frauen und unreife Knaben brachten ihr Erspartes herbei, um die Kosten für die Bohrungen und die ersten Anlagen zu bestreiten.

Schwindler und Betrüger machten sich dieses fieberhafte Drängen nach dem Dollar zum Nutzen. Eines Tages verkündeten die Zeitungen den Ruhm eines Mr. Nobody, der sich erbot, unterirdische Gaslager zu entdecken. Er sei nämlich im Besitz einer merkwürdigen Gabe: sobald er sich in der Nähe eines Gaslagers befinde, verspüre er ein ganz bestimmtes Zucken in Armen und Händen. Zeugnisse, die ihm von Bürgermeistern verschiedener Städte ausgestellt seien, bewiesen, daß er auf diese Weise bereits an früheren Orten Naturgas entdeckt habe.

Der Mann erhielt vielen Zuspruch. Für fünfhundert Dollar für jeden Fall stellte er sich in den Dienst eines Jeden, der begierig war, in den Besitz einer Naturgasquelle zu gelangen. Die glücklichen Fälle, in denen ihn der Zufall Gas entdecken ließ, mehrten seinen Ruhm gewaltig, während seine Mißerfolge natürlich meist verschwiegen wurden.

Auch Adolf Suter und Fritz Hammer waren neugierig, den Schlaukopf kennen zu lernen, der so richtig auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der Menge spekulirte. Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie in dem Schwindler einen alten Bekannten entdeckten. Mister Nobody war niemand anders als ihr ehemaliger Reisegenosse Karl Stockmann, alias Charles Stickman.

Dieb — Räuber — Prophet! Die bisherige

Carrière des ungerathenen Sohnes versprach für die Zukunft entschieden noch interessante Ueberraschungen.

Indessen bewegte sich die Naturgas-Industrie immer noch in aufsteigender Linie. Dayfield und andere kleinere Ortschaften wuchsen in wenigen Monaten um das Drei- und Fünffache. Viele industrielle Unternehmer verlegten ihre Etablissements von den östlichen Städten nach Orten der Naturgasregion, wo ihnen das Feuerungsmaterial in Gestalt von Naturgas für eine Bagatelle geliefert wurde.

Immer neue Gasgesellschaften etablirten sich, kauften den Farmern die Gasquellen auf ihren Gebieten ab und legten die Röhren nach den größeren Städten, nach Buffalo, Cleveland u. a. Eine dieser Gesellschaften richtete eine 120 englische Meilen lange Leitung nach Chicago ein und führte täglich zwölf Millionen Kubikfuß Naturgas nach der Weltstadt am Michigansee. Ja, man beschäftigte sich bereits mit dem kühnen Projekt, auch die 6—900 Meilen entfernten Städte Philadelphia, Boston und New York mit Naturgas zu versorgen.

Adolf Suter sah den Traum, den der arme Monteur einst geträumt, in glänzendste Erfüllung gehen. Sein hochstrebender Geist, seine kühne Unternehmungslust gab sich jedoch mit den errungenen Erfolgen keineswegs zufrieden. Er plante die Gründung einer großen Aktiengesellschaft mit einem Kapital von

mehreren Millionen Dollar, die alle kleinen Gesellschaften aufkaufen und sämmtliche Gasquellen in eine Hand bringen sollte. Wie Vanderbilt der Eisenbahnkönig und Mackay der Minenkönig, so wollte er der Naturgas-König werden . . . .

XIII.

Bei Fritz Hammer folgte der ersten Freude über das so unvermuthet zum zweiten Mal bei ihm und dem Freunde eingekehrte Glück sehr bald ein Gefühl des Unbehagens und der Unruhe. Er sah jedem kommenden Tag mit stiller Bangigkeit entgegen. Was nützte ihm nun das äußere Wohlergehen, die Befreiung von der Sorge um das tägliche Brot? Konnte er sich denn der ihm in den Schooß gefallenen Reichthümer erfreuen?

Als armer Teufel hatte er wenigstens nicht zu zittern brauchen, von Bessie eines Tages heimgesucht zu werden. Er gab sich in Bezug auf ihren Charakter keiner Täuschung mehr hin und wußte sehr wohl, daß er erst ernstliche Bedeutung für sie gewonnen, als er Mitinhaber der Lincoln Landcompany geworden. Seine Armuth trug sie sicherlich kein Verlangen mit ihm zu theilen. Sobald ihr aber ein Zufall die Mittheilung zutragen würde, daß er nach dem unglücklichen Ende

Lincoln's, das sie natürlich längst in Erfahrung gebracht, wieder zu Wohlstand gelangt sei, so würde auch sie sich wieder bei ihm einstellen mit ihrer heuchlerischen Miene der sanften liebenden Frau.

Wenn er aber der Auftritte gedachte, die sie im Hotel von St. Augustine mit einander gehabt, an ihren frivolen, leichtfertigen Sinn, der sich in allen ihren Handlungen und Reden offenbarte, an ihre lieblose, gemüthsrohe Art, dann trat ihm der Angstschweiß auf die Stirn. Mit ihr, die er haßte und verachtete, die er fürchtete wie sein böses Verhängniß, wieder zusammenzuleben in engster Gemeinschaft, das dünkte ihm unmöglich, unerträglich.

Die fortwährend in ihm gährende Unruhe, die beklemmende Angst vor der nächsten Stunde vergällte ihm jede Freude, trieb ihn ruhelos hin und her und nahm in seinen Nächten die Gestalt folternder Träume an. Er fing an, auch körperlich zu leiden: in seinem Gebahren lag etwas Unstätes, Fahriges, er wurde blaß und begann abzumagern; Schlaf und Appetit flohen ihn.

Endlich raffte er sich auf. Gewißheit wollte er sich verschaffen über Bessie und ihre Absichten. Nur nicht weiter leben in dieser tödtlichen Ungewißheit! Er schämte sich vor seinem Freunde Suter und den andern Bekannten, mit denen er geschäftlich oder sonst in tägliche Berührung kam. Er wollte einer unerwünschten

Ueberraschung vorbeugen, wollte um jeden Preis verhindern, daß sie hier plötzlich auftauchte und ihre Stellung als Gattin an seiner Seite in Anspruch nahm. Vielleicht gelang es ihm, sie zu bewegen, daß sie auf das weitere Zusammenleben mit ihm verzichtete und wieder bei ihrer Mutter dauernd Wohnung nahm. Gern wollte er sich verpflichten, eine reichliche Pension für sie zu zahlen.

Bei Fritz Hammer erwachte mit einem Male frische Thatkraft. Der Optimismus der Jugend ließ ihn die zu überwindenden Schwierigkeiten in verkleinertem Maßstab sehen. Von Suter verabschiedete er sich auf ein paar Wochen, um die heiße Jahreszeit — die Hitze lagerte mit ihren schwülen Dunstmassen über den Städten — irgendwo an der Seeküste zu verbringen. Von seinem eigentlichen Vorhaben sprach er mit keinem Wort.

In New York stieg der junge Deutsche in einem der feinen Hotels am Broadway ab. Erst als die Abenddämmerung hereingebrochen war, machte er sich auf den Weg nach der Chrystie-Street. Das Herz pochte ihm, und die Erinnerungen an die alten hier verlebten Zeiten lähmte seinen Eifer merklich. Schauer durchrannen ihn, wenn er sich das saubere Paar: die Boardinghauswirthin und ihren Sohn vorstellte, die ihn so schändlich überlistet hatten. Seine Unlust, sein Widerwille, sein Ekel stieg mit jedem Schritte, und als

er in die Chrystie-Street einbog, stand es bei ihm fest, daß er lediglich mit Bessie selbst verhandeln wollte. Auf keinen Fall wollte er irgend welche persönliche Berührung mit ihrer Mutter oder gar mit ihrem Bruder haben.

Vorsichtig näherte er sich auf der andern Seite des Trottoirs dem Hause wie einem feindlichen Lager. Wohl ein Dutzend Mal schlich er vorüber, eifrig in die Fenster spähend, ohne mehr als ein paar Schatten an den herabgelassenen Gardinen erspähen zu können.

Eine an einem der gegenüberliegenden Häuser hängende kleine Papptafel brachte ihn auf eine gute Idee.

„Möblirtes Zimmer zu vermiethen," stand da in englischen Lettern.

Er trat sofort ein, miethete und zahlte den geforderten Preis für eine Woche im Voraus. Noch an demselben Abend bewerkstelligte er seinen Umzug vom Hotel in das möblirte Zimmer. Drei Tage lang lag er auf der Lauer, unausgesetzt die Fenster der Newmanschen Wohnung im Auge. Er erblickte die Boardinghauswirthin, die den größten Theil ihrer Zeit wie immer im Schaukelstuhl am Fenster zubrachte, sah ihren Sohn, den Loafer, das Haus verlassen und gewahrte auch verschiedene fremde Gesichter und Gestalten in dem Boardinghaus, in dem in den Morgen- und Abendstunden ein beständiges Kommen und Gehen war. Doch

von Bessie war keine Spur zu sehen. Weilte sie überhaupt nicht in New York?

Fritz Hammer beschloß, sich völlige Gewißheit über diese für ihn so wichtige Frage zu verschaffen. Er sandte einen Boten mit einer fingirten Bestellung an „Mrs. Hammer." Wie der Bote ihm nachher berichtete, hatte Jack Newman geöffnet.

„Miß Hammer ist nicht hier," habe der Sohn der Boardinghauswirthin erklärt. Auf die Frage, wo Mrs. Hammer sich befinde, habe Jack Newman einen Augenblick nachgedacht, den Boten forschend betrachtet und dann mit einem Achselzucken kurz gesagt: „Weiß nicht." Daß Bessie nicht in New York war, glaubte Fritz Hammer nunmehr mit Sicherheit annehmen zu dürfen, ebenso wie daß die Newmans keine Ahnung hatten von dem Wechsel, der seit Kurzem in seinen, Fritz Hammer's Verhältnissen eingetreten war.

Gottlob, sie würden ihn in Ruhe lassen. Für sie und Bessie galt er offenbar für verschollen. Er konnte es schon zufrieden sein und er würde sich gewiß hüten, sich vor ihnen zu zeigen und sie auf seine Spur zu bringen. Am andern Tage reiste er leichten Herzens ab. Die Hitze war in New York geradezu unerträglich. Eine sengende Gluth lag während des ganzen Tages über der Stadt; die Häuser und die Straßen, alles Todte und Lebende schien beständig Hitze auszuströmen und von Hitze durchsättigt. Fast furchtbarer noch als

die Tage waren die Nächte, in denen sich kein Lüftchen regte und die dicke, unerträglich schwere Luft in den engen Zimmern erquickenden Schlaf unmöglich machte.

In dem Hotel, in das Fritz Hammer wieder zurückgekehrt war, hörte er viel von den Reizen des amerikanischen Badelebens erzählen. In der frohen Stimmung, in der er sich befand, ausgestattet mit genügenden Geldmitteln, beschloß er, sich ein paar Wochen Erholung, Erfrischung zu gönnen.

Cape May, das an der Südspitze New-Jersey's gelegene reizende Seebad war es, das er zum Aufenthalt wählte. Seine Erwartungen fand er schon in den ersten Tagen bei weitem übertroffen. Höchst originell und viel reizvoller war das amerikanische Badeleben als das der Heimath. Nie in seinem Leben hatte er eine solche Fülle der verschiedenartigsten weiblichen Schönheiten an einem Ort vereinigt gesehen. Es war wie ein Schönheitscongreß, den alle Staaten der Union mit ihren hervorragendsten Vertreterinnen beschickt hatten. Da waren stolze Schönheiten aus Virginia, prächtige Amazonen aus Kentuky, die gluthäugigen Töchter und Frauen der ehemaligen Sklavenbarone aus Louisiana, schlanke New Yorkerinnen mit feingeschnittenen, blassen Gesichtern und den kleinsten Füßen der Welt und die berühmten Beauties von Baltimore.

Zwischen diesen Schönheits-Repräsentantinnen aus allen Windrichtungen der großen Republik war ein be-

ständiges Wetteifern im Tragen der entzückendsten Toiletten, im Reiten, Kutschiren, Tanzen, Schwimmen und — Kokettiren.

Cape May besaß einen sanft gegen das Meer abfallenden Strand mit schneeweißem, steinlosen Kies. Längs dieses Strandes zog sich ein breiter Promenadenweg hin und jenseits desselben, durch diesen von dem Meer getrennt, waren die Badehäuser mit ihren Toilettenkammern errichtet. Im Cape May war es nicht Mode, daß die Damen in Badekarren in's Meer hinaus fuhren und erst auf hoher See, vom Wasser bis zum Gürtel umspült, wieder sichtbar wurden. Die Amerikanerinnen kannten keine kleinliche Prüderei, frei, in voller Gestalt zeigten sie sich den bewundernden Blicken ihrer Verehrer.

Schönheitsbewußt, mit erhobener Stirn, in unwiderstehlicher Grazie passirten sie, aus ihren Badehäusern in reizenden Badekostümen hinaustretend, den langen Weg zum Strande, während die sich drängenden Bewunderer zu beiden Seiten Spalir bildeten.

Keck, sicher, ihr siegesgewohntes Lächeln auf den Lippen bewegten sie sich in ihren knappen, trikotartigen Costümen so ungenirt, wie Balleteusen auf dem Parquetboden. Dazu kam, um das gesellschaftliche Leben in Cape May vollends angenehm zu gestalten, daß eine große Ungezwungenheit im Verkehr herrschte. Bekanntschaften waren bald gemacht. Nur Fritz Hammer be-

obachtete eine scheue Zurückhaltung. Seine unerfreulichen Erlebnisse während des letzten Jahres, besonders in St. Augustine, hatten seiner früheren Leichtlebigkeit und seinem offenen, liebenswürdigen Naturell etwas Aengstliches, Unsicheres, fast Linkisches beigemischt. Zaghaft, in selbstgewählter Isolirung stand er da und sah mit halb scheuen, halb neidischen Blicken, wie die jungen Paare der Badenden sich belustigten, lachten und allerlei Scherz und Kurzweil trieben. Denn, das gehörte in Cape May zum selbstverständlichen guten Ton: jede Dame hatte ihren Begleiter. Nicht anders wie zum Theater oder auf einen Ball ließen sich die schönen Amerikanerinnen auch zum Baden von ihren Cavalieren einladen, die sie in das Wasser geleiteten und sie schwimmen lehrten. Es war zu Ende der ersten Woche seiner Ankunft in Cape May, als Fritz Hammer eine unerwartete Begegnung hatte, die ihn in ihren Folgen mitten in den Strudel des Gesellschaftslebens führte.

Ein sehr lebhaftes Paar erregte eines Tages seine Aufmerksamkeit. Es war ein auffallend hochgewachsener junger Mann von sehr muskulösem, kräftigen Körperbau, der sich eifrig bemühte, seiner Dame die Kunst des Schwimmens beizubringen. Er hielt seine beiden Arme ausgestreckt auf der Oberfläche des Wassers und auf ihnen ruhte der Leib der Schönen, die nach dem Kommando und den Unterweisungen ihres Begleiters krampfhafte Schwimmbewegungen machte.

Unwillkürlich durch das Schauspiel angezogen, schritt Fritz Hammer dem Paare zu. Je mehr er sich ihnen näherte, desto bekannter kam ihm die ganze Erscheinung des Mannes vor: das braune Gesicht mit den kühnen, interessanten Zügen — wo hatte er es doch schon einmal gesehen?

Plötzlich flammte die Erkenntniß in ihm auf und zugleich ein Gefühl von Haß, Widerwillen und Schreck, das ihn drängte, wieder Kehrt zu machen. Aber schon war es zu spät. Auch der Andere hatte ihn gesehen und wie es schien auf den ersten Blick erkannt, denn er rief ihm laut entgegen, zugleich freundlich durch eine Kopfbewegung grüßend:

„Guten Tag, Mister Hammer! Sehr erfreut, Sie zu sehen. Wie geht's, Sir?"

Der Angerufene konnte nicht umhin, ein wenig näher zu treten, umsomehr, als auch die Schöne ihre Schwimmübungen eingestellt hatte und sich aufrichtend, ihn mit einem leichten Kopfnicken grüßte.

„Mister Hammer," redete auch sie ihn in liebenswürdiger Weise an, „wenn ich nicht irre, habe ich das Vergnügen, Sie zu kennen. Miß Willert."

Fritz Hammer befand sich wie im Traum, als er die ihm entgegengestreckte Hand der schönen Millionärstochter erfaßte, die er, zumal in dem Bade-Kostüm, von selbst kaum wiedererkannt hätte, und sich den Händedruck Mister Cutter's, des Abenteurers aus St.

Auguſtine, gefallen laſſen mußte. Die Situation war für ihn äußerſt peinlich, aber Miſter Cutter, wie er mit ſtillem Dank empfand, half ihm liebenswürdig über ſeine anfängliche Befangenheit hinweg, indem er den jungen Deutſchen freundlich einlud, an den Schwimmübungen theilzunehmen. Beſſie's erwähnte er mit keinem Wort. Erſt unterwegs, als ſie nach Verabſchiedung von Miß Willert gemeinſam dem inmitten von Raſenplätzen und Blumen-Rondeaux gelegenen Hotel zuſchritten, fragte er den jungen Deutſchen: „Miſſis Hammer auch in Cape May, Sir?"

„Nein," gab der Gefragte kurz, ſtirnrunzelnd zurück.

„Schade," bemerkte Miſter Cutter, wie es dem Zuhörenden ſchien, mit einem leiſen Anflug von Spott. „Ich mache Ihnen das Kompliment, Sir, daß Miſtreß Hammer eine ſehr liebenswürdige Dame iſt. Ich hatte die Ehre, acht Tage ſpäter, nachdem Sie ſelbſt, Sir, durch wichtige Geſchäfte ſo plötzlich abgerufen wurden, Miſtreß Hammer nach Chicago begleiten zu dürfen."

„Nach Chicago?" fuhr es dem jungen Deutſchen unwillkürlich heraus.

„Nun ja, ſie kehrte doch zu Ihnen nach dem Weſten zurück, Sir."

„Ganz — ganz recht," beſtätigte Fritz Hammer erröthend, während der Blick des Andern ſpöttiſch auf ihm ruhte . . . . .

Fritz Hammer hatte, in Folge seines Zusammentreffens mit Mister Cutter, die Absicht, Cape May zu fliehen, aber er besann sich doch wieder eines Besseren.

Lag für ihn ein Grund vor, vor Miß Willert oder vor Mister Cutter die Flucht zu ergreifen? Nicht im mindesten. Ihm gefiel es in dem reizenden Orte mit seinem interessanten, eigenartigen Badeleben, das Einen nicht zum Grübeln und zum Grillenfangen kommen ließ.

Und so blieb er und traf fast täglich mit Miß Willert und Mister Cutter zusammen. Er hielt es unter den Umständen für schicklich, dem Vater der schönen Miß seinen Besuch zu machen.

Der vielbeschäftigte Präsident der Great Western Railroad erinnerte sich seiner kaum, erst als ihm Fritz Hammer die näheren Umstände in die Erinnerung zurückrief, bemerkte er leichthin: „Ja richtig, hat mir leid gethan damals, aber das Interesse unserer Eisenbahngesellschaft erforderte absolut, die Route zu ändern. Na, hat Ihnen nicht geschadet, wie ich sehe. Das ist das amerikanische Leben, junger Freund, heute unten, morgen oben und umgekehrt."

Damit war der Gegenstand erledigt, und Fritz Hammer verabschiedete sich, um sich bei der Tochter des Hauses melden zu lassen. Miß Willert empfing ihn in der Anwesenheit Mister Cutter's, der sich mit der Ungenirtheit und Vertrautheit eines täglichen

Gastes in den eleganten Räumen der Villa Willert bewegte.

Der junge Deutsche befand sich Miß Willert gegenüber in einem unklaren Verhältniß. Er sah, daß sie für den unstreitig interessanten Mister Cutter sehr eingenommen war, und sich lebhaft für ihn zu interessieren schien. Dabei konnte er die Empfindung nicht loswerden, daß das galante, huldigende Wesen des Amerikaner nur eine angenommene Maske sei, hinter der sich irgendwelche unlauteren Zwecke verbargen. Wer war Mister Cutter? Wo kam er her? Was trieb er?

In St. Augustine hatte er viel von seiner „Range" in Californien gesprochen, von den großen Viehherden, die er dort besaß. Und nun hier hörte Fritz Hammer die Frage, mit der sich Miß Willert im Laufe des Gesprächs an den Californier wandte: „Well, Mister Cutter, keine neuen Nachrichten aus den Bergen?"

„Doch, M'am," entgegnete Mister Cutter und warf einen raschen Blick zu dem Deutschen hinüber: „Die besten Nachrichten habe ich. Man hofft des Wassers bald Herr zu werden und den Abbau in der Goodhope-Mine wieder aufnehmen zu können."

Der Blick, der von dem Californier zu Fritz Hammer hinübersprühte, hatte etwas drohendes, war-

nendes, wie als wenn er sagen wollte: „Verrathe mich nicht oder —"

Fritz Hammer hatte aber keine Zeit zur Ueberlegung, denn Miß Willert wandte sich halb Ernst halb Scherz in ihren Mienen zu ihm. „Sie müssen nämlich wissen, Mister Hammer, ich speculiere in Minenpapieren. Mister Cutter ist so freundlich, die Transaktionen für mich zu besorgen. Sie dürfen es aber Papa nicht sagen, hören Sie, Mister Hammer!"

Der junge Deutsche verbeugte sich stumm im Zwiespalt seiner Gefühle. Der Californier, der heute eine „Range" besaß und morgen im Minengeschäft engagirt war, kam ihm immer räthselhafter, immer verdächtiger vor. War es nicht seine Pflicht, Miß Willert oder ihren Vater zu warnen? Machte er sich nicht gewissermaßen zu dem Mitschuldigen Mister Cutter's, wenn er stillschwieg? Aber ein Gemisch von Scheu und Unentschlossenheit hielten ihn ab, aus seiner Passivität herauszutreten. Halb war es das Bedenken, den Abenteurer zu reizen, seinen Zorn auf sich zu lenken. Hatte Mister Cutter nicht Schonung gegen ihn geübt und seiner — Fritz Hammer's — trauriger Eheverhältnisse Miß Willert gegenüber mit keiner Silbe Erwähnung gethan? Halb verschloß ihm die Erwägung den Mund, daß er eigentlich gar keinen Beruf hatte, als Warner der Familie Willert gegenüber aufzutreten. Seine Beziehungen zu den Willerts waren doch im

Grunde sehr lose und oberflächlich. Mochten sie selbst die Augen aufthun und sich vorsehen.

Und doch ging ihm die Angelegenheit den ganzen Nachmittag über im Kopf herum.

Am Abend war Concert auf der Hotel-Piazza. Auch die Willert's waren da. Um elf Uhr brachen sie auf, an der Seite Miß Willert's Mister Cutter. Es war ein so schöner Abend, daß Fritz Hammer noch nicht nach seinem Zimmer hinaufgehen mochte. Er machte eine Wanderung am Strande entlang. Müde warf er sich endlich in den weißen Dünensand. Das eintönige Rauschen der See lullte ihn langsam in den Schlaf.

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht, als er plötzlich erwachend aufsprang. Er rieb sich die Augen und klopfte sich die feinen, spröden Sandkörner ab. Dann sah er nach der Uhr.

Ein Uhr.

Einsam und still lag der Strand, einsam und still die weiter im Hintergrund liegenden Ortschaften: Die Amerikaner gehen früh zu Bett und stehen früh auf. Es mochte in dem ganzen fröhlichen Cape May wohl keine Menschenseele außer ihm mehr wachen.

Sein Hotel war nur einige wenige hundert Schritte vom Strande entfernt. Links und rechts von demselben an der Promenade entlang standen Dutzende von Villen,

die den reichen, aus den verschiedensten Staaten alljährlich nach Cape May kommenden Gästen gehörten.

Am linken Flügel befand sich Mister Willert's Cottage, etwas abseits von den andern, nur hundert Schritte vom Walde.

Mechanisch, während er sich langsam nach seinem Hotel in Bewegung setzte, lenkten sich seine Gedanken auf die Bewohner der schmucken, reizenden Villa, und der stille Seelenkampf, der ihn den Tag über in eine innere Erregung versetzte, erhob sich von Neuem in seiner Brust. Und gleichzeitig kamen ihm allerlei kleine Beobachtungen in's Gedächtniß, auf die er früher keinen Werth gelegt, die aber jetzt in seiner aufgeregten Phantasie eine beunruhigende Bedeutung annahmen. Erst heute Mittag war ihm etwas aufgefallen. Sie hatten sich Beide, Mister Cutter und er, von Miß Willert verabschiedet und während sie auf dem Flur, von dem farbigen Diener unterstützt, ihre Ueberröcke anlegten, hatte er durch den Spiegel, vor dem er gestanden, wahrgenommen, wie zwischen dem Neger und dem Californier Zeichen ausgetauscht worden waren. Mister Cutter hatte irgend eine pantomimisch ausgedrückte Frage des Dieners, deren Sinn er — Fritz Hammer — nicht verstanden, mit einem stummen Nicken des Kopfes beantwortet.

Das kam ihm plötzlich in die Erinnerung und regte ihn zu unruhevollem Nachdenken an. Es war

irgend ein geheimes Einverständniß zwischen dem Diener des Hauses und dem Besucher. Was konnte es sein? Handelte es sich vielleicht nur um eine Liebesaffaire zwischen der schönen Tochter des Millionärs und dem interessanten Californier? Aber wozu denn die Vermittlung des Dieners, da sich doch die beiden Liebenden ungezwungen aussprechen konnten?

Während der letzten Gedanken war Fritz Hammer von seinem Wege abgebogen. Seine Füße waren unwillkürlich den Spuren seiner Phantasie gefolgt.

Ein knackendes Geräusch, das in der Stille der Nacht deutlich hörbar war, drang jetzt aus dem Vorgarten der Willert'schen Villa zu dem einsam Wandelnden.

Der junge Deutsche blieb stehen und lauschte angespannt. Jetzt wieder. Ohne weiter eine Ueberlegung anzustellen, eilte Fritz Hammer vorwärts, leise, sich vorsichtig im Schatten der Bäume haltend, die den Weg flankirten.

Unweit der Willert'schen Villa machte er Halt. Durch einen der Bäume gedeckt, spähte er angestrengt. Da hörte er deutlich eilende Schritte in dem Kies des Vorgartens der Villa knirschen. Eine Männergestalt tauchte auf und bog links um die Ecke des Hauses. Der Lauschende wechselte seinen Stand. An der linken Seite der Villa befand sich eine Thür, die, wie Fritz Hammer wußte, die Dienerschaft benutzte, während die

Herrschaft über die Veranda an der Vorderfront durch den Vorgarten den Weg zu nehmen pflegte.

Der Mond stand gerade über der Willert'schen Villa und sandte sein helles Licht herab. Aber der verdächtige Unbekannte, dessen nächtliche Wege der junge Deutsche unter wildem Herzklopfen belauschte, hatte sich in den Schatten des Hauseinganges gedrückt. Hier stand er offenbar wartend. Wohl zehn Minuten verstrichen. Endlich schien dem Wartenden die Zeit zu lang zu werden. Er wagte sich aus seiner gedeckten Stellung heraus und trat ein paar Schritte vor, um zu dem Hause hinauf zu sehen. Fritz Hammer hätte beinahe einen lauten Schrei ausgestoßen. Der Californier war es. Er hatte es instinktiv geahnt und das Licht des Mondes überzeugte ihn, daß seine Ahnung ihn nicht betrogen. Gestalt und Gesicht erkannte er genau.

Ein plötzliches Geräusch lenkte seine Aufmerksamkeit nach dem oberen Stockwerk der Villa. Ein Fenster wurde leise geöffnet.

Der Californier machte eine Bewegung mit dem Arm und der Hand, um sich der Person am Fenster bemerkbar zu machen.

Und nun ertönte eine männliche Stimme im Flüsterton: „All right! Wait one moment!"

Wieder verstrichen ein paar Minuten. Dann wurde die Thür unten vorsichtig von innen geöffnet und Mister Cutter verschwand in der Willert'schen Villa.

Fritz Hammer stand eine Weile wie betäubt. Das alles hatte sich so überraschend, so unerwartet abgespielt, daß der junge Deutsche ein paar Minuten brauchte, um sich die Lage klar zu vergegenwärtigen. Der Abenteurer aus Californien war mit Hilfe eines von ihm bestochenen Mitgliedes der Dienerschaft, wahrscheinlich des Negers, nächtlicherweise in die Villa gedrungen. Was führte der Californier im Schilde?

Der junge Deutsche beobachtete in unterdrückter Aufregung die Fenster der Villa. Alles dunkel! Das ganze Haus lag wie im Schlafe. Er umkreiste das Grundstück spähend nach allen Seiten. Da blitzte ein Licht hinter den Fenstern eines nach der Hofseite gelegenen Zimmers auf. Fritz Hammer orientirte sich. Es war Miß Willert's Zimmer, in dem sie ihn heute in Gegenwart Mister Cutter's empfangen. Daran, das wußte er, stieß Miß Willert's Schlafzimmer. Unentschlossen stand er abwartend auf der Lauer. Sein erster Impuls, Lärm zu schlagen, wich rasch einem lähmenden Bedenken. War es nicht mehr als fraglich, ob er mit seinem Dazwischentreten irgend Jemandem in der Villa einen Dienst leistete? War es nicht möglich, daß der Diener im Einverständniß mit seiner jungen Herrin handelte? Würde er nicht dem allgemeinen Spotte schadenfroher Lächerlichkeit verfallen, wenn er hier plump in zärtliche Beziehungen eingriff, von denen die ganze Badegesellschaft wußte?

Und so begnügte sich Fritz Hammer, thatlos auf der Lauer zu liegen, spähend und lauschend. Aber kein Laut, kein verdächtiges Geräusch. Verschwiegen deckten die weißen Rouleaux an den Fenstern, was hinter ihnen vorging.

XIV.

Fritz Hammer hatte bis weit in den Vormittag hinein geschlafen. Es war schon 10 Uhr, als er die „Piazza“ vor dem Hotel betrat. Der Kellner, der ihm das Frühstück servirte, sah ihn forschend an.

„Kommen der Herr erst jetzt von oben?“

„Ja.“

Des Kellners Gesicht strahlte, während er mit dem Eifer eines Menschen, der sich freut, der erste Verkündiger einer wichtigen Neuigkeit zu sein, herausplatzte: „Dann wissen der Herr auch wohl gar nicht, was heute Nacht passirt ist?“

„Passirt?“ machte Fritz Hammer, und eine leise Unruhe beschlich ihn.

„Freilich! Einbruch in Mister Willert's Villa.“

Fritz Hammer fuhr zusammen und verfärbte sich jäh. Er setzte die Tasse ab, die er eben hatte zum Munde führen wollen und sah ganz verstört zu dem Kellner empor.

„Ist Jemand zu Schaden gekommen?“ stammelte er endlich.

„Körperlich nicht, sonst aber freilich. Miß Willert's ganzer Schmuck ist gestohlen im Werth von zwanzigtausend Dollar. Ganz Cape May spricht von nichts anderem heute.“

Damit eilte der dienende Geist wieder davon, um mit seinen Collegen den interessanten Fall zu erörtern, und auf den vermeintlichen Thäter zu wetten.

Fritz Hammer aber saß da mit einem Gesicht, als wäre er selbst des Verbrechens überführt worden. Heftige Selbstvorwürfe drängten auf ihn ein. Er war kaum im Stande, die Tasse Kaffee, die er sich bereits eingegossen hatte, hinunterzubringen. Während er noch überlegte, was er nun zuerst zu thun habe, ob er zur Polizei eilen oder erst mit Mister Willert Rücksprache nehmen sollte, wurde ihm eine zweite Ueberraschung zu Theil, die ihn nicht minder traf, wie die soeben überstandene. Mister Cutter, der Abenteurer, den er nächtlicherweise in die fremde Villa hatte drängen sehen und den er längst über alle Berge wähnte, kam ganz ruhig des Weges, als hätte er sich nie im Leben einer Missethat schuldig gemacht.

Fritz Hammer starrte ihn an, wie man ein Gespenst ansieht.

„Guten Morgen, Sir,“ redete ihn der Californier an und nickte ihm freundlich zu. „Erst jetzt beim

Kaffee? Sie Langschläfer! Kommen Sie mit in die See! Das Bad wird Sie ermuntern."

Der Deutsche erhob sich mechanisch. Er hatte das instinktive Gefühl, daß es augenblicklich für ihn keine wichtigere Aufgabe gäbe, als den verdächtigen Burschen nicht aus den Augen zu lassen.

Während sie neben einander zum Strand hinabschlenderten, begann der Californier das Thema des Tages anzuschlagen. Er gab seiner lebhaften Entrüstung Ausdruck über den Schrecken, der der bedauernswerthen Miß Willert zugefügt worden.

„Als ich heute früh davon erfuhr," erzählte er, „eilte ich natürlich gleich in die Villa Willert. Miß Willert war außer sich, weniger über den Verlust, der sie betroffen, als über die Frechheit des Spitzbuben. Denken Sie nur, der Mensch hat die Keckheit gehabt, in das Schlafzimmer der Dame zu dringen und den Schlüssel zu ihrem Pretiosenschrank von ihrem Nachttisch neben ihrem Bett hinweg zu stehlen."

Fritz Hammer hatte Zeit, seine Fassung wieder zu gewinnen, während er dem Wortschwall des Californiers, der sich in seiner Empörung über den Einbruch und in seinem Mitgefühl für die Bestohlene nicht genug thun zu können schien, zuhörte. Dabei staunte er im Stillen nicht wenig über die Keckheit des Abenteurers, der sich völlig sicher zu fühlen schien.

Mister Cutter befand sich überhaupt in vortreff-

licher Laune und plauderte und gebärdete sich lebhafter als es sonst seine Art war. War es die Freude über den gelungenen Raub oder die Erregung, die von der Nacht her noch in seinen Nerven fortzitterte?

Fritz Hammer hielt sich, auch nach dem sie sich entkleidet hatten und in das Wasser gegangen waren, dicht an der Seite des Abenteurers, immerfort bei sich überlegend, wie er es anstellen sollte, den gefährlichen Menschen dem Arm der strafenden Gerechtigkeit auszuliefern. Es befanden sich außer ihnen bereits mehrere Herren und Damen in der See, und es wäre ein Leichtes gewesen, einige der Mitbadenden im geheimen zu verständigen und mit ihnen vereint den Californier dingfest zu machen. Aber es war ihm peinlich, hier in Gegenwart von Damen eine tumultuarische Scene heraufzubeschwören, denn es war nicht anzunehmen, daß der kecke, starke Mann sich ohne Widerstand gefangen geben würde. Außerdem war es fraglich, ob man ihm ohne Weiteres glauben und beistehen würde. Ein leichter Schauder durchrieselte den jungen Mann.

Er warf einen unwillkürlichen Blick um sich. Sie waren einige hundert Schritt von den anderen Badenden entfernt.

Sein wortkarges, zerstreutes Wesen fiel endlich dem Californier auf.

„Was fehlt Ihnen, Mister Hammer?" fragte er. „Haben Sie nicht ausgeschlafen?"

„Ich bin allerdings etwas spät zu Bett gegangen."

„So! Leiden Sie an Schlaflosigkeit? Denn ich wüßte nicht, was man des Nachts in dem stillen Cape May anfangen könnte."

„Man kann spazieren gehen." Es reizte den jungen Deutschen unwiderstehlich, den Verbrecher ein wenig zu beunruhigen und aus seiner unverschämten Sicherheit aufzuschrecken. „Solch ein nächtlicher Spaziergang hat mitunter ganz eigene Reize, Mister Cutter."

Er dehnte die Worte und sah dem Californier dabei forschend in's Gesicht. Es entging ihm nicht, wie es in den Augen des Anderen unruhig flackerte. Aber schon im nächsten Moment entgegnete der Abenteurer mit neckendem Spott:

„Sie sind verliebt, Mister Hammer. Alle Verliebte haben bekanntlich eine Neigung für einsame, nächtliche Spaziergänge. Nehmen Sie sich in Acht, Sir, ich werde Sie Missis Hammer verrathen."

Die Erwähnung seiner Frau trieb dem jungen Deutschen das Blut zu Kopfe. Die Erinnerung an die in St. Augustine durchlebte Zeit durchfuhr ihn wie ein Blitz. Er knirschte in sich hinein bei dem Gedanken, daß die Frau, die seinen Namen trug, die Galanterien eines Verbrechers mit Wohlgefallen entgegen genommen.

„Lassen Sie meine Frau aus dem Spiel!" gab er barsch, stirnrunzelnd zurück.

„Aber Mister Hammer," rief der Californier aus

und maß den jungen Deutschen befremdet und drohend. „Ich begreife Sie nicht. Sie vergessen, daß Sie mit einem Gentleman sprechen."

Fritz Hammer konnte seine Entrüstung nicht länger beherrschen. Die Frechheit des Abenteurers, der sich mit der Miene des Ehrenmannes brüstete, ging ihm denn doch über das Maß des Erträglichen und er lachte laut und verächtlich auf.

Das Gesicht des Californiers nahm einen immer drohenderen Ausdruck an. Er warf einen kurzen, raschen Blick um sich, um sich zu überzeugen, daß sie außer Gehörweite der Andern waren und trat dicht an den jungen Deutschen heran, der in seiner zornigen Erregung ganz das Bedenkliche der Situation vergaß.

Die dunklen Augen Mister Cutter's funkelten: „Wollen Sie mir nicht erklären, Sir, woher Sie die Berechtigung nehmen —"

Der Deutsche ließ ihn nicht zu Ende kommen. Der letzte Rest seiner Vorsicht und Mäßigung ging unter in dem Aerger, den die anmaßende Art des Andern immer mehr in ihm entfachte.

„Die Berechtigung," brauste er auf, „die Berechtigung, Ihnen zu verbieten, den Namen meiner Frau in Ihren Mund zu nehmen, geben mir meine Erlebnisse der letzten Nacht. Jawohl Sir, ich habe da ganz wunderbare, überraschende Dinge erlebt."

Das Erbleichen des Andern, der unruhige Blick, den er auf ihn heftete, ermuthigte ihn, dem Verbrecher noch deutlicher zu verstehen zu geben, daß er ihn in seiner wahren Gestalt erkannt habe.

„Mein Spaziergang führte mich nämlich — es war kurz nach eins — in die Nähe der Willert'schen Villa. Und da —"

„Und da, Sir?" half der Californier ein und trat ganz dicht an den Deutschen heran, während seine kräftig gewölbte Brust sich heftig unter seinen raschen Athemzügen hob und senkte.

„Da sah ich, wie sich jemand leise in der Art des Diebes durch den Garten und in die Villa schlich. Ich wette, daß der Mann den Diebstahl an Miß Willert begangen hat, während ich Thor glaubte, es handle sich nur um eine Liebesgeschichte. Freilich, ich ahnte ja damals noch nicht, wie sehr ich Miß Willert mit dieser Annahme beleidigte."

Die Augen des Californiers flammten. Die größte Spannung drückte sich in seinen zuckenden Mienen aus.

„Und den Mann, Sir, erkannten Sie?"

„So deutlich, Mister Cutter, wie ich Sie jetzt vor mir sehe."

Die beiden Männer standen einander so dicht gegenüber, daß sich ihre Füße berührten. Das Wasser

reichte dem Deutschen bis ziemlich an den Hals, während es dem größeren Mister Cutter bis zur Brust ging.

Plötzlich legten sich die Arme des Californiers um die Schultern des Deutschen und zogen ihn so nahe heran, daß sie nun Brust an Brust standen.

Von Weitem mochte es aussehen, als sei zwischen den Männern ein freundschaftliches Ringen im Gange, aber dem Deutschen ging plötzlich die Erkenntniß auf, daß er sich in einer äußerst gefahrvollen Lage befand. Mit aller Kraft strebte er, sich von dem Verbrecher loszumachen, während er mit keuchender Brust die Worte hervorstieß:

„Lassen Sie mich! Was fällt Ihnen ein?“

Aber des Californiers Arme hielten ihn wie ein Schraubstock umschlungen. Seine Augen bohrten sich mit wildem Haß in die seines Gegners, und seine entschlossenen Mienen weissagten nichts Gutes.

„Lassen Sie mich los, oder ich rufe um Hilfe!“ rief Fritz Hammer von Neuem.

Aber der Andere antwortete nur mit einem kurzen, höhnischen Auflachen, und im nächsten Moment tauchte Fritz Hammer's Kopf unter dem unwiderstehlichen Druck des Californiers unter das Wasser. Zum Glück gelang es dem Deutschen, den Arm seines Feindes zu erwischen, und in seiner verzweifelten Todesangst grub er seine Zähne tief in das weiche Fleisch. Im nächsten Moment fühlte er sich frei und, rasch an die Oberfläche

tauchend, stieß er einen gellenden Hilfeschrei aus. Aber die nächste Sekunde schon überlieferte ihn abermals der Gewalt des ihm körperlich weit Ueberlegenen. Von Neuem wurde er untergetaucht und mit unentrinnbarer Gewalt im Wasser festgehalten. Schon drohten ihm die Sinne zu schwinden und ein letzter Gedanke flog in die Heimath.

Da empfand er plötzlich, wie sich die Arme seines Feindes lösten, und mit dem Rest seiner Kraft und seines Instinktes, zu leben, arbeitete er sich noch einmal in die Höhe.

Halb bewußtlos stand er, mühsam athmend, mit fliegender Brust. Zwischen ihn und seinen Angreifer hatten sich ein paar Herren der Badegesellschaft gestellt, und einer von ihnen sprach heftig auf Mister Cutter ein.

„Das war nicht mehr Spaß, Sir, das war tödtlicher Ernst. Was haben Sie denn gehabt! Wenn es Ihnen nach einem Faust- oder Ringkampf gelüstete, dann hätten Sie warten sollen, bis Sie an Land waren. Sie hätten dem armen Mister Hammer beinahe das Lebenslicht ausgeblasen. Wie kann sich ein Gentleman nur so von seinem Zorn hinreißen lassen?“

Die letzten Worte enthielten eine so schwere Beleidigung, daß kein ehrliebender Amerikaner sie stillschweigend hingenommen hätte, aber Mister Cutter schien wunderbarer Weise gar keine Notiz davon zu

nehmen, er stand wortlos da, den scheuen Blick im Kreise umherschweifen lassend. Wie eine Ernüchterung war es über ihn gekommen. Und nun begann er ohne jede Erwiderung sich in Bewegung zu setzen, dem Lande zu, zuerst langsam, bald aber schneller ausschreitend.

Da fuhr Fritz Hammer, zu vollem Bewußtsein zurückkehrend, mit einem lauten Schrei auf und eilte ihm nach. Und der Californier, alle Verstellung aufgebend, suchte nur noch in wilder Flucht sein Heil. Und nun entwickelte sich ein förmlicher Wettlauf zwischen den Beiden.

„Dieb! Haltet den Dieb!" schrie Fritz Hammer und stürmte mit dem Aufgebot all seiner Kräfte dem fliehenden Verbrecher nach.

Der Ruf wirkte auch auf alle Uebrigen alarmirend und Niemand schloß sich von der wilden Jagd aus.

Während des Laufens gab der junge Deutsche in abgebrochenen, ruckweise herausgestoßenen Sätzen die Erklärung:

„Heute Nacht — Einbruch bei Miß Willert — er der Dieb — Mister Cutter!"

Und so überraschend auch für alle diese Eröffnung kam, daß der elegante Mister Cutter, der Liebling der Damen und bevorzugte „Beau" Miß Willert's ein gemeiner Dieb sei, Fritz Hammer's Ton und ganzes Wesen war so überzeugend, daß sich jeder nach Leibeskräften bemühte, des Fliehenden habhaft zu werden.

Doch der Californier war auch im Laufen gewandter und ausdauernder, als alle übrigen, und er wäre gewiß entkommen, wenn ihm nicht vom Lande her neue Verfolger entstanden wären, die das unaufhörliche Rufen der Andern und das ungewohnte, seltsame Schauspiel angelockt hatte.

„Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!“

So schallte es unaufhörlich vom Wasser nach dem Lande hin und immer mehr Neugierige strömten herbei. Ein paar kräftige, junge Leute warfen sich dem Flüchtling entgegen und hielten ihn trotz seiner verzweifelten Gegenwehr fest. Auch Damen kamen herzu und es erregte die größte Sensation unter ihnen, als sie in dem am Boden Liegenden, von der Uebermacht seiner Verfolger Ueberwältigten, den eleganten und interessanten Mister Cutter erkannten.

„Was ist geschehen? Was hat er gethan?“

Diese und andere Fragen schwirrten hin und her und es prägte sich in den Mienen der schönen Fragerinnen lebhaftes Mitgefühl mit dem Mißhandelten und Unwille und Empörung gegen seine Ueberwältiger aus.

Am indignirtesten zeigte sich Miß Willert, die ihr Verlust nicht abhielt, ihr allmorgendliches Bad zu nehmen. Sie befand sich bereits in ihrem reizenden Badekostüm, das die zierliche, überschlanke Figur in allen Einzelheiten erkennen ließ. Ihre Wangen waren geröthet, ihre Augen blitzten.

„Was ist's mit Mister Cutter? Was bedeutet dieser skandalöse Auftritt?" fragte sie, mit zornfunkelnden Augen die Männer messend, die dem Ueberwältigten eben die Hände mit Taschentüchern fesselten.

Einer der jungen Leute, die den Fliehenden hatten fangen helfen, wandte sich mit einem Gesicht voll Spott und Schadenfreude zu der Fragenden herum und sagte laut, sodaß es alle Umstehenden hören konnten: „Der Kerl hat die Frechheit gehabt, heute Nacht in das Schlafzimmer einer Dame zu dringen, um einen Schmuck von großem Werth zu stehlen. Vielleicht haben Sie davon gehört, Miß Willert."

Die Angeredete taumelte zurück und man sah, wie heftig sie sich verfärbte.

„Wie! Was?" stammelte sie bis in die Lippen blaß. „Mister Cutter —?"

„Ist ein gemeiner Spitzbube," ergänzte der kecke Sprecher von vorher, „wenn er auch äußerlich wie ein Gentleman aussieht und bei Damen ein unverschämtes Glück haben soll — wie man sagt, Miß Willert."

Mit einem Schlage hatte sich das Bild verändert. Unterdrücktes Kichern, schadenfrohes Lächeln, Spott und Hohn in aller Mienen, am meisten in denen der Freundinnen Miß Willert's. Diese selbst zog sich rasch zurück und verschwand in ihrer Toilettenkammer jenseits der Promenade, um sich, bevor sie noch in die See gegangen, ihres Badekostüms wieder zu entledigen.

Der gefesselte Mister Cutter aber wurde unter einer großen Bedeckung nach der Polizei gebracht, vor der Fritz Hammer seine Aussagen zu Protokoll gab. Dieselben aber würden kaum genügt haben, den mit vieler Entrüstung Protestirenden hinreichend zu belasten, wenn nicht sein Mitschuldiger, der schwarze Diener Mister Willert's, der sofort zur Haft gebracht worden, ein volles Geständniß abgelegt hätte.

In der ganzen Badegesellschaft von Cape May bildete das interessante Ereigniß für die nächsten Tage das ausschließliche Thema der Unterhaltung und es fehlte nicht an phantasievollen und schadenfrohen Erzählern, die die Diebstahlsgeschichte mit den pikantesten Zuthaten ausschmückten.

XV.

Am andern Vormittag hielt es Fritz Hammer für eine Pflicht der Höflichkeit, in der Villa Willert vorzusprechen. Aber die Zofe, die ihm öffnete, empfing ihn mit nicht eben freundlichen Blicken.

„Miß Willert ist nicht zu sprechen," beschied sie ihn kurz.

„Und Mister Willert?"

„Well, will ihn fragen."

Der Millionär wies den Besucher nicht von seiner Schwelle, wie es seine Tochter gethan, aber er empfing ihn nur, wie es schien, um seinen Unmuth an ihm auszulassen.

„Sie haben uns da einen schlechten Dienst erwiesen, Mister Hammer," sagte er stirnrunzelnd, als der junge Mann vor ihm stand.

„Aber ich — ich begreife nicht," stammelte der Ueberraschte, „ich mußte doch, es war doch meine Pflicht, den Dieb zur Anzeige zu bringen."

„Ihre Pflicht? Gegen wen? Wen haben Sie damit genützt? Niemand! Uns aber haben Sie nur Aerger und Verdruß bereitet."

„Aber der Schmuck." —

„Der Teufel hole den Schmuck. Den hätten wir gern verschmerzt."

„Aber ich konnte doch nicht ruhig zusehen, wie ein Verbrecher unter der Maske des Gentleman weiter bei Ihnen aus- und einging."

„Natürlich nicht. Aber Sie hätten uns im Geheimen warnen sollen, anstatt einen Skandal hervorzurufen und die ganze Geschichte an die große Glocke zu hängen. Meine Tochter ist wüthend auf Sie, denn Sie haben sie vor der ganzen Badegesellschaft kompromittirt. Und uns bleibt nichts übrig, als Hals über Kopf abzureisen."

Und so geschah es in der That. Noch an demselben Abend verließ Familie Willert das freundliche Cape May. Fritz Hammer war der Held des Tages. Jeder wollte die Geschichte, wie er hinter den wahren Charakter des Spitzbuben gekommen, der sich so keck in die fashionable Gesellschaft von Cape May eingeschlichen, von ihm selbst erzählen hören.

Ueber den Verbrecher ergaben sich übrigens im Verlaufe des gerichtlichen Verfahrens die überraschendsten Enthüllungen. Man hatte ihn im Gefängniß photographirt und photographische Abzüge nach allen

größeren Städten der Union versandt und nun stellte es sich heraus, daß Mister Cutter — unter den verschiedensten Namen — eine sehr wechselvolle Vergangenheit hinter sich hatte. Als Student hatte er sich in die Primadonna einer umherziehenden Schauspielertruppe verliebt, hatte sich dieser eine ganze Zeit lang angeschlossen und war schließlich im wilden Westen hängen geblieben. Hier hatte er ein paar Jahre lang sein Leben als Cowboy auf den Prärien gefristet, hatte sich dann dem abenteuerlichen und gefahrvollen Leben eines Pferdediebes ergeben, war darauf nach den Felsengebirgen Colorado's gezogen, um nach Silber zu graben und war schließlich, im Besitz eines Kleincapitals, nach dem civilisirten Osten zurückgekehrt, um in den größeren Städten und in allerlei von der feinen Welt besuchten Badeörtern das bequeme Dasein eines Hochstaplers zu führen. Er hatte allerlei auf seinem Conto: Diebstahl, Raub, Fälschungen, und sogar einen Mord, den er in Colorado an einem vom Glück begünstigten Mineur begangen.

Je mehr ruchlose Einzelheiten aus der Laufbahn des Verbrechers bekannt wurden, um so höher wurde das Verdienst des jungen Deutschen geschätzt, dem die Entlarvung und Festnahme des gefährlichen Burschen zu verdanken war. Von allen Seiten bemühte man sich, ihm Liebenswürdigkeiten zu erweisen. Man überschüttete ihn förmlich mit Einladungen zu Diners und

Ausflügen im Boot und Wagen. Sein Leben war eine Kette von gesellschaftlichen Vergnügungen, die sich ohne Unterbrechung aneinander reihten. Nicht einmal in seiner Bostoner Zeit hatte sich eine solche Hochfluth von Zerstreuungen aller Art über ihn ergossen.

Besonders die jungen Damen der Badegesellschaft legten für den muthigen, jungen Mann, der im Kampf mit dem Dieb beinahe sein Leben gelassen, ein lebhaftes Interesse an den Tag. Der hübsche junge Deutsche mit dem mädchenhaft zarten Gesicht und dem etwas schüchternen, bescheidenen Wesen wurde förmlich Mode. Die Schönen wetteiferten miteinander in Liebenswürdigkeiten gegen ihn und alle waren bereit, sich von ihm in's Bad begleiten und die üblichen Cavalierdienste erweisen zu lassen.

Fritz Hammer hätte sich in die schönen Bostoner Tage zurückversetzt denken können, wenn nicht eine gefehlt hätte: Milli Sommer, die er noch immer nicht vergessen konnte, die sein Herz noch immer höher schlagen machte, so oft er ihrer gedachte.

Unter den weiblichen Mitgliedern der Gesellschaft von Cape May fühlte sich Fritz Hammer am meisten von einer jungen Dame aus Kentuky angezogen. Rose Davis gehörte nicht zu den strahlenden, herausfordernden Schönheiten, an denen Cape May keinen Mangel zeigte, sie hatte vielmehr etwas Stilles, Bescheidenes in ihrem Auftreten und auch ihre Toilette

stand in Bezug auf kostbares Material und extravaganten Schnitt der der meisten anderen Damen nach. Aber ihre blauen Augen und ein gewisser Zug in ihrem Gesicht übten auf den jungen Deutschen eine wunderbare Anziehungskraft aus. Es lag in der Form ihres Gesichts und auch in ihrem Wesen etwas, das ihn lebhaft an Milli Sommer erinnerte, und wenn er nicht gewußt hätte, daß seine neue Bekannte Miß Davis hieß und die Tochter der verwittweten Mrs. Davis war, so hätte er glauben können, sie sei eine ältere Schwester seiner unvergeßlichen Bostoner Freundin.

Fritz Hammer verlebte angenehme Stunden in der bescheidenen Häuslichkeit der beiden Damen und wenn Miß Rose's zierliche, weiße Finger ihm des Abends den Thee kredenzten, war ihm beinahe so wohlig zu Muthe wie einst an der Seite seiner Reisegefährtin über den Ocean.

Eines Abends hatte Fritz Hammer bei den beiden Damen wieder ein paar stille, gemüthliche Stunden verlebt. Miß Rose hatte etwas Deutsches vorgelesen, das sie ziemlich beherrschte. Fritz Hammer hatte sich schon erhoben, um sich zu verabschieden, als Miß Rose lächelnd bemerkte: „Apropos, Mister Hammer, ich werde morgen das Vergnügen haben, Sie mit einer Landsmännin von Ihnen bekannt zu machen."

„Mit einer Landsmännin?" fragte der junge Deutsche erstaunt.

„Sie ist es eigentlich nur zur Hälfte, denn nur ihr Vater ist ein Deutscher, während ihre Mutter, Mama's Schwester, eine Engländerin war. Wir erwarten nämlich den Besuch einer Cousine."

„Ah!" machte Fritz Hammer, unwillkürlich interessirt.

„Sie kommt mit dem ersten Steamer aus Boston."

„Aus Boston?" rief der junge Deutsche so lebhaft, daß es den Damen auffiel und Beide wie aus einem Munde fragten: „Kennen Sie Boston?"

„Oh, nur — nur wenig," antwortete Fritz Hammer verwirrt.

„Ich freue mich schon so sehr," fuhr die junge Dame, völlig ahnungslos, welche Aufregung ihre Worte in dem jungen Mann entzündeten, fort: „Milli spricht vorzüglich deutsch und wir werden dann recht viel deutsch miteinander sprechen. Nicht wahr, Mister Hammer?"

„Gewiß — mit Vergnügen," stammelte der junge Mann, das Blut schoß ihm in's Gesicht und er hatte Mühe, seine Erregung zu verbergen. Zum Glück reichte ihm Miß Rose die Hand zum Abschied und er konnte sich entfernen.

Draußen eilte er mit ungestümen Schritten dem Strande zu und als er sich allein sah, warf er sich laut stöhnend in den Sand. Quälende, verzweifelte Gedanken wogten in ihm und erpreßten ihm laute Seufzer. Kein Zweifel, Milli Sommer war es, die

erwartet wurde, die Cousine von Miß Davis. Darum die Familien-Aehnlichkeit in den Gesichtszügen Beider, die ihm bei dem ersten Anblick zu Rose Davis hingezogen hatte. Milli kam morgen schon! Wie ihn diese Gewißheit beglückt hätte, wenn nicht — wenn nicht Bessie Newman seine Frau gewesen wäre. So aber war es am Besten, er machte sich in aller Stille von dannen, noch ehe Milli Sommer in Cape May ankam.

Aber es war ein Gefühl in ihm, das sich mit aller Macht gegen diesen Entschluß auflehnte. Sollte er sich wie ein Dieb hinwegstehlen, sollte er sich ausschließen von den Freunden der Geselligkeit, von dem Umgang mit gebildeten Menschen, die seinem Gemüth, seinem Geist die ersehnte Anregung boten, weil er einst thöricht und unbesonnen gehandelt? Freilich, er durfte nie mehr daran denken, die Augen zu Milli Sommer zu erheben, und den verwegenen süßen Wünschen seines ungestüm pochenden Herzens nachzugeben, aber sehen durfte er sie doch, vielleicht auch sprechen, wenn sie es nicht verschmähte, das Wort an ihn zu richten.

Aber auch diese Erwägung wurde abgelöst von neuen Zweifeln und während er sich in ohnmächtigem Zorn die Lippen blutig biß, sagte er sich, daß es männlicher, würdiger gehandelt wäre, ergeben in sein Schicksal den Ort zu fliehen und ein Wiedersehen zu vermeiden, das für beide Theile nur peinlich sein konnte.

Stundenlang rang er so, mit den Händen im Sande wühlend, dumpfe Aechzlaute ausstoßend, in heißem Seelenkampf. Als er sich endlich erschöpft erhob, hatte er sich, seinem schwankenden, schwachen Charakter gemäß, zu einem Compromiß entschlossen: einen Tag, nur einen einzigen wollte er noch zugeben. Wenigstens noch einmal sehen wollte er sie, bevor er Cape May verließ.

Am andern Morgen erneuerte sich das seelische Ringen. Ob er nicht doch lieber ging? Unentschlossen stieg er zur Promenade hinab. Es war noch früh. Nur einige wenige Frühaufsteher waren zu sehen. Ein Stündchen mochte er so, noch immer mit sich kämpfend, zwischen Strand und Promenade hin- und hergegangen sein, als er Miß Davis in Begleitung einer jungen Dame herankommen sah.

Das Herz stand ihm still. Sie war es: Milli, blühend, frisch, gesund wie einst. Schon hatte ihn Miß Rose gesehen, nun war es zu spät zum Fliehen. Sie winkte ihm von Weitem.

Er ging ihnen langsam entgegen, seinen ungestümen Herzschlag bis zum Halse hinauf verspürend. Mit dem Hute in der Hand, die Augen niedergeschlagen, stand er jetzt vor den jungen Damen.

„Gestatte, liebe Milli, daß ich Dich mit meinem Freunde Mister Hammer bekannt mache. Meine Cousine Miß Sommer!"

Miß Milli mußte schon auf sein Erscheinen vorbereitet sein, denn sie zeigte keine Ueberraschung, sondern freundlich lächelnd, als wäre es das natürlichste Ding von der Welt, daß sie ihn nun hier plötzlich wiedersah, reichte sie ihm die Hand.

„Ich freue mich, Mister Hammer, Sie hier zu treffen. Wie ist es Ihnen in all der Zeit ergangen?"

„Wie?" unterbrach Miß Rose, noch ehe der junge Mann sich zu einer Antwort aufgerafft. — „Ihr kennt Euch schon?"

„O, wir sind alte, gute Bekannte," entgegnete Miß Milli erröthend, „wir lernten uns vor zwei Jahren auf dem Steamer kennen. Und dann sprachen wir uns letzten Winter in St. Auguſtine."

„Aber warum hast Du mir denn das nicht gleich gesagt?"

„Ich wollte Dich überraschen."

„So?!"

Das letzte Wort kam sonderbar gedehnt aus Miß Rose's Munde. Sie beobachtete ein paar Sekunden lang die einander befangen Gegenüberstehenden aufmerksam, dann zuckte ein listiges Lächeln in ihren Augen und um ihre Mundwinkel und sie sagte: „Da fällt mir eben ein, daß ich die Photographie vergessen habe, von der ich Ihnen gestern sprach, Mister Hammer, und die ich Ihnen heute zeigen wollte, Du mußt nämlich wissen, Milli, daß wir jungen Mädchen uns beinahe

täglich photographiren. Fast in jedem Badehause befindet sich ein Amateur-Apparat."

Sie machte flugs Kehrt und ging den eben gekommenen Weg wieder zurück.

Die beiden Zurückgebliebenen setzten sich schweigend in Bewegung in der entgegengesetzten Richtung. Endlich nahm Milli das Wort.

„Sie sind mit — mit Mistreß Hammer hier?"

„Nein." Es kam auffallend hastig heraus, und nach einem tiefen Athemzug fuhr Fritz Hammer fort: „Ich weiß schon seit Monaten nicht, wo sie sich befindet."

„Wie? !"

Sie blieb unwillkürlich stehen und sah dem jungen Mann erstaunt und fragend ins Gesicht. Eine dunkle Röthe hatte sich über ihr Gesicht ergossen. In ihrer Miene arbeitete ein Gemisch von Scheu und unwiderstehlichem Interesse, mehr zu wissen, das Letztere siegte.

„Sie sind getrennt — geschieden?"

Er hatte nicht den Muth, nein zu sagen; stumm nickte er.

Ein heimliches Strahlen zeigte sich in Milli Sommers Augen. Aber gleich darauf nahm sie eine ernste, kühle Miene an, als berühre sie die eben erhaltene Mittheilung gar nicht. In ihrer Stimme aber machte sich noch immer ein leises Zittern bemerkbar, während sie jetzt die konventionelle Frage an ihren

Begleiter richtete: „Wie gefällt Ihnen Cape May, Mister Hammer? . . .“

Fritz Hammer und Milli Sommer sahen sich täglich. Ja, sie verlebten fast den ganzen Tag mit einander. Miß Milli hatte ihre unbefangene Munterkeit und herzliche Zutraulichkeit von ehemals ganz wiedergefunden und auch Fritz Hammer überließ sich widerstandslos dem Zauber, den der Verkehr mit dem anmuthigen, liebenswürdigen Geschöpf auf ihn ausübte. Wohl regte sich zuweilen leise das Gewissen in ihm. Hatte er sich nicht einer Täuschung schuldig gemacht, einer indirekten Lüge? Aber er beschwichtigte diese Anwandlungen, die ihn nur ankamen, wenn er sich nicht in Milli's Gegenwart befand, mit allerlei sophistischen Gründen.

Seine Liebe steigerte sich in dem beständigen, täglichen Verkehr, der hier noch ungezwungener war, als ehemals in Boston, bis zu einem leidenschaftlichen Grade. Er berauschte sich an ihrem Anblick und verschloß die Augen gewaltsam vor dem, was möglicherweise die Zukunft an Unannehmlichkeiten bringen mochte. Nie war sie ihm so schön, so begehrenswerth erschienen und er mußte, wenn er sie des Morgens in's Wasser geleitete, ängstlich auf sich achten, um sich nicht von seinen Empfindungen hinreißen zu lassen und sie in seine Arme zu schließen.

Ihr Badekostüm stand ihr zum Entzücken. An

ein knappsitzendes, dunkelblaues Leibchen schlossen sich gleichfarbige, anschmiegende Trikots, die bis zum Knie reichten; Füße und Waden staken in enganliegenden, schwarzen Strümpfen. Ein dunkelblaues, kurzes Röckchen, das ein paar Zoll oberhalb der Kniee endigte, bekleidete die Hüften. Ein hochgelber Gürtel war um die Taille geschlungen.

Ganze Stunden verbrachte sie gleich den anderen jungen Damen in diesem Kostüm, bald in's Wasser tauchend, bald sich im Sande wälzend, um dann wieder in die See zu gehen. Dabei war sie eine vorzügliche Schwimmerin, die an Ausdauer ihrem Begleiter nicht nachstand. Es gewährte den beiden jungen Leuten ein eigenes Vergnügen, weit hinaus in die See zu schwimmen, abseits von den Anderen, wo kein Dabeisein Anderer sie zwang, gleichgültige Mienen gegen einander anzunehmen, wo sie wenigstens ihren Augen gestatten konnten, sich still zu sagen, was sie tief in ihren Herzen für einander empfanden.

Eines Tages waren sie weiter hinaus geschwommen, als je. Endlich mahnte Fritz Hammer zur Rückkehr.

„Sie werden müde sein, Miß Milli."

„O nein! Gar nicht," lächelte sie ihn heiter an.

Aber Fritz Hammer bemerkte, daß sie plötzlich erblaßte und unruhig wurde.

„Was haben Sie?" fragte er besorgt.

Sie athmete schwer und machte mit den Armen

verzweifelte Bewegungen, als würde es ihr schwer, sich über Wasser zu halten.

„Ein Krampf im Fuß," seufzte sie endlich, nicht mehr im Stande, sich zu beherrschen. „Mein Gott, ich — ich kann nicht mehr."

Er umfaßte sie rasch mit dem linken Arm und arbeitete machtvoll mit dem rechten, um sich und sie nicht sinken zu lassen. Aber er fühlte, daß sie auf diese Weise nicht weit kommen würden. Auch sie bemerkte, daß seine Kräfte zu erlahmen begannen.

„Lassen Sie mich!" sagte sie. „Es geht so nicht."

„Sie haben recht," gab er hastig zurück. „Umfassen Sie mich mit Ihrem rechten Arm und helfen Sie mit dem Linken, so gut Sie können."

„Nein, nein," wehrte sie und eine Thräne der Verzweiflung glänzte in ihrem Auge.

„Lassen Sie mich nur! Ich will nicht, ich kann nicht zugeben, daß Sie meinetwegen —"

„Milli, ich bitte, ich beschwöre Sie," unterbrach er sie dringlich. „Sie glauben doch nicht, daß ich Sie feig im Stiche lassen werde. Entweder wir retten uns zusammen oder wir gehen zusammen unter. Hat denn das Leben einen Werth für mich ohne Sie!"

Sie widersprach nicht mehr, sondern legte folgsam, wie er sie geheißen, ihren Arm um seinen Leib und ruderte mit dem andern, so sehr sie vermochte. Nun,

da er beide Arme zur Verfügung hatte, ging es wieder besser und kräftig durchschnitt er die Wellen.

Sie sprachen kein Wort mehr mit einander, um ihre Kräfte zu schonen. Nur hin und wieder nannten sie sich im leisen, innigen Flüsterton, um sich gegenseitig zu ermuntern, bei ihren Namen:

„Milli!“

„Fritz!“

Es war das erste Mal, daß er seinen deutschen Vornamen von ihren Lippen hörte. Er staunte, wie viel Wohlklang in dem kurzen, einsilbigen Worte lag, wenn ihr Mund ihn aussprach. Endlich fühlte er Boden unter seinen Füßen. Es war die höchste Zeit, denn seine Kräfte erlahmten und er hätte sich keine Minute länger über Wasser halten können.

„Gott sei Dank!“ athmete er aus tiefster Brust auf und preßte sie in seiner heftigen Gemüthsbewegung stumm an sich. Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf die Lippen, unbekümmert, ob dieser elementare Ausbruch ihres Gefühls einen Zeugen hatte oder nicht.

In seinen Armen trug er sie an das Land, unfähig, etwas zu sagen, aber ein jauchzendes Gefühl unendlichen Glückes im Herzen. Ihr Kuß erhob ihn über sich selbst und erfüllte ihn plötzlich mit Scham und Entsetzen. Nun kannte er kein Zaudern, kein

Schwanken, keine Schwäche mehr. Seine Pflicht gegen sie, gegen sich selbst war ihm klar vorgezeichnet.

Am anderen Morgen, als sich Milli Sommer gekräftigt, völlig wieder hergestellt erhob und sich zur Frühpromenade fertig machte, wurde ihr ein Brief von einem Hotelboten überbracht. Er war von Fritz Hammer's Hand geschrieben und enthielt nur wenige Zeilen.

„Mein theures Fräulein Milli!

Ein plötzliches Ereigniß zwingt mich zur sofortigen Abreise. Ich muß mir versagen, mich persönlich von Ihnen zu verabschieden. Leben Sie wohl! Vergessen Sie mich nicht, wie ich Sie nie — nie vergessen werde.

Auf Wiedersehen!

Fritz Hammer."

Während Milli traurig, unruhig darüber nachsann, was sich denn noch gestern so plötzlich ereignet haben könnte, daß er sie vor seiner Abreise nicht einmal habe aufsuchen können, bestieg Fritz Hammer den Dampfer, der ihn nach New York bringen sollte.

XVI.

Das „plötzliche Ereigniß“, auf das Fritz Hammer in seinem kurzen Schreiben an Milli Sommer angespielt, war nichts weiter, als ihr Kuß gewesen, der seine Neigung für das junge Mädchen zu einem heiligen, starken Gefühl vertieft hatte. In den bangen, furchtbaren Minuten, wo er an ihrer Seite dem Tode in's Auge gesehen, hatte er empfunden, wie sehr er sie liebte und es war keine Phrase, sondern der Erguß eines ehrlichen Gefühles gewesen, als er ihr gesagt hatte, daß das Leben für ihn keinen Werth habe ohne sie. Jetzt kannte er nur noch ein Streben, vor dem alles Andere zurücktreten mußte, das Streben, die unwürdigen Fesseln, die ihn an Bessie Newman immer noch ketteten, auf legale Weise zu lösen. Erst wenn das geschehen, wollte er zu Milli Sommer zurückkehren und um ihre Hand werben.

Zunächst lag ihm die Aufgabe am Herzen, Bessie's derzeitigen Aufenthalt aufzuspüren. Im Hinblick auf das Ziel seiner Wünsche mußte er seinen Widerwillen gegen eine Berührung mit Bessie's Verwandten unterdrücken. Sein erster Gang, als er in New York anlangte, war in die Chrystiestreet. Es entging ihm nicht, daß die Boardinghauswirthin und ihr Sohn bei seinem Eintritt rasch einen Blick mit einander wechselten und daß blitzschnell ein Ausdruck von Furcht und Schrecken über ihre Gesichter lief.

Auf seine Frage nach Bessie zuckten Beide mit den Achseln und Jack Newman gab mit seiner gewöhnlichen frechen Miene die Frage zurück: „Wo Bessie ist? Ja, das fragen wir Sie. Sie als ihr Mann müßten doch zuerst wissen, wo sie sich aufhält."

Fritz Hammer biß sich auf die Lippen. Die Art und Weise des Loafers ärgerte ihn. Aber er zwang sich zur Ruhe, während er erwiderte: „Bessie ist mir nicht an meinen Wohnort gefolgt und hat mir auch nicht die geringste Nachricht zukommen lassen. Ich bin nicht im Stande, über ihren Aufenthalt irgend etwas zu sagen."

„Wie ich. Wir wissen garnichts," sagte Jack Newman und steckte seine Hände in die Taschen.

„Aber Bessie wird doch einmal an Sie geschrieben haben?"

Wieder wechselten Mutter und Sohn einen Blick, worauf der Letztere mit auffallender Hastigkeit zur Antwort gab: „Nein, das hat sie nicht. Mit dem Schreiben hat sie's überhaupt nie gehalten."

„Aber können Sie mir nicht irgend einen Anhalt, einen Fingerzeig geben?" forschte der junge Deutsche mit Dringlichkeit weiter.

„Können wir nicht, haben ja selbst keine Ahnung. Ihre Pflicht wär's gewesen, sie bei sich zu behalten und für sie zu sorgen."

„Zeitweise war ich dazu außerstande. Aber heute komme ich, um nach Bessie zu sehen."

„Also geht es Ihnen wieder gut?" fragten der Loafer und seine Mutter wie aus einem Munde und ihre Augen funkelten vor Neugierde.

„Leidlich. Jedenfalls habe ich den besten Willen, für Bessie zu thun, was in meinen Kräften steht."

„Was werden Sie denn thun? Sie wieder zu sich nehmen?"

Es war etwas Scheues und zugleich Lauerndes in dem Ton und in dem Blick des Sprechenden. Fritz Hammer mahnte sich im Stillen zur Vorsicht.

„Vorläufig möchte ich mit Bessie eine Aussprache haben. Wir haben uns über Verschiedenes auseinanderzusetzen und das kann nur Auge in Auge geschehen."

Jack Newman und seine Mutter wechselten wieder ein paar Blicke. Diesmal nahm Mrs. Newmann das Wort: „Auseinandersetzen? Wie meinen Sie das?“

Sie sah ihm mit lauerndem Interesse in's Gesicht. Aber er wehrte ab. „Wie gesagt, das kann ich nur mit Bessie selbst abmachen.“

Mrs. Newman warf die Lippen auf und that beleidigt. „Ich bin doch die Mutter,“ sagte sie, „und uns gegenüber brauchen Sie doch nicht heimlich zu thun. Ich will doch wissen, was mit meinem Kinde wird. Sie haben so lange nicht nach ihr gefragt und wenn sie verhungert wär, Sie hätt's nicht bekümmert. Und nun kommen Sie endlich und wollen noch nicht mal Rede stehen. Aber ich sage Ihnen —“

Jack Newman unterbrach den Redefluß der sich immermehr Erhitzenden und winkte beschwichtigend mit der Hand. „Laß doch, Mutter,“ begütigte er und zwickte ihr mit den Augen zu. „Da doch Mister Hammmer nun da ist! Sie haben wohl wieder einen guten Fang gemacht, wie damals mit der Lincoln Land Company, nicht, Mister Hammer?“

In dem Gesicht des Loafer spiegelte sich ein Gemisch heuchlerischer Sanftmuth und schnuppernder Gier, die volle Taschen wittert.

„Ist's wieder eine Eisenbahnsache?“ fuhr er fort, während er zugleich die äußere, von guten materiellen

Verhältnissen zeigende Erscheinung seines Schwagers musterte.

„Nein."

„Was ist's denn? Scheinen ja höllisch gut ab."

„Ich habe mein bescheidenes Auskommen, nichts weiter," wich Fritz Hammer aus und verabschiedete sich.

„Ihre Adresse?" hielt ihn Jack Newman an der Thür auf, „damit wir Ihnen Nachricht geben können, sobald wir etwas von Bessie hören."

„Ist nicht nöthig. Ich spreche wieder einmal vor und erkundige mich."

Fritz Hammer entfernte sich eilig und belobte sich im Stillen, daß er sich von den Newmans aus seiner klugen Zurückhaltung nicht habe herauslocken lassen.

Nicht einmal seinen Aufenthaltsort hatten sie in Erfahrung gebracht. Der selbst zufrieden vor sich hin Lächelnde ahnte freilich nicht, daß Jack Newman ihm in vorsichtiger Entfernung folgte, um vorläufig zu erspähen, in welchem Hotel er abgestiegen.

Fritz Hammer ging mit sich zu Rathe, was er weiter zu thun habe. Daß er von den Newmans über Bessie nichts erfahren würde, sah er. Ob ihnen Bessie's Aufenthalt bekannt war oder nicht, wie sie behaupteten, darüber war er im Zweifel. Ihr anfängliches Erschrecken bei seinem unvermutheten Anblick, der ihm nicht entgangen war, machte ihn argwöhnisch. Möglich

daß sie über Bessie sehr wohl unterrichtet waren, aber Grund hatten, ihr Wissen vor ihm geheim zu halten.

So sehr ihm ein solcher Schritt auch widerstrebte, er sah keine andere Möglichkeit, zu seinem Ziele zu kommen, als sich an eine der New Yorker Detectiv-Agenturen zu wenden, mit dem Auftrag, Bessies Verbleiben nachzuspüren. Das, was er selbst als Anhaltepunkt anzugeben vermochte, war wenig genug, aber ein Detectiv ist immer bereit, auch den schwierigsten Auftrag anzunehmen, wenn man seinem Eifer und seinem Scharfsinn mit den nöthigen klingenden Mitteln nachhilft.

Fritz Hammer selbst kehrte nach Dayfield zurück. Seinen Freund Suter fand er in fieberhafter Thätigkeit. Er war mitten in der Organisation einer großen Aktiengesellschaft. Verschiedene Naturgasquellen hatte er sich bereits gesichert und selbst in seinem und seines Freundes und Partners Namen einen großen Theil der Aktien gezeichnet. Den Mittheilungen Fritz Hammer's konnte er im Trubel seiner Geschäfte nur wenig Aufmerksamkeit schenken. Der kühne Plan, Gasleitungen zunächst nach Philadelphia zu legen, nahm den ganzen Scharfsinn und die ganze Arbeitskraft des Technikers in Anspruch.

Acht Tage nach seiner Rückkehr nach Dayfield traf

der erste Brief des nach Chicago entsandten Detektivs ein. Er enthielt wenig Tröstliches. Zwar hatte der findige Mann das Hotel, in dem Bessie seiner Zeit in Begleitung des Schurken Cutter abgestiegen war, in Erfahrung gebracht. Weiter war es ihm gelungen, zu erforschen, daß das Paar sich schon am Tage seiner Ankunft wieder getrennt hatte. Noch an demselben Abend hatte Mister Cutter das Hotel wieder verlassen und zwar so eilig, daß er die Hotelrechnung zu begleichen vergessen. Seinem Beispiel war die „Lady" schon zwei Tage später gefolgt.

Das war in der Hauptsache alles, was der Detektiv bisher erkundet. Er war zwar von Chicago aus noch einigen Spuren nachgegangen, aber immer hatte sich zum Schluß herausgestellt, daß er sich auf falscher Fährte befunden. „Ich halte es nun für das Einfachste," so schloß der Brief des Detektivs, „nach New York zu gehen und mich im Kosthaus der Mrs. Newman als Boarder einzulogiren. Auf diese Weise hoffe ich in kürzester Zeit wenigstens den derzeitigen Aufenthaltsort Ihrer Frau in Erfahrung zu bringen. Ich ersuche nun um Ihre zustimmende Erklärung und um die Anweisung eines neuen Kostenvorschusses —"

Am andern Vormittag war Fritz Hammer eben im Begriff, den Brief des Detektivs zustimmend zu beantworten, als die Thür aufging und eine Dame in Reisekleidern eintrat.

Er erkannte sie nicht sogleich. Erst als sie dicht vor ihm stand, fuhr er, blaß wie der Tod, mit einem Schreckensruf in die Höhe.

„Du, Bessie?“

„Ja, ich, Lieber,“ sagte sie und reichte ihm mit einem Lächeln die Hand. „Warum erschreckst Du so? Ich bin es leibhaftig, nicht etwa nur mein Geist. Oder ist es die Freude, die Dich so angreift?“

Er hatte keine Antwort, sondern stand noch immer wie erstarrt vor ihr, völlig fassungslos, von einer unendlich peinlichen Empfindung beherrscht. Sie hatte sich auffallend verändert. In den acht oder neun Monaten, da er sie nicht gesehen, schien sie um fünf Jahre gealtert. Sichtbare Linien hatten sich um ihre Augen und um ihren Mund gezeichnet.

Sie machte wenig Umstände, als er noch immer keinen Laut hervorbrachte. Ihren Hut und ihr Jaquett ablegend, nahm sie auf dem Sopha Platz.

„Ich bin furchtbar müde,“ sagte sie, ein Gähnen unterdrückend. „Die ganze Nacht durch bin ich gefahren und komme direkt vom Bahnhof. Wie ist Dir's in all der Zeit ergangen? Erzähle!“

„Aber wo — wo kommst Du denn her um Gotteswillen?“ fuhr es ihm endlich heraus und er faßte sich unwillkürlich mit charakteristischer Gebärde mit beiden Händen in die Haare.

„Ich? Direkt von Potters Field. Das ist eine Farm in Delaware. Da bin ich während der letzten sieben Monate gewesen. Ja, ja, es ist mir schlecht ergangen, ich habe fleißig arbeiten müssen, um mich durchzubringen. Der Mutter wollte ich doch nicht zur Last fallen und von Dir war ja keine Spur zu entdecken. Hast eigentlich recht garstig gegen mich gehandelt, Schatz!"

Er schüttelte sich, weniger über den Vorwurf der letzten Worte als unangenehm berührt von dem liebkosenden Ausdruck zum Schluß.

Sie legte ihr Haupt in das Polster des Sophas zurück und schloß, anscheinend von ihrer Müdigkeit überwältigt, die Augen. Fritz Hammer begann unruhig auf und ab zu schreiten. Er befand sich in einer furchtbaren Aufregung Alle paar Sekunden warf er schaudernd den Blick auf sie, um sich zu überzeugen, daß es wirklich kein Traum war. Wie vom Himmel gefallen, trat sie bei ihm ein. Was sollte er nun anfangen? Sie that so ungenirt, sie nahm mit so ruhiger Sicherheit ihren Platz hier ein, als verstände sich das von selbst. Wie sollte er es ihr nur sagen — —? Und was sie in all der Zeit getrieben haben mochte?

„In Po — Po —"

„In Potters Field, Lieber," half sie ein, die Augen aufschlagend, „war ich."

„Was hast Du denn da gemacht in Potters Field?"

Sie griff, ohne zu antworten, in die Tasche, brachte eine kleine Brieftasche zum Vorschein und entnahm derselben ein sorgsam zusammengefaltetes Blatt Papier, das sie ihm reichte. Er entfaltete es mit zitternder Hand und las: „Pottersfield, 10. September 189— Hiermit bescheinige ich, daß Mrs. Bessie Hammer vom 10. Februar bis heute bei mir als Wirthschafterin thätig gewesen und sich in der ganzen Zeit ebenso sehr durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit wie durch sittlich tadellose Führung ausgezeichnet hat.

James C. Potter, Farmer."

Mit Beschämung blickte er von dem Blatt zu ihr hinüber, während sie mit ernster, vorwurfsvoller Miene den Kopf bewegte, als wenn sie sagen wollte: „Siehst Du, unter fremden Leuten habe ich mir durch meiner Hände Arbeit mein Brod verdienen müssen, weil Du Dich nicht um mich gekümmert hast."

Wie ein armer Sünder stand er vor ihr, während ihm kalte und heiße Schauer über den Rücken liefen. Unmöglich, sie, die eben erst müde und erschöpft von der Reise gekommen, die monatelang das harte Brod der Dienstbarkeit unter fremden Leuten gegessen, sofort herzlos wieder fortzuschicken. Wenigstens ein oder zwei Tage mußte er ihr Ruhe und Erholung gönnen, ehe er daran denken konnte, ihr seine Wünsche zu enthüllen.

Aber eine ganze Woche verging, ohne daß Fritz Hammer den Muth gehabt hätte, mit Bessie über die

von ihm gewünschte Trennung zwischen ihnen zu sprechen. Sie war wie in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft von der bezaubernsten Liebenswürdigkeit, sodaß er garnicht die Gelegenheit zu einer ernsten Aussprache fand. Es war, als wenn die stürmischen Tage von St. Augustine nie gewesen wären, als wäre ihre junge Ehe ein einziger langer Honigmond gewesen. Oft wünschte er im Stillen ihren Trotz, ihren Widerspruch herbei, von dem sie ihm in Florida so oft unangenehme Proben gegeben. Vergebens! Sie war die Sanftmuth, die Nachgiebigkeit selbst und auch nicht zu dem geringsten Wortwechsel ließ sie sich hinreißen.

Noch eine andere Veränderung fiel ihm an ihr auf. Sie war merkwürdig träumerisch und zerstreut geworden. Es geschah nicht selten, daß sie, wenn er plötzlich in das Zimmer trat, erschreckt auffuhr und ihn mit ängstlichen Augen anstarrte. Dazu kam, daß sie so ganz im Gegensatz zu früher von einem nervösen Abscheu vor der Berührung mit fremden Menschen beherrscht zu sein schien. Sie war am liebsten zu Hause und schien sich ganz ihren Hang nach dem Besuch von Vergnügungen und Gesellschaften abgewöhnt zu haben. Ihre Zerstreutheit ging so weit, daß sie sogar manchmal seinen Namen vergessen zu haben schien und ihn mit „my dear Johnny“ anredete.

Wie sie seinen Aufenthaltsort in Erfahrung gebracht, war ihm ein Räthsel und er zerbrach sich ver-

gebens den Kopf darüber. Daß sein freundlicher Reisegefährte, der während der Eisenbahnfahrt von New York nach Dayfield im Waggon neben ihm gesessen, ein Detektiv gewesen, den Jack Newman ihm an die Fersen geheftet, auf diese einfache Lösung des Räthsels kam er in seiner Arglosigkeit nicht. Bessie darnach zu fragen, dünkte ihm überflüssig. Sie war da. Wie diese Thatsache ihrerseits in's Werk gesetzt worden, war gleichgültig. Die Hauptsache war jetzt, die Frage in's Auge zu fassen, wie er sie wieder, und zwar für immer, los werden könnte.

Es war in der zweiten Woche ihrer Ankunft, als während eines Spazierganges in der Umgegend ein Fremder, ein gewöhnlich aussehender Mensch, anscheinend einer von den Arbeitern, die die Gasindustrie von überallher angelockt hatte, auf Bessie zutrat mit den Worten: „Guten Tag, Missis Freeman. Wie geht es Ihnen und wie kommen Sie denn nach Dayfield? Ist Johnny nicht mit Ihnen?"

Fritz Hammer betrachtete den Sprechenden mit unwilligem Staunen und so bemerkte er nicht, wie Bessie heftig zusammenzuckte und sich verfärbte. Er wandte ihr seine Aufmerksamkeit erst zu, als sie seinen Arm nahm, nachdem sie dem Fremden kalt und mit streng abweisender Miene hastig zugerufen: „Sie irren sich. Ich kenne Sie nicht."

„Komm'!" flüsterte sie ihm zu. „Der Mensch ist

betrunken." Und sie zog ihn eilig fort, während der Fremde wie angewurzelt noch immer auf derselben Stelle stehen blieb und ihnen nachblickend sich heftig mit der flachen Hand auf den Schenkel schlug. „Ich wette meinen Kopf, das war doch Johnny Freeman's Frau."

Das kleine Erlebniß, auf das Fritz Hammer zuerst wenig Gewicht gelegt, ging ihm doch in den nächsten Tagen vielfach im Kopf herum und auch Bessie's Betragen fachte seinen Argwohn noch mehr an. Ihre nervöse Unruhe nahm in auffallender Weise zu, auch weigerte sie sich mit heftiger Entschiedenheit, während des Tages das Zimmer zu verlassen. Man könne nicht zwei Schritt aus dem Hause gehen, sagte sie, ohne auf einen dieser betrunkenen Vagabunden zu stoßen.

In seiner Rathlosigkeit entdeckte sich Fritz Hammer seinem Freunde.

„Well", sagte Adolf Suter, der ihn mit Aufmerksamkeit angehört hatte, „daß etwas nicht in Ordnung, ist klar. Es handelt sich nur darum, Bestimmtes zu erkunden und Beweismittel in die Hand zu bekommen. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß die schöne Bessie, als Sie ihr heimlich entflohen, das einsame Leben nicht lange ertragen und irgendwo an einem anderen Ende der Vereinigten Staaten eine neue Ehe einging, die sie rasch wieder aufgab, als sie — wahrscheinlich durch Jack Newman — erfuhr, daß Sie, Hammer, wie man so sagt, hier in der Wolle sitzen."

Dieser Verdacht, der auch ihm schon leise in der Seele gekeimt, erfüllte den jungen Ehemann zugleich mit heftigem Abscheu vor Bessie, zugleich mit ungestüm auflodernder Genugthuung.

Ein fieberhafter Eifer, Beweise gegen Bessie zu erlangen, erfüllte ihn. Er streifte Dayfield und die ganze Umgegend ab, aber von dem Fremden, der ihm vielleicht werthvolle Mittheilungen hätte machen können, war keine Spur mehr zu entdecken. Der Mann war wie vom Erdboden verschwunden.

XVII.

Fritz Hammer war den größten Theil seiner Zeit unterwegs. Auch dem Farmer in Potters Field machte er einen Besuch und sein Argwohn, daß Bessie irgend etwas vor ihm zu verbergen habe, erhielt dabei neue Nahrung. Potters Field war eine kleine, schlecht bewirthschaftete Besitzung, der Farmer und seine Frau waren ungebildete, rohe Leute uud die Verhältnisse machten einen mehr als ärmlichen Eindruck.

Von dem kurzangebundenen Farmer war nicht viel herauszubekommen. Jawohl er habe eine Wirthschafterin gehabt, wegen Kränklichkeit seiner Frau. Mistreß Hammer oder so ähnlich habe sie geheißen und sie sei sieben Monate bei ihm in Potters Field gewesen. Woher sie gekommen und wohin sie gegangen, darnach habe er nicht gefragt und Niemand habe sich darum zu kümmern.

Obwohl Fritz Hammer den Eindruck hatte, daß

hinter dieser barschen Abweisung etwas Anderes als eine bloße, natürliche Grobheit steckte, so mußte er doch nothgedrungen seine Nachforschungen in Potters Field vorläufig aufgeben.

Das Nächste war, daß er in verschiedenen großen Blättern der Union Inserate einrücken ließ, in denen „Mister John Freeman" aufgefordert wurde, behufs Empfangnahme wichtiger Mittheilungen seine genaue Adresse einzusenden. Aber obwohl sich drei oder vier dieses Namens meldeten, so kam auch hierbei nichts heraus. Ziemlich niedergeschlagen und muthlos kehrte Fritz Hammer nach Dayfield zurück. Er nahm bei seinem Freunde Wohnung, sein Gefühl sträubte sich dagegen, mit Bessie ferner in Gemeinschaft zu leben. In seinem Namen suchte Adolf Suter am andern Tage Bessie zu einer Unterredung auf, um sich über die Bedingungen mit ihr auseinanderzusetzen, unter denen sie sich bereit finden möchte, sich von Fritz Hammer gerichtlich trennen zu lassen.

Aber der schönen Bessie beliebte es, die unschuldig gekränkte Gattin zu spielen und thränenden Auges zu erklären, daß sie von ihrem Frederic nicht lassen werde, denn sie liebe ihn, und daß sie ihn eventuell mit der Gewalt des Gesetzes zu sich zurückzwingen werde. Und als Adolf Suter sich von seiner Empörung hinreißen ließ, drohend auf das immer noch nicht aufgeklärte Dunkel in ihrer letzten Vergangenheit

hinzuweisen, da brauste sie zornig auf und wies ihm ein für allemal ihre Thür.

Fritz Hammer beschloß, die Vermittlung Jack Newman's anzurufen, so sehr ihm das innerlich widerstrebte, aber er sah kein anderes Mittel, zu der erstrebten Freiheit, die er mit aller Inbrunst seines Herzens herbeisehnte, zu gelangen. Für Jack Newman war, das wußte er, das Geld unwiderstehlich und wenn er ihm einen Extravortheil in Aussicht stellte, so durfte er hoffen, ihn seinen Plänen geneigt zu machen. Für ein paar hundert Dollarnoten würde der Loafer aus der Chrystie-Street sich zu allem bereit finden.

Aber als er sich auf dem Wege zur Chrystie-Street befand, hatte er eine Begegnung, die der Sache eine Wendung gab und seinen Besuch im Boardinghause unnöthig machte.

Es war inmitten des Lärmens und Treibens der geschäftsreichen Bowery, als ein Mann bei ihm passirte, dessen Anblick ihm das Blut zum Herzen trieb und eine plötzliche körperliche Erschütterung in ihm verursachte. Instinktiv drehte er um und folgte dem schwankenden Ganges Vorübereilenden.

Kein Zweifel; der Mann, dessen Züge er fest in seine Erinnerung gegraben, den er seit Wochen vergebens suchte, ging da, wenige Schritte vor ihm, ahnungslos, mit welchem geheimen Freudensturm sein Erscheinen begrüßt wurde.

Fritz Hammer folgte dem Manne eine ganze Weile, ihn nicht eine Sekunde lang aus den Augen lassend. Er mußte seine Erregung, in die ihn die unvermuthete Begegnung versetzt hatte, erst bemeistern, sich erst einen Plan machen, bevor er den Mann anredete.

Endlich fühlte er, daß sein stürmisches Herzklopfen sich mäßigte und er trat entschlossen an den ihm Vorausgehenden heran.

„Guten Tag, Mister Brown," sagte er und stellte sich, als ob er einen Bekannten träfe.

Der Mann starrte ihn verwundert an.

„Mein Name ist Dickson," sagte er kurz.

„Ach ganz recht," fiel Fritz Hammer ein mit der Miene eines Menschen, dem plötzlich die Erinnerung kommt.

„Sie waren früher in Dayfield, Mister Dickson?"

„Da war ich, Sir," gab der Mann zurück und betrachtete den neben ihm Schreitenden aufmerksam. Mit einem Kopfschütteln andeutend, daß er sich auf die Persönlichkeit seines Begleiters nicht zu besinnen vermöge, fragte er: „Wer sind Sie?"

Fritz Hammer ignorirte die Frage, indem er rasch weiter sprach: „Sie lebten irgendwo da im Westen — den Namen des verdammten Nestes habe ich vergessen. Sie werden sich gewiß John Freeman's, des närrischen Kauzes, erinnern?"

Fritz Hammer fühlte, wie ihm von Neuem das Herz vor spannender Erwartung lebhaft zu gehen begann. Ueber des Andern Gesicht zuckte bei der Frage seines Begleiters ein Lächeln, das aber gleich darauf einem Ausdruck von Mißtrauen und Mißmuth Platz machte.

„Der Teufel soll mich holen," sagte er „wenn ich noch ein Wort mit Ihnen spreche, ehe Sie mir nicht gesagt haben, wer Sie sind und was Sie von mir wollen."

„Das will ich Ihnen sagen, da drüben!"

Er deutete mit der Hand nach einem Laden, über dessen Thür die verlockende Inschrift prangte: „California Wine Rooms." „Bei einem Glase Wein plaudert sich's gemüthlicher, nicht, Mister Dickson?"

Einer so freundlichen Einladung zu widerstreben, schien über des Andern Kräfte zu gehen. Er lächelte und nickte schmunzelnd.

„Da haben Sie recht, Sir. Einem Glase Wein geht ein rechter Mann nie aus dem Wege."

Das erste Glas leerten sie schweigend. Als sie ihre Gläser wieder gefüllt hatten, legte sich Fritz Hammer behaglich in seinen Stuhl zurück und warf im nachlässigen Plauderton die Frage hin: „Sagen Sie mir, Mister Dickson, warum sind Sie seinerzeit so plötzlich aus Dayfield verschwunden?"

Der Gefragte setzte das Glas, das er schon zu

seinem Munde erhoben hatte, wieder ab und kraute sich mit nachdenklicher Miene am Kopfe herum.

„Well, Sir, das ist eine eigene Geschichte und ich weiß nicht, ob ich sie Ihnen so ohne weiteres sagen soll."

„Aha," machte Fritz Hammer und zwinkerte seinem Gegenüber listig mit den Augen zu, „haben gewiß irgendwas aufgefressen und darum heidi mit französischem Abschied. Na, ich bin kein Detektiv, sondern ein einfacher Geschäftsmann und vor mir —"

„Sie irren Sir," unterbrach der Andere, schlug mit der Faust auf den Tisch und machte ein beleidigtes Gesicht, „Sie irren, wenn Sie mich für einen Spitzbuben oder so etwas Aehnliches halten. Ich bin ein ehrlicher Mann und für mich lag gar kein Grund vor, Dayfield zu verlassen. Aber Andere —"

Er brach ab, als hätte er schon zu viel gesagt. Fritz Hammer aber steckte eine ungläubige Miene auf und sagte: „Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß Andere ein Interesse gehabt hätten, Sie von Dayfield wegzulocken?"

„Freilich will ich das," trumpfte der Andere auf, „und wenn Sie's nicht glauben wollen, da haben Sie's schwarz auf weiß."

Er griff in die Brusttasche seines Rockes, brachte eine schmierige Brieftasche zum Vorschein und kramte darin mit seinen dicken, plumpen Fingern herum,

während Fritz Hammer mit glühenden Augen an jeder seiner Bewegungen hing.

Endlich hatte Mister Dickson das Gesuchte gefunden. Er entfaltete das Blatt und überreichte es dem hastig Zugreifenden mit triumphirendem Blick.

Es war ein Brief, in einer offenbar verstellten weiblichen Handschrift geschrieben. Er lautete:

„Einliegend erhalten Sie zwanzig Dollar. Reisen Sie damit nach New York und melden Sie sich dort bei Mister Jack Newman, Chrystiestreet 30, der weiter für Sie sorgen wird."

Eine Unterschrift trug der Brief nicht.

Fritz Hammer fieberte. Daß Niemand als Bessie den Brief geschrieben, daran zweifelte er nicht einen Moment. Er brannte darauf, den Brief in seinen Besitz zu bringen, der für ihn ein werthvolles Dokument war.

„Lassen Sie mir das Blättchen," sagte er, sein Gesicht unwillkürlich senkend, um nicht die Gluth der Aufregung sehen zu lassen, die auf seinen Wangen flammte.

Aber Mister Dickson kratzte sich hinter dem Ohr und betrachtete sein Gegenüber mit verwunderten, mißtrauischen Blicken.

„Was wollen Sie denn mit dem Dings da?" fragte er.

„Ich? Das kann Ihnen egal sein," gab Fritz

Hammer zurück und raffte alle seine Entschlossenheit zusammen. „Die Geschichte interessirt mich. Ich gebe Ihnen ein anderes Blatt dafür, ich denke, Sie werden mit dem Tausch zufrieden sein."

Er nahm eine Hundertdollarnote aus seinem Portefeuille und hielt sie dem gierig Zugreifenden hin.

„Dann freilich," lachte Dickson und seine Augen funkelten, während er die Banknote in seine Brieftasche schob.

„Und nun Mister Dickson," nahm Fritz Hammer wieder das Wort, den Brief, den er eben so hoch bezahlt, faltend und sorgsam einsteckend, „nun sagen Sie mir noch eins, Ihr Freund John Freeman in —?"

„In New Houston," fiel der andere arglos ein.

„In New Houston," wiederholte der junge Deutsche und prägte den Namen seinem Gedächtniß fest ein.

„In New Houston, Staat Arkansas —"

„Nicht doch, in Nebraska," verbesserte Dickson.

„Also in New Houston, Nebraska. Ihr Freund John Freeman, ist er verheirathet?"

Der Fragende hielt seinen Athem an und er fühlte, wie ihm vor Aufregung und spannendster Erwartung das Blut zum Herzen zusammenströmte.

„Freilich antwortete Dickson und sein plumpes Gesicht zeigte ein schmunzelndes Grinsen. „Denken Sie nur, Sir, der alte Schöps — die fünfzig hat er schon hinter sich und seit zehn Jahren war er Wittwer —

verliebt sich eines Tages, es sind nun wohl sechs oder sieben Monate her, in ein Weib, Niemand wußte woher sie kam. Schön war sie ja und wenn sie einen auf's Korn nahm, mit ihren schwarzen Augen, das ging einem durch und durch. Also kommt da eines Tages eine Menagerie — den kleinen Barnum nannten sie's — in unser gottverlassenes, kleines Nest. Ein Löwe, ein Tiger, zwei Bären, ein Kameel und ein paar Affen, das war alles. Das Weib mit den Blitzaugen saß an der Kasse. Und nun hören Sie, Sir! Mein alter Kerl, der John Freeman, sehen das Weib und sich in sie verlieben, war eins bei ihm. Natürlich besann sie sich nicht lange, als er sie fragte, ob sie seine Frau werden wolle. Der John Freeman ist gut ab, müssen Sie wissen. Er hat den größten Grocery Store in der Stadt. Und was er ihr an den Augen absehen konnte, das that er. Schön Käthe —"

„Wie? Käthe hieß sie?" unterbrach Fritz Hammer.

„Ja. Käthe und . . ihren Familiennamen habe ich nie gehört. Ein hübsches Weib war sie, das mußte man ihr lassen. Aber die Hölle hat sie ihm ordentlich heiß gemacht, dem alten verliebten Esel. Geschah ihm schon recht —"

„Und Sie würden sie wiedererkennen, die Frau Ihres Freundes?" warf Fritz Hammer ein und faßte mit heftigem Griff in seine Tasche.

„Na ob. Selbstverständlich! Bin ja monatelang

beinahe jeden Tag in's Haus gekommen. Half dem alten John, wenn's schwere Arbeit gab. Und auch bei der schönen Käthe machte ich mich nützlich, wenn große Wäsche war und . . der Teufel, Sir, das ist sie ja, wie sie leibt und lebt, die schöne Käthe!"

Der Sprechende griff nach der Photographie, die Fritz Hammer aus seiner Tasche gezogen und nun vor Dickson sehen ließ.

Das Ende der Unterredung war, daß Dickson mit Fritz Hammer nach Pittsburg zurückkehrte. Der Letztere besorgte seinem neuen Bekannten eine Anstellung bei der Pittsburg Natural Gascompany und trug seinem Freunde Suter auf, ein wachsames Auge auf den Mann zu haben. Er hoffte, sich Mister Dickson's als wichtigen Zeugen bedienen zu können, wenn er nach seiner Rückkehr vom Westen gegen Bessie den Prozeß wegen Bigamie anstrengen würde.

Er selbst machte sich unverzüglich, ohne mit Bessie noch einmal zusammengetroffen zu sein, auf den Weg nach Nebraska. New Houston war das Ziel seiner Reise. Hier gedachte er den Hauptbelastungszeugen gegen Bessie in der Person John Freeman's aufzuspüren. Er brannte vor Begierde, den verliebten, alten Grocer zu sehen und zu sprechen, denn von ihm hing die Lösung der Frage ab: War Bessie mit der schönen Käthe identisch oder nicht?

Es war gegen Ende September, als er die Reise

antrat. Die Sonne brannte mit versengender Gluth. Es war, als wenn der Sommer vor seinem Scheiden noch einmal seine ganze Kraft einsetzte. Fritz Hammer freilich schien völlig empfindungslos für den Einfluß des Wetters, seine Gedanken nahmen sein ganzes geistiges und seelisches Leben in Anspruch. Unablässig erörterte er bei sich die Frage, von deren Lösung das Glück seiner Zukunft abhing. Er rief sich jeden Satz seines Gesprächs mit Dickson in die Erinnerung zurück und ließ die Begegnung, die sich vorher zwischen ihm, Bessie und Dickson in Dayfield abgespielt, vor seinem Geiste noch einmal Revue passiren. Alles deutete darauf hin, daß Bessie ihres unstäten Wanderlebens müde, leichtsinnig und gewissenlos nach der Versorgung, die ihr der verliebte alte Grocer in New Houston geboten, gegriffen, ohne an die bereits von ihr eingegangene Ehe zu denken. Doch je mehr sich der Reisende seinem Ziele näherte, desto ungestümer fielen ihn die Zweifel wieder an. Dickson war ein Trunkenbold und Schwätzer und hatte sich vielleicht durch eine trügerische Aehnlichkeit, die ihm seine durch den Alkohol erhitzten Sinne vorgegaukelt, täuschen lassen. War er nicht ein Narr, daß er hier auf das bloße Geschwätz Dickson's hin die weite Reise antrat?

Die letzten zehn Meilen mußte Fritz Hammer zu Wagen zurücklegen, da New Houston noch keine Eisenbahn hatte. Er verging fast vor Ungeduld und ein

unbändiger Zorn ergriff ihn gegen den alten, mageren Klepper, der wie eine Schnecke vor dem Einspänner dahinkroch. Dabei rann ihm der Schweiß in Strömen herab, ebenso sehr unter dem Einfluß der in ihm gährenden Unruhe, wie unter dem der wahrhaft tropischen Hitze. Auf das Geschwätz des Kutschers, der ihn den ganzen Weg mit Wetterbetrachtungen unterhielt, antwortete er nur mit kurzem „Ja" und „Nein."

„Ich sage Ihnen, Fremder," äußerte der biedere Roßlenker und deutete mit seinem Peitschenstiel gen Himmel, „das setzt morgen oder noch heute Nacht ein Unwetter, wie es noch keiner von uns Beiden gesehen hat. Haben Sie schon jemals eine solche teufelmäßige Hitze erlebt, Ende September?"

„Nein!"

„Ich auch nicht. Sehen Sie nur!"

Das Firmament bot allerdings einen Anblick, der dem auf der Prärie allen Unbilden der Witterung schutzlos Preisgegebenen mit Furcht erfüllen konnte. Dunkle, schwarze Wolken zogen sich im Südosten zusammen und ballten sich zu festen, kompakten Massen. Kein Lüftchen, kein Hauch regte sich, eine schwüle, dicke, bleierne Atmosphäre machte einem das Athmen fast zur Unmöglichkeit.

Endlich am Spätnachmittag langte man in New Houston an. Es war eine kleine Landstadt mit wohl nicht mehr als vier- oder fünftausend Einwohnern. In dem Gasthofe, in dem er abstieg, gönnte sich Fritz Hammer

nur soviel Zeit, um sich von den Spuren der überstandenen Reise zu säubern und mit einer kleinen Erfrischung seinen ermatteten Lebensgeistern aufzuhelfen. Dann machte er sich unverzüglich nach John Freeman's Grocery auf den Weg.

Er traf den Grocer im Laden. John Freeman stand in Hemdärmeln, eine blaue Schürze vorgebunden, hinter dem Ladentisch. Seine trübselige Miene, die schlaffe, müde Haltung und der melancholische Blick seiner kleinen Augen bewiesen, daß dem Grocer irgend etwas Schmerzliches widerfahren war.

„Wie geht es Ihnen, Mister Freeman?" redete ihn Fritz Hammer nach amerikanischer Manier an. „Ich bringe Ihnen Grüße von Mister Dickson."

Sie schüttelten einander die Hände und der Deutsche fragte weiter: „Was macht Missis Freeman? Hoffentlich wohl auf?"

Der melancholische Grocer schnitt eine Grimasse und machte eine abwehrende Handbewegung, als bereitete ihm die Frage eine schmerzliche Empfindung.

„Wo kommen Sie her, Sir?" forschte er seinerseits, ohne eine Antwort zu geben.

„Ich komme direkt aus Pittsburg und mit Ihrer Frau war ich früher gut bekannt, als sie noch in New York bei ihrer Mutter lebte."

Das Gesicht des Grocer leuchtete auf und seine Mienen zeigten plötzlich ein lebhaftes Interesse.

„Wie? Sie kannten meine Frau? Kommen Sie, Sir!“ Er führte den Fremden in sein Wohnzimmer und lud ihn ein, Platz zu nehmen. Fritz Hammer sah sich suchend in dem bescheiden möblirten Raume um und fragte, während ihm das Herz fühlbar gegen die Rippen pochte: „Wollen Sie nicht Missis Freeman rufen? Sie wird sich gewiß freuen, einen alten Bekannten —“

„Sie ist nicht mehr hier,“ unterbrach der Grocer im dumpfen Ton und ließ traurig den Kopf auf die Brust sinken.

„Nicht mehr hier? Ja, wo ist sie denn?“

„Weiß ich's! Vor etwa zwei Wochen verschwand sie plötzlich spurlos. In der ganzen County habe ich nachforschen lassen, in alle Zeitungen des Staates Inserate eingerückt: Liebe Kate kehr' zurück! Aber sie kommt nicht, sie kommt nicht.“

Dem verliebten Alten brach die Stimme und eine dicke Thräne rann aus seinem Auge über die welken Wangen. Dem jungen Deutschen stieg das Blut in's Gesicht, die Entscheidung nahte. Er zog Bessie's Bild aus der Tasche und reichte es dem Grocer hin.

„Ist sie das, ist das Ihre Frau?“

Der Alte riß die Photographie an sich, als wäre das Stückchen Papier und Pappe ein werthvoller Schatz. Mit überströmenden Augen betrachtete er das Bild, während seine zuckenden Lippen murmelten:

„Meine Kate, meine süße Kate! Wann wirst Du zu Deinem armen Johnny zurückkehren?"

„Sie sollen sie wiederhaben, Mister Freeman," sagte Fritz Hammer.

Der Alte sprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf seine Füße.

„Ich — meine Kate —? Und Sie treiben keinen Spott mit mir, Fremder? Kate lebt, Kate ist nicht todt?"

„Sie lebt, vorausgesetzt, daß das da das Bild Ihrer Frau ist."

Von Neuem vertiefte sich John Freeman in den Anblick der Photographie in seiner Hand.

„Ob sie's ist! Zug für Zug, meine theure, schöne Kate. Unter Tausenden würde ich sie erkennen. Sprechen Sie, Fremder, wo ist sie, wo ist meine Kate?!"

„In Dayfield bei Pittsburg. Noch vor wenigen Tagen habe ich sie gesehen."

Des verliebten alten Grocer hatte sich ein wahrer Paroxismus von Freude bemächtigt. Wie ein Verrückter rannte er zwischen Zimmer und Laden hin und her und jedem, der es hören wollte, theilte er die Freudenbotschaft mit: „Meine Kate kommt wieder, meine Kate! Morgen hol' ich sie mir, morgen hol' ich mir meine Kate."

XVIII.

Es war am Vormittag des anderen Tages. Das Gewitter, das schon am Tage vorher gedroht, hatte sich noch immer nicht entladen. Die Luft war noch drückender und schwüler geworden. Ermattet von der furchtbaren Hitze schlichen die Menschen dahin, ab und zu den besorgten Blick nach dem dunklen Firmament richtend. Mit zerstörender Gewalt brachen hier im Westen oft die Naturereignisse über den Menschen und seine Werke herein und vernichteten nicht selten in einer knappen Stunde den Fleiß und die Mühen von Jahren.

Fritz Hammer und John Freeman aber zeigten sich den Warnungen der guten Leute in New Houston durchaus unzugänglich. Beide wurden von derselben Unruhe verzehrt, von derselben Gluth des Verlangens getrieben. Nur mit dem Unterschied, daß der Eine darauf brannte, seine Kate wieder zu bekommen, während

der Andere darnach strebte, seiner Bessie für immer ledig zu werden.

Es war gegen 10 Uhr, als John Freeman endlich alle seine Vorbereitungen zur Reise getroffen hatte. In Begleitung Fritz Hammers trat er eben auf die Straße heraus, als sich plötzlich das seit gestern erwartete Unwetter über New Houston und Umgegend entlud. Blitz und Donner, Regen und Sturm. Und dann ein dumpfes, krachendes Geräusch. Das Firmament hatte sich vollständig verfinstert. Bei dem grellen Zucken der Blitze sah man, daß sich schwere, schwarze Wolken zusammengeballt hatten, welche sich tief zur Erde herabsenkten. Plötzlich zeigte sich an der unteren Fläche der Wolken ein flacher Trichter, der länger und länger wurde und zuletzt einen Riesenschlauch mit rasender Schnelligkeit bis auf den Erdboden senkte. Wolken und Schlauch eilten mit Sturmesschnelle heran, während der Letztere sich in rotirender Bewegung mit größter Geschwindigkeit um seine eigene Achse drehte.

„Der Tornado! Der Tornado!" schrieen die entsetzten Bewohner von New Houston und eine wilde Panik entstand. Alles wandte sich zur Flucht. Viele eilten in die Keller ihrer Häuser, andere warfen sich in ihrem Schrecken platt auf die Erde nieder und in ihrer Todesangst krallten sie ihre Finger tief in den Boden ein, um nicht der Gewalt des Wirbelwindes zum Opfer zu fallen. Aber der Tornado brach sich

mit unwiderstehlicher Gewalt Bahn und alles, was ihm im Wege war, erfaßte er, hob es in die Höhe und schleuderte es wieder mit solcher Kraft zu Boden, daß Menschen, Thiere und lebloses Material aller Art zerschmettert und zermalmt wurde. Er saugte ganze Seen auf, füllte Niederungen mit Wasser und riß Kanäle in den Boden. Der Durchmesser der rotirenden Wolkenmassen betrug nur etwa zweihundert Meter, aber Alles, was der Tornado auf dieser Stelle berührte, war der Vernichtung geweiht.

Mitten durch die Stadt New Houston bahnte sich der Tornado seinen Weg. Ein großer Theil der Häuser des blühenden Städtchens wurde in kürzester Frist in Trümmer gelegt. In den einstürzenden Gebäuden brach Feuer aus, das die Zerstörung vollständig machte.

Viele Verschüttete fanden in den Flammen einen schrecklichen Tod. Andere, welche der Tornado auf der Straße überrascht hatte, wurden hoch emporgehoben, eine Strecke mitgeführt und schließlich von den umherfliegenden Haustrümmern, Möbelstücken, Wagen und Baumstämmen erschlagen und oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Die Kraft dieses entsetzlichen sich um sich selbst drehenden Wolkengebildes war eine so starke, daß sie die über tausend Centner schwere Kirchenglocke mit fortriß und mehr als hundert Meter weit hinwegführte.

Lautes Wehklagen und Jammern erscholl in der

Stadt, in das sich herzzerreißend die Schmerzensschreie und Hilferufe der Verunglückten mischten.

Schreckensbleich krochen die Ueberlebenden aus ihren Verstecken hervor. John Freeman's Haus war wie vom Erdboden rasirt. Die im Keller Geborgenen jedoch waren unversehrt.

Der alte Grocer rang die Hände, als er vor dem Trümmerhaufen stand, der von seinem schmucken Hause übrig geblieben war. Vergessen war Kate, vergessen seine Absicht, zu reisen. Auch Fritz Hammer vergaß sein eigenes kleines Leid im Anblick des Elends und Jammers, das der Tornado über New Houston und seine Bewohner gebracht hatte. Zu Betrachtungen und zum Denken an sich selbst war überhaupt keine Zeit, denn nun galt es mit Aufbietung aller Kräfte, weiteres Unheil von der schwergeprüften Stadt abzuwenden und denen, die noch gerettet werden konnten, Hilfe zu bringen.

Ein Theil der glücklich unbeschädigt aus dem Unheil Hervorgegangenen bemühten sich dem Feuer, das an verschiedenen Stellen loderte, Einhalt zu thun, wieder Andere räumten die Trümmer bei Seite, um Verschüttete an das Tageslicht zu fördern. Der Jammer, das Elend war groß. Der vierte Theil der Häuser von New Houston war zerstört, an hundert Leichen zählte man und außerdem über zweihundert Verletzte.

Die glücklich Geretteten hatten alle Hände voll zu thun. Patrouillen streiften die Umgegend ab, um nach Verunglückten zu suchen. Noch nie Gesehenes gab es da zu schauen. Entsetzliches wechselte ab mit Seltsamem. Bei vielen Bäumen war die Rinde vom Holz geschält, Federvieh war auf einer Seite der Federn beraubt und sah aus, als wenn es gerupft worden wäre. Ein zweijähriges, kleines Kind fand man zwei Meilen von New Houston im Walde nur ganz leicht beschädigt. Der Tornado hatte es meilenweit mit fortgeführt und es dann sanft niedergelassen. Freilich, das war eine wunderbare, seltene Ausnahme. Seine meisten Opfer hatte der Orkan schaudererregend verstümmelt. Vielen war der Schädel gespalten; einige der Todten sahen aus wie skalpirt: sämmtliche Haare waren ihnen vom Kopfe gerissen. Auch von fernher hatte der Wirbelwind seine Opfer entführt. Fremde, die Niemand kannte, fanden sich unter den Getödteten, ja sogar Reisende, die auf der Prärie von dem Tornado überrascht worden waren.

John Freeman und Fritz Hammer hatten sich einer der Expeditionen in der Umgegend angeschlossen. Dem jungen Deutschen blutete das Herz. Das Entsetzen, in das ihn das so plötzlich hereingebrochene elementare Ereigniß versetzt, ging unter in dem tiefen Mitleid, mit dem ihn der Anblick der erschütternden Scene erfüllte. All sein Empfinden, seine geistigen und körper-

lichen Fähigkeiten waren von dem einen Drange beherrscht, zu helfen. Allen voran eilte er vorwärts.

Ein schwerfälliger Landwagen, der mit zerbrochenen Rädern umgestürzt am Wege lag, hemmte seine Schritte. Kutscher und Pferde fand er zerschmettert wenige Schritte davon. Aber unter dem Gefährte selbst lugte ein Frauengewand hervor. Vielleicht kam hier noch Hilfe rechtzeitig. Doch so sehr er sich auch anstrengte, es war ihm nicht möglich, den Wagen auch nur einen Centimeter weit von der Stelle zu bewegen.

„Halloh!" rief er dem langsamer nachkommenden Grocer zu, ihn zur Eile anspornend.

Ihren vereinten Bemühungen gelang es endlich, den Wagen aufzurichten. Der Frauenkörper lag auf dem Gesicht und gab nicht das geringste Lebenszeichen von sich. Die Todte war über und über mit Staub und Holzsplittern bedeckt. Ihre Kleider waren in Streifen gerissen.

John Freeman bückte sich herab, um den Leichnam umzuwenden. Erstaunt wandte er sich nach seinem Genossen um, der keine Miene machte, ihm dabei hilfreiche Hand zu leisten. Was hatte der Fremde nur! Starr, wie gelähmt stand der junge Mann da, leichenblaß und zitternd, die stieren, weit aufgerissenen Augen auf ein zierliches, ledernes Täschchen gerichtet, das in vergoldeten Buchstaben das Monogramm B. N. trug

und das an einem langen Riemen um die Taille der Todten geschlungen war.

„Halloh, Fremder!“ rief John Freeman halb erstaunt, halb mitleidig. „Was haben Sie denn? Ist Ihnen übel von all dem Entsetzlichen?“

Aber keine Antwort kam, nur ein leises, unverständliches Flüstern. Kopfschüttelnd beugte sich der Grocer von Neuem herab, um das traurige Geschäft allein zu verrichten. Aber kaum hatte er einen Blick auf das Gesicht des leblosen Körpers geworfen, als er mit allen Anzeichen eines tiefen Entsetzens zurücktaumelte. Auch ihm war alles Blut aus dem Antlitz gewichen. Und als er nun, sich gewaltsam aufraffend, abermals forschend zu der Todten herabsah und sich überzeugt hatte, daß es kein Irrthum war, kein Schreckbild seiner fieberisch erregten Sinne, da sank er mit dem Aufschrei: „Kate, meine liebe Kate!“ auf seine Kniee nieder. Die Thränen rannen stromweise über die eingefallenen, bleichen Wangen. „Meine Kate,“ murmelte er unablässig, „meine Kate!“

Er streichelte ihr das Gesicht, als glaubte er, sie mit seinen Liebkosungen wieder in's Leben erwecken zu können. Wie der furchtbare Tornado sie entstellt hatte! Die Todesangst hatte ihre Gesichtszüge verzerrt, in ihren Wangen hatte der entsetzliche Wirbelwind Steine und Splitter festgetrieben.

Lautlos stand Fritz Hammer neben dem laut-

klagenden alten Grocer. Eine tiefe Erschütterung ging durch seine Seele. Wohl hatte er keinen Grund zu weinen und zu jammern, im Gegentheil, der plötzliche Tod Bessie's machte ihn mit einem Male frei und bewahrte ihn vor den vielen Widerwärtigkeiten und Aufregungen, die mit einem Skandalproceß in jedem Falle verknüpft gewesen wären, aber es war trotz alledem doch ein Gefühl von Wehmuth und Mitleid, das ihn beschlich. Wie rasch und unerwartet der Tod die kaum Zwanzigjährige überfallen, die mit so leidenschaftlichem Begehren an dem Leben und seinen Freuden gehangen hatte! . . . .

Als bei dem alten Grocer der erste Paroxismus des Schmerzes vorüber war, gab ihm Fritz Hammer vollen Aufschluß über sich und die Persönlichkeit der Todten. John Freeman hörte mit wortloser Ueberraschung zu. Erst als der Andere geschlossen, machten sich seine Gefühle in dem Ausruf Luft: „Das ist nicht wahr, das ist ja gar nicht möglich. Sie irren sich, Fremder, Sie müssen sich irren."

Fritz Hammer öffnete die bei der Todten vorgefundene Ledertasche, die er seiner jungen Frau einst in New York vor ihrer Reise nach St. Auguſtine zum Geschenk gemacht hatte. Unter anderen Papieren fand sich ein Brief, den Mrs. Newman an ihre Tochter gerichtet hatte. Das kurze, charakteristische Schreiben brachte volle Aufklärung über die Gründe von Bessie's

Reise. Es war das böse Gewissen und die Furcht vor der Strafe, die sie nach New Houston getrieben.

„Liebe Bessie," so hatte die Boardinghauswirthin an ihre Tochter geschrieben, „Deine Mittheilung, daß der Dutchman argwöhnisch geworden, hat mich sehr erschreckt. Ich bin ganz discouraged. Wenn er nur nicht dahinter kommt! Die Geschichte mit Deinem zweiten husband kann Dir viel trouble bereiten. Leider ist Jack in Blackwell's Island. Der drunkard! Er hat sich vollgesoffen und einen policeman durchgebläut. Du mußt schon selbst nach New Houston gehen. Ich kann meine Boarders nicht im Stich lassen und Jack ist eingespunnt. Reise also selbst und sieh' zu, daß Du die dumme Geschichte settelst. Bitte John Freeman, Dir keinen trouble zu machen. Was hat er davon, wenn er Dich nach Sing-Sing bringt. Daß nur der Dutchman nichts erfährt! Das ist die Hauptsache.

Schreibe bald

an Deine Mutter

Elizabeth Newman."

Angesichts dieses Dokuments konnte John Freeman allerdings nicht mehr zweifeln. Seine vergötterte, heißgeliebte Kate war eine Verbrecherin, sie hatte sich der Bigamie schuldig gemacht, und ein größeres Anrecht als er hatte der Fremde an sie. Es war ein halb scheu verlegenes, halb ärgerlich eifersüchtiges Gesicht,

mit dem John Freeman zu Kate's erstem Gatten hinübersah. Aber Fritz Hammer that nicht das Geringste, um seine Empfindungen zu verletzen und ihn in seiner Trauer um die so früh Verlorene zu stören. Er überließ ihm völlig alle weiteren Anordnungen und hatte nichts dagegen einzuwenden, daß die Getödtete mit den anderen Opfern des Tornado in dem Friedhof New Houston's in feierlichem Leichenbegängniß mit allen kirchlichen Ehren beigesetzt wurde.

Er begnügte sich mit dem gerichtlichen Dokument, das ihm den Tod seiner Frau Bessie, geborene Newman bescheinigte und verließ am Tage nach der Beerdigung New Houston, deren Bewohner mit der den Amerikanern eigenen Energie schon wieder daran gingen, die in Trümmer gelegten Häuser in aller Eile neu aufzubauen.

XIX.

Als der Eisenbahnzug, mit dem Fritz Hammer von New Houston zurückkehrte, in die Nähe von Pittsburg kam, erstaunte der Heimkehrende nicht wenig. Er war nur anderthalb Wochen fortgewesen und nun bot sich ihm ein ganz ungewohnter Anblick. Ueber Pittsburg, der Eisenstadt, lagerten wieder dicke Rauchwolken. Seit Monaten, seit der Einführung des Naturgases hatten alle Pittsburger Schornsteine gefeiert und nun sah er, wie eine große Anzahl von Fabriken aus ihren Riesenschornsteinen dicke, dunkle Wolken gen Himmel entsandten.

Was war geschehen?

Schon auf dem Bahnhof hörte er die niederschmetternde Kunde, die in aller Munde war und das Tagesgespräch bildete und die ihn wie ein Blitzstrahl traf: „Das Naturgas ist ausgegangen, Pittsburg kehrt wieder zur Kohle und zum Petroleum zurück!"

Ein furchtbarer Schrecken packte ihn und die

Zunge, die weitere Fragen stellen wollte, klebte ihm am Gaumen und versagte ihm den Dienst. War es denn möglich? Das stolze, mit so großen Hoffnungen ins Werk gesetzte Unternehmen Adolf Suter's sollte ein plötzliches, klägliches Ende genommen haben, sollte in Nichts zerstieben, wie eine bunt schillernde Seifenblase, die in der Luft zerplatzt?

Als er in Dayfield ankam, richtete sich sein gesunkener Muth wieder auf. Hier schien das Naturgas noch in voller Herrschaft. Hier kräuselte sich noch von keinem der Schornsteine der häßliche schwarze Rauch in die klare Luft.

Dem vom Bahnhof zu den Bureaux der Naturgasgesellschaft Eilenden fiel vielmehr die noch gesteigerte fieberhafte Thätigkeit auf. Von den Gaswerken schallte ein betäubendes Klopfen und Hämmern herüber. Waren neue Quellen eröffnet, wurden neue Leitungen gelegt?

Als er in Adolf Suter's Bureau trat, sah er sogleich an dem sorgenvollen Ausdruck seines Gesichts, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen, daß nicht alles in Ordnung war.

„Um Himmelswillen, was ist geschehen, Suter?“ fragte er athemlos vor Aufregung und Spannung.

Des Freundes Antlitz erhellte sich etwas bei seinem Anblick. Aber schon in der nächsten Minute trat der sorgenvolle Zug in seinen Mienen wieder hervor. Der

Direktor der Pittsburg Naturalgas Company schloß die Verbindungsthür, die in das Bureau der Angestellten führte, zog den Freund neben sich auf einen Stuhl nieder und begann: „Schwere Tage habe ich hinter mir, lieber Freund. In der Gaszufuhr ist eine plötzliche, ganz unerwartete Stockung eingetreten. Der natürliche Gasdruck erwies sich nicht mehr als stark genug, das Gas nach Pittsburg zu treiben. Wir haben sofort Pumpen angelegt und arbeiten noch Tag und Nacht daran. Hoffentlich ist damit dem Schaden abgeholfen. Das Schlimme ist, daß unsre Gegner die Stockung in unserem Betrieb auf das Unverschämteste übertreiben und die Mär von dem Ende der gesammten Naturgasindustrie überall verbreiten. Sie können sich denken, wie uns das schädigt. Eine ganze Anzahl Pittsburger Fabriken sind uns bereits untreu geworden."

Fritz Hammer ließ den Kopf sinken.

„Dasselbe Schicksal wie in Lincoln," sagte er muthlos, „trifft uns nun zum zweiten Mal."

„Unsinn!" Adolf Suter schlug ihm mit nervöser Lebhaftigkeit auf die Schulter. „Unsinn, Hammer! Diesmal sind wir stärker. Diesmal gebe ich den Kampf nicht auf. Das Pumpwerk wird seine Schuldigkeit thun, wir werden die augenblickliche Calamität überwinden. Nur jetzt nicht den Muth sinken lassen, sondern kämpfen mit dem Aufgebot aller unsrer Kräfte! Uebrigens handelt es sich nur um die eine Gasquelle. Die

Chicagoer Quellen liefern noch immer ihre 12 Millionen Kubikfuß Gas täglich. An der Leitung nach Philadelphia wird mit aller Energie gearbeitet, kein Ermatten! Wir müssen, wir werden siegen!"

Von dieser frohen Ueberzeugung waren auch in der Folge alle Maßnahmen Adolf Suter's diktirt. Er wollte nichts von einem wirklichen Nachlassen der Ertragsfähigkeit der natürlichen Gaslager wissen. Die Aktien der Pittsburg und der Chicago Gas Company, die in wenigen Tagen um viele Prozente gefallen waren und die nun massenhaft auf den Markt geworfen wurden, kaufte er auf, um den Ausbruch einer Panik zu verhüten.

Inzwischen waren auch die Pumpwerke in Dayfield fertig gestellt und der Erfolg schien dem muthigen Direktor der Gas Company Recht zu geben. Das Gas, von den Pumpwerken künstlich getrieben, strömte mit der früheren Kraft und Fülle nach Pittsburg. Mehrere von den untreu gewordenen Fabriken kehrten zu dem Naturgas zurück. Neuer Muth beseelte die Unternehmer und das Publikum. Die Aktien stiegen von Neuem. Adolf Suter und sein Freund hatten in wenigen Tagen ein Vermögen gewonnen. Die Röhrenleitung nach Philadelphia wurde mit ostentativem Eifer betrieben. Adolf Suter wollte den Leuten zeigen, daß er sich durch den kleinen, unvorhergesehenen Zwischenfall nicht im geringsten habe erschrecken und in der Ausführung seiner kühnen, weit ausschauenden Pläne beirren lassen.

Aber der Aufschwung der Gasindustrie war nur ein momentaner, und der neue Erfolg war nur ein trügerischer gewesen. Wieder begannen Stockungen einzutreten, wieder wurde die Gaszufuhr eine unregelmäßige und die Fabriken mußten entweder ihren Betrieb unterbrechen oder mit Kohlen aushelfen. Aergerlich und der wiederholten Störungen müde, bestellten die meisten Fabriken das Naturgas endgiltig ab und kehrten reumüthig zu der im Stich gelassenen Kohle zurück. Die „schwarzen Diamanten" kamen wieder zu Ehren und über Pittsburg legte sich wie ehemals ein fast undurchdringlicher Nebel von schwarzen, erstickenden Rauchwolken. Die „Rauchstadt" führte wieder mit Recht ihren alten, bekannten Namen.

Adolf Suter ließ sich auch durch dieses neue Unglück nicht beugen. Mochte denn die Gasquelle bei Dayfield zum Teufel gehen, es waren ihrer noch andere genug und er dachte nicht daran, das großartige Projekt aufzugeben, Philadelphia, Boston und zuletzt New York mit Naturgas von Pennsylvania und Ohio aus zu versorgen. Das Schlimme war freilich, daß die Kohlen-Konkurrenz die neue Calamität in einer unerhörten Weise ausbeutete, indem sie durch den ihnen ergebenen Theil der Presse mit schamloser Uebertreibung verkünden ließ, daß die Naturgasindustrie zu Ende sei und die Gesellschaften in der Auflösung begriffen seien. Adolf Suter ließ demgegenüber durch die von ihm be-

einflußten Blätter schreiben, daß die Gasindustrie im Gegentheil auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung angekommen sei. Die großartige Leitung nach den Metropolen des Ostens sei ihrer Vollendung nahe. Verhindern konnte er freilich nicht, daß die Panik einen weiteren Umfang annahm und die Papiere der Naturgas Aktiengesellschaften von Tag zu Tag mehr herabgingen. Er mußte seine und des Freundes letzte Mittel zusammenraffen, um die von ihm begründete Aktiengesellschaft über Wasser zu halten und die Arbeiten der Röhrenleitung nach Philadelphia in Gang zu erhalten.

Da kam von Chicago eine Schreckensbotschaft, deren verheerende Wirkung selbst Adolf Suter's Thatkraft nicht abwenden konnte. Auch hier war das Naturgas plötzlich ausgegangen und auch die rasch angelegten Pumpwerke hatten keine Hilfe bringen können. Es war eben kein Gas mehr vorhanden. Die vierzigtausend Abonnenten der Chicago Natural Gas Company, unzählige Fabriken und Industrieanlagen kehrten zum Petroleum und zur Kohle zurück.

Ein allgemeiner Schrecken herrschte unter den Gas-Interessenten, denn dieselbe Trauerkunde kam jetzt allenthalben von Ohio. Die großen unterirdischen Gaslager, diese Ansammlungen von Jahrhunderten, waren in Folge der übermäßigen Ausbeutung in wenigen Wochen und Monaten total erschöpft.

So glänzend und plötzlich der Aufschwung der Gasindustrie gewesen, ebenso plötzlich und kläglich war ihr Ende. Diejenigen, welche sich rechtzeitig zurückzuziehen verstanden, hatten Millionen gewonnen, diejenigen, welche wie Adolf Suter, dem Stern des Naturgases bis zum letzten Augenblick getraut, wurden über Nacht zu Bettlern.

Während aber der junge Techniker das Unglück mit Ergebung trug und nachdem er den ersten betäubenden Eindruck rasch überwunden, mit ungebeugten Muth und ungeschwächter Elastizität nach neuen Unternehmungen ausschaute, war die Wirkung des zweitem finanziellen Krachs auf den weichmüthigen jungen Oekonom geradezu zerschmetternd. Wie vernichtet saß er Tage lang in seinem Zimmer, unlustig zu irgend welcher Thätigkeit, unfähig, irgend welche Pläne für die Zukunft zu erwägen. Nur das eine war ihm klar: die Aussicht, Milli zu erringen, war nun für immer dahin. Was nützte ihm nun die Gewißheit ihrer Liebe? Konnte er als Bettler vor sie hintreten und um sie werben?

Vergebens war, daß Adolf Suter sich alle Mühe gab, den Darniedergebeugten aufzurichten. Der Sturz aus dem Himmel einer erträumten, vom Glück der Liebe verschönten Zukunft war ein zu jäher gewesen. Der zweimalige, plötzliche Wechsel von Erfolg und Nieder-

lage hatte ihn mit unüberwindlichem Widerwillen gegen das amerikanische Geschäftsleben erfüllt. Eine tief beschämende Selbsterkenntniß ging ihm auf und es bereitete ihm eine schmerzliche Wollust, sich selbst zu verspotten und zu verhöhnen. War es nicht eine eitle Selbstverblendung und Narrheit gewesen, sich an so großen geschäftlichen Unternehmungen zu betheiligen, von denen er im Grunde nichts verstand?

Er hatte geglaubt, er dürfe nur nach Amerika kommen und die Dollar würden ihm wie die gebratenen Tauben im Schlaraffenland nur so zufliegen. War die Strafe, die ihm zu Theil geworden, nicht eine gerechte und wohlverdiente?

Es war ihm zu Muthe, wie einem Schlemmer, der nach schwerem, wüstem Rausche erwacht und von Reue und Ekel übermannt, sich selbst verwünscht und über sich selbst erröthet. Alles, was er gethan, wonach er gestrebt, kam ihm so unglaublich närrisch und unvernünftig vor, daß er aus Aerger über sich selbst die Fäuste ballte und sie gegen die eigne Stirn schlug. Zwei Jahre, zwei unersetzliche Jahre hatte er verloren, mit dem vergeblichen Bemühen, einen unrealisirbaren Traum in die Wirklichkeit zu übertragen. War es nicht ein Selbstbetrug, eine fixe Idee gewesen, daß er gemeint hatte, das Glück seiner Zukunft hänge von der Zurückerwerbung des verlorenen, väterlichen Ritterguts

ab? Hätte er sich nicht mit bescheideneren Zielen begnügen können? Freilich genügten die seinen Eltern gebliebenen Mittel nicht, um einen eigenen Besitz zu erwerben, aber sie waren doch groß genug, um ihm die Uebernahme einer Pachtung zu ermöglichen. Aber anstatt zu ehrlicher Arbeit, zu Fleiß und Sparsamkeit seine Zuflucht zu nehmen, hatte er sich wie ein unreifer Knabe von Hirngespinnsten und phantastischen Träumen berücken lassen.

Der verklärende, romantische Schimmer, der für ihn einst über dem Wunderlande in der neuen Welt gebreitet gewesen, war verblaßt und an die Stelle der ehemaligen Bewunderung und staunenden Ehrfurcht vor den gewaltigen amerikanischen Zuständen war ein unüberwindlicher, krankhafter Widerwille und Ekel getreten. Nirgendwo nahm der Kampf um's Dasein so brutale, menschenunwürdige Gestalt an wie hier im Dollarlande.

Eine heiße Sehnsucht nach den kleinen, aber sicheren und vertrauten Verhältnissen der Heimath befiel ihn und mit einem Male dünkte es ihm als der Gipfel des Glücks auf einem bescheidenen, kleinen Gütchen Holstein's zu sitzen und dem spröden, nordischen Boden unter harter Arbeit seine Früchte abzuringen.

Er war mit einem Wort Amerikamüde und nur

noch ein Streben, ein Wunsch beseelte ihn, sobald als möglich die Heimreise anzutreten.

Mit leichtem Herzen hätte er sich auf den Weg gemacht, wenn ihn nicht der Gedanke an Milli Sommer mit Schmerz und Wehmuth erfüllt hätte. Sich persönlich von ihr zu verabschieden, dazu fand er nicht den Muth. Er begnügte sich, ihr in einem allgemein gehaltenen, kurzen Schreiben Lebewohl zu sagen.

„Verehrtes Fräulein!“ so lautete der Brief. „Als ich mich in Cape May von Ihnen verabschiedete, glaubte ich, es geschähe nur auf kurze Zeit und ein gütiges Geschick würde mir erlauben, Sie sehr bald in Ihrem Heim in Boston aufzusuchen. Leider haben sich meine Hoffnungen nicht erfüllt. Zum zweiten Male hat mich ein schwerer Schicksalsschlag getroffen und mir das geraubt, was ich mit Hilfe meines Freundes Suter und eines überraschenden Glücksumstandes gewonnen. Ich habe nicht mehr die Kraft, den Kampf um das Glück zum dritten Male aufzunehmen. Ich strecke die Waffen und kehre wie ein Schiffbrüchiger zum heimischen Gestade zurück. Während ich, frohe Zukunftshoffnungen im Herzen, Sie in einem früheren Briefe bat: Vergessen Sie mich nicht — muß ich Ihnen heute zurufen: Vergessen Sie mich, gedenken Sie meiner nur noch wie eines Gestorbenen! Es wäre Selbstbetrug und Unehrlichkeit, wollte ich jetzt noch an den süßen Hoffnungen

festhalten, die einst in Cape May in einem unvergeßlich seligen Augenblick in meinem Herzen emporkeimten. Für einen Mann in meiner Lage giebt es nur das Eine: harte Arbeit. Leben Sie wohl, Miß Milli! Noch einmal: Vergessen Sie mich!

Fritz Hammer."

XX.

Von Adolf Suter, seinem treuen Gefährten in Glück und Unglück, nahm Fritz Hammer herzlichsten Abschied und er wehrte den Thränen nicht, die ihm in die Augen traten, während ihn der Freund zum letzten Lebewohl umschlungen hielt. Noch einmal erneuten sie das Gelöbniß unerschütterlicher Freundschaft, noch einmal gab der Eine dem Andern das Versprechen, auch aus der Ferne von sich hören zu lassen.

Bettelarm langte Fritz Hammer in New York an. Er besaß nicht mehr soviel, um sich ein Zwischendeckbillet kaufen zu können. So blieb ihm denn nichts übrig, als alles Werthvolle, was er besaß: seine goldene Uhr, ein Geschenk seines Vaters, sowie seine besten Anzüge zu verkaufen. Der Erlös reichte knapp hin, um seine Ueberfahrt zu bestreiten und ihm die Eisenbahnfahrt von Hamburg aus in die Heimath in der vierten Klasse zu gestatten.

Abends in der Dämmerung langte er in dem Städtchen Elmshorn an, in dem seine Eltern und seine Schwester seit einigen Jahren Wohnung genommen hatten. Sehnsucht und Wehmuth, Scham und Reue stürmten auf ihn ein, während er die stillen Straßen der Stadt durchwanderte. Mit den stolzesten, kühnsten Hoffnungen war er vor zwei Jahren in die Ferne hinausgezogen, wie ein Eroberer, der sich eine Welt zu erobern gedenkt — arm, gedemüthigt, als ein Besiegter kehrte er heim.

Es fiel ihm jetzt schwer auf die Seele, daß er seine Eltern von seiner bevorstehenden Zurückkunft nicht in Kenntniß gesetzt. Aber er hatte es immer aufgeschoben und schließlich ganz unterlassen.

Wie würden sie ihn empfangen?

Je mehr er sich dem kleinen, bescheidenen Hause näherte, das seine Eltern am Ende der Stadt bewohnten, desto heftiger pochte sein Herz gegen die Rippen. Ein quälender, beklemmender Zweifel packte ihn, ob er recht gehandelt. Hatte er nicht zu früh die Waffen gestreckt, hätte er nicht wie Freund Suter noch weiter ausharren sollen im Kampf um das Glück?

Sein Schritt wurde langsam und langsamer, sein Herz schwer und schwerer. Brennende Selbstverachtung erfaßte ihn. Mit leeren Händen, als Bettler kehrte er zu den alten Eltern zurück, auf ihre Gnade rechnend. War es nicht eine Schmach? Wenn ihn nun sein Vater

von der Schwelle wies und ihn mit beißendem, wohlverdientem Spott nach den Schätzen fragte, die er aus Amerika hatte mitbringen wollen?

Der Wanderer blieb stehen und dumpfe, qualvolle Seufzer entrangen sich der gepreßten Brust. Es dünkte ihm mit einem Male unmöglich, so vor seine Eltern hinzutreten und zu ihnen zu sagen: Da bin ich! Nichts bringe ich mit herüber, als gescheiterte Hoffnungen und die Erkenntniß einer Thorheit.

Der Schweiß brach ihm aus allen Poren und die verzweifelte Idee, kurz vor dem Ziel wieder umzukehren, durchzuckte sein delirirendes Gehirn. Aber alles was er an Geld besaß, waren kaum vierzig Pfennig. Damit gelangte man nicht nach Amerika, nicht einmal nach Hamburg.

Es blieb ihm nichts übrig, als die Zähne zusammen zu beißen und den schweren Gang weiter zu gehen bis zu Ende. Jetzt hatte er das Häuschen erreicht. Der gelbe Schein der Lampe strahlte ihm aus den beiden Fenstern der Wohnstube lockend entgegen. Das Bild, das er so oft gesehen, das Bild traulichen, gemüthlichen, friedlichen Familienlebens bot sich wieder seinen Blicken. Vorsichtig näherte er sich dem Fenster, die Läden waren noch nicht geschlossen.

Um den großen Tisch am Sopha saßen die drei Mitglieder des kleinen Hausstandes: der Vater, ein Zeitungsblatt in den Händen, neben ihm die Mutter,

den Worten des Lesenden aufmerksam lauschend, und an der andern Seite des Tisches Else, die blonde, liebliche Else, sein einziges Schwesterchen.

Die Augen strömten dem Lauschenden über von unaufhaltsamen Thränen, sein Herz pochte gewaltig. Eine unbezwingliche Sehnsucht, die Seinen zu umarmen, sich wieder unter sie zu setzen und an ihrem stillen, einfachen, regelmäßigen Leben theilzunehmen, befiel den aus der Ferne Heimkehrenden mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß alles andere: Scham und Bangigkeit — davor zurücktrat.

Ungestüm riß er die Hausthür auf, durcheilte den Flur und nun — nun stand er auf der Schwelle des Wohnzimmers und streckte, seiner nicht mehr mächtig, die Arme aus mit dem mit brechender, schluchzender Stimme ausgestoßenen Ruf: „Vater, Mutter!“

Und die beiden Alten fuhren in die Höhe und starrten bleich vor Ueberraschung auf den vor ihnen Stehenden. Und nun, die geliebten Züge des Amerikafahrers wiedererkennend, stürzten sie zu ihm hin und umhalsten ihn und küßten ihn unter Freudenthränen. Von Vorwürfen, von Hohn und Spott keine Spur Sie waren ja überglücklich, daß sie ihn wiederhatten, den schon verloren geglaubten lieben einzigen Sohn ....

* * *

Als die ersten Wochen vorüber waren und der Heimgekehrte sich von den Strapazen der Reise erholt hatte, wurde ein Familienrath abgehalten. Das Ergebniß war, daß der Vater sich bereit erklärte, dem Sohn die Mittel, ein Gut von mittlerer Größe zu pachten, zu gewähren. Niemand war froher als Fritz. Nirgends war es schöner als in der Heimath. Fritz Hammer erstaunte selbst, wie sehr ihm die zwei Jahre in der Fremde das Auge für die Vorzüge der Heimath geschärft hatten. Nirgends lachte die Sonne so freundlich, nirgends war der Himmel so blau und nirgends waren die Menschen so gut und ohne Falsch wie in der Heimath.

Zwei Wochen reisten Vater und Sohn in der Provinz herum, um mehrere zur Pacht ausgebotenen Güter zu besichtigen. Endlich entschlossen sie sich für das nächst liegende, das Gut Meldorf, das nur vier Meilen von Elmshorn entfernt lag.

Für Fritz Hammer begann mit der Uebernahme der Pachtung ein arbeitsvolles Leben. Ein treibender Eifer, ein förmlicher Ehrgeiz beherrschte ihn und spornte ihn zu unermüdlicher Thätigkeit an. Es galt ja, sich gleichsam vor seinen Eltern und Allen, die ihn kannten, zu rehabilitiren und sich wieder ihre Achtung und ihre Anerkennung zu erwerben. Es galt, sich des Vertrauens der Eltern würdig zu zeigen und ihnen die

Zinsen des geliehenen Kapitals mit gewissenhafter Pünktlichkeit zu erstatten.

Er war vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Feldern, um anzuordnen und zu inspiciren. Und in den Abendstunden saß er bei den Geschäftsbüchern des Gutes, um auch diese selbst in Ordnung zu halten. Ein freudiger Eifer durchglühte ihn. Er kannte kein Ermüden, kein Ermatten. Der zweijährige Aufenthalt in Amerika hatte ihn gestählt. Auch die arbeitsvollste Thätigkeit in der trauten Heimath war immer noch schöner als das brausende, unruhevolle, ungewisse und gemüthlose Leben in der Fremde.

In dieser nie rastenden Thätigkeit hätte er das ferne Land jenseits des Oceans wohl bald vergessen, wenn ihm nicht durch Suter's und Milli Sommer's Briefe seine amerikanischen Erlebnisse immer wieder in die Erinnerung zurückgerufen worden wären. Adolf Suter schrieb unregelmäßig, in Zwischenräumen, die zuweilen Monate dauerten. Seine Briefe lauteten anfangs wenig erfreulich. Mit dem Naturgas war es ein für allemal zu Ende. Wohl gab es noch einzelne Quellen, die Gas spendeten, aber die Bevölkerung hatte Glauben und Vertrauen zu dem Naturgas verloren. Arm, aber nicht muthlos hatte der junge Techniker die Gas-, Kohlen- und Petroleumregion verlassen. Sein Geschick hatte ihn nach Colorado weit im fernen Westen verschlagen. Hier hatte ihn das „Silberfieber" ergriffen.

Er war mit Haue und Schaufel in die Felsengebirge gezogen als echter und rechter Prospektor und Mineur, auf der Jagd nach dem Dollar Bergabhänge, wilde Schluchten und starre Felswände, Wald und Wüsten nach Silber durchstöbernd. Die Thatsache, daß allein im letzten Jahre vierzig Millionen Dollar Silber, blankes, baares Silber aus Colorado's Bergen gehoben worden waren, daß arme Teufel durch die glückliche Entdeckung einer ergiebigen Silbermine über Nacht zu ungeheurem Reichthum gelangt waren, hatte unter der Bevölkerung des Staats und der Nachbarschaften eine seltsame Epidemie, das „Minenfieber" erzeugt. Alt und jung, Studenten und Cowboys, Männer und Frauen ergriff es und riß es unwiderstehlich mit sich fort. Und mit dem Schnappsack und der Haue machten sie sich auf und zogen nach den schneebedeckten eisumstarrten Höhen, um hier nach Silber zu graben und zu hauen. Viele waren Neulinge, viel waren alt und grau geworden unter den vielen Enttäuschungen und hatten doch die Hoffnung noch nicht aufgegeben, endlich einmal einen reichen Fund zu thun. Es erging ihm wie dem Spieler, dem seine Leidenschaft trotz aller Verluste den heiß erstrebten Gewinn immer wieder vorspiegelt.

Adolf Suter aber hatte sich schon nach den ersten vier Wochen seines nutzlosen Umherstöberns auf sich selbst besonnen. Dem blinden Zufall sich zu überlassen,

war nicht die Art eines ernsten Mannes. Durch Arbeit und Unternehmungslust mußte man das Glück herbeizwingen. Er that sich mit einem gleichgesinnten Mann, den er in Colorado kennen gelernt und der im Besitz einiger Mittel war, zusammen und sie legten gemeinsam eine Mühle an.

Nicht alle Minen brachten ein Vermögen, die meisten Mineure lebten von der Hand in den Mund und erwarben in mühsamer Arbeit ein kärgliches Brot. Auch die Grubenarbeiter, welche im Solde der großen Minenbesitzer standen, erhielten in der Regel statt festen Wochenlohnes einen Antheil am Ertrag der Mine, d. h. einen Theil des geförderten Roherzes. Dieses mehr oder minder silberhaltige Roherz verkauften sie auf eigene Rechnung und darauf beruhte das Unternehmen Adolf Suter's und seines Compagnons.

Des Sonnabends breiteten die Arbeiter auf einem freien Platz vor der Mine ihren Antheil in flachrunden Haufen aus und nun wurde gehandelt und gefeilscht. Ein scharfer Blick gehörte zum Kauf, denn ohne chemische Analyse, allein nach Schätzung wurde gekauft. Die erworbenen Erze wurden in Ledersäcken verpackt und durch Esel oder Maulthiere nach der Mühle gebracht, um hier verarbeitet — bonificirt — zu werden.

Der Gewinn war oft ein erheblicher und das Geschäft nahm immer größere Dimensionen an. Da verbreitete sich eines Tages eine Nachricht durch ganz

Colorado, die auf alle Glücksjäger alarmirend und berauschend wirkte. Hoch in den Felsengebirgen, in einer einsamen Schlucht war in wenigen Wochen eine neue Stadt entstanden. Ein armer Prospektor, ein Mister Credee war auf seinen Irrfahrten hierher verschlagen worden. Er fand zufällig ein Stück Quarz, das reich mit Silber durchzogen war. Sofort grub er einen Schacht und fand eine überaus reiche Silbermine. Da er selbst keinen Cent besaß, so suchte er in Denver den Präsidenten der Denver und Rio Grande-Eisenbahn auf und bot ihm ein Theilgeschäft an. Der Eisenbahnpräsident ging darauf ein und ließ sofort eine zehn Meilen lange Eisenbahn nach der Schlucht bauen. Mister Credee's Glück war gemacht, Sein Antheil an der von ihm entdeckten Silbermine hatte in Kurzem einen Werth von anderthalb Millionen Dollar erreicht.

Ein großer Strom von Abenteurern aller Art ergoß sich nun in das ehemals stille, abgelegene Thal. Auch Adolf Suter machte der Minenstadt einen Besuch. Er kam gerade zu der Zeit an, als eine zweite silberhaltige Mine in Credee von einem armen Teufel entdeckt wurde. Doch der glückliche Mineur hatte kein Zutrauen zu der Ergiebigkeit des von ihm angehauenen Schachtes und bot seine Mine zum Kaufe an. Adolf Suter prüfte das Terrain, telegraphirte seinem Partner und Beide kauften gemeinsam die Mine für den Preis von zehntausend Dollar. Schon das erste halbe Jahr

brachte den beiden glücklichen Spekulanten einen Reinertrag von hunderttausend Dollar . . . So erfreulich auch diese Nachrichten lauteten, welche Adolf Suter seinem Freunde sandte, die von Miß Milli eintreffenden Briefe bereiteten dem in die Heimath zurückgekehrten jungen Oekonom doch eine ungleich tiefere Freude. Schon vier Wochen nach seiner Ankunft in Elmshorn traf der erste Brief aus Boston ein. Miß Milli machte ihm lebhafte Vorwürfe, daß er sich vor seiner Abreise nicht persönlich von ihr und ihrem Vater verabschiedet habe. Sein geschäftliches Unglück bedaure sie, aber dasselbe hätte ihn nicht abhalten dürfen, ihr, bevor er die weite Reise über den Ocean angetreten, noch einmal die Hand zu drücken. Was denn seine geschäftlichen Erfahrungen mit ihrer Freundschaft zu thun hätten? Ob er glaube, daß sein finanzielles Unglück ihrer aufrichtigen Sympathie, der tiefen, unauslöschlichen Dankbarkeit, die sie ihrem Lebensretter schulde, auch nur den geringsten Abbruch thäte? An diese Versicherungen hatte sie allerlei Mittheilungen geknüpft, die ihn interessirten. Miß Pearson und Miß Hunt hätten sich verlobt. Mister Hunt aber, der Bruder der Letzteren, habe nach gewissen niederziehenden, seelischen Erfahrungen eine Weltreise angetreten, um sich zu zerstreuen und die seinem Selbstgefühl geschlagenen Wunden in der Fremde zu heilen.

Fritz Hammer sann lange nach, was diese ein

wenig räthselhafte Nachricht zu bedeuten und warum Miß Milli sie ihm mitgetheilt habe. Das Blut strömte ihm heiß zum Herzen, während ihn der Gedanke durchzuckte, daß diese „niederziehenden seelischen Erfahrungen" Mister Hunt's sich vielleicht auf seine — Hunt's — Beziehungen zu der Briefschreiberin selbst bezögen. Hatte sie dem aroganten Elegant einen Korb gegeben? Und aus welchem Grunde hatte Miß Milli ihrer natürlichen Zurückhaltung und ihrem Zartgefühl diese Mittheilung an ihn abgerungen?

Regelmäßig einmal in jedem Monat schrieb sie und ebenso oft antwortete er ihr. Auf ihre Bitte gab er ihr ein genaues Bild seines Wirkens und Strebens und auch sie unterrichtete ihn über ihr gesellschaftliches und häusliches Leben. Dabei nahm der Ton in ihren gegenseitigen Mittheilungen eine immer herzlichere, wärmere Färbung an. Auch die Vergangenheit wurde in den Kreis der Betrachtungen gezogen und Fritz Hammer konnte nicht hindern, daß die ungestümen Empfindungen und Wünsche von ehemals von Neuem sein Denken und Fühlen beherrschten.

Wenn seine Liebe für die schöne Amerikanerin nur nicht gar so aussichtslos gewesen wäre! Konnte er daran denken, nach Amerika zurückzugehen und um Milli's Hand anzuhalten? Lagen nicht lange Jahre harter, angestrengter Arbeit vor ihm, bevor er es wagen durfte, dem Zuge seines Herzens zu folgen?

Und würde Milli so lange auf ihn warten, auch wenn sie ihm, wovon er nach Cape May und auf Grund ihrer Briefe kaum mehr zweifeln konnte, in aufrichtiger Neigung zugethan war?

Eines Tages — es war ein volles Jahr vergangen — erhielt Fritz Hammer einen Brief, den er kopfschüttelnd wieder und wieder las. Milli theilte ihm mit, daß das vorläufig ihr letzter Brief sei, denn sie trete in Begleitung ihres Vaters eine längere Reise an. Während der Reise aber sei ihr das Briefschreiben lästig und überhaupt habe sie nie viel von Briefschreiben gehalten. Außer im geschäftlichen Verkehr sei das Briefschreiben eine überflüssige Einrichtung. Wenn zwei Leute sich etwas zu sagen hätten, so sollten sie das persönlich thun. Bei den vorgeschrittenen Verkehrsmitteln der modernen Zeit gäbe es ja keine Entfernungen mehr . . .

War sie ihres Briefwechsels mit ihm überdrüssig geworden — so fragte sich der junge Gutspächter unter bangem Herzklopfen — oder wollte sie mit dieser Bemerkung etwa sagen, daß sie nach Deutschland komme, um mit ihm wieder persönlich in Verbindung zu treten?

Fritz Hammer erörterte diese Frage unablässig bei sich. War es denn möglich, war es denn denkbar, daß sie die Initiative ergriff?

Der fleißige, junge Oekonom wurde wieder kopfhängerisch, träumerisch und zerstreut. Er schalt sich

selbst und nannte sich einen unsinnigen, verrückten Phantasten. Vergebens war es, daß er Ableitung in angestrengter Thätigkeit suchte, seine Gedanken wandten sich immer wieder Milli's vieldeutigen Aeußerungen zu. Wenn sie käme, wenn sie wirklich käme!

Heiße Schauer durchrieselten ihn, wenn er sich ihre Erscheinung vergegenwärtigte, ihr von süßestem Liebreiz umflossenes Gesicht, ihre jungfräulich anmuthige Gestalt . . .

Eines Nachmittags, er war eben vom Felde heimgekehrt, promenirte er träumerisch und nachdenklich, wie es jetzt seine Gewohnheit war, in dem großen, rückwärts und zu beiden Seiten des Herrschaftshauses sich erstreckenden Garten. Ein Wagen, der auf der Chaussee herangerollt kam, nahm sein Interesse in Anspruch. Hier auf dem Lande war eine solche Erscheinung in den Wochentagen immerhin etwas, das die Aufmerksamkeit erregte.

Zwei Damen saßen im Fond und auf dem Rücksitz ein Herr. Gewiß Besuch für eine der in der Nachbarschaft ansässigen Gutsbesitzerfamilien.

Schon wollte er sich hinwegwenden, als ein auffallender Umstand ihn festhielt. Eine der Damen erhob sich und sich mit der einen Hand an der Rücklehne festhaltend, stand sie aufrecht in dem offenen Wagen und winkte mit ihrem Taschentuch zu ihm hinüber.

Galt es ihm wirklich? Gewiß! Denn Niemand sonst war in der Nähe. Besuch für ihn? Ja, jetzt erkannte er sie endlich. Elsa war es, seine Schwester. Aber die andere Dame. War es seine Mutter? Nein, denn auch sie erhob sich jetzt, elastisch, jugendfrisch und auch sie schwenkte lebhaft mit dem Taschentuch.

Ein heftiges Zittern befiel den jungen Mann und im Verlaufe weniger Sekunden erblaßte und erröthete er abwechselnd mehrere Male.

Er fuhr sich mit der Hand an die Stirn und an die Augen. Nein, er träumte nicht. Er stand in seinem Garten und da kam seine Schwester und in ihrer Begleitung — ja, sie war es, Milli war es, seine heißgeliebte, angebetete Milli, die über den Ocean gefahren war, um ihn wieder zu sehen.

Und nun hielt er sich nicht länger zurück und mit stürmischen Sätzen war er an der Gartenthür, durch die Pforte und hinaus, dem Wagen entgegen. Der aber hielt jetzt an und den Anderen voraus eilte Milli ihm zu. Und — er wußte nicht, war er es, der zuerst die Arme ausgebreitet, oder war sie es — eine Minute später hielten sie sich umschlungen und sahen einander in die feuchtschimmernden Augen.

„Da Du nicht zu mir kommst, Geliebter," sagte Milli Sommer mit dem schlichten, ungekünstelten Freimuth ihres überströmenden Gefühls, „so komme ich zu Dir."

Fritz Hammer aber ließ sich durch die Gegenwart des Professors, der an Else's Seite eben herantrat, nicht abhalten, sich herab zu beugen und die Geliebte auf die frischen, ihm entgegen kommenden Lippen zu küssen.

XXI.

Fritz Hammer logirte seine Gäste: den Professor Mister Sommer, sowie Milli und Else in die Besuchszimmer des Herrenhauses ein. Die Verlobung zwischen Fritz und Milli wurde am nächsten Tage gefeiert, nachdem der junge Gutspächter einen Wagen nach der Stadt entsandt hatte, der seine Eltern herausbrachte.

Vier Wochen lang weilte der Professor und Milli, die rasch mit Else einen innigen Freundschaftsbund geschlossen, auf dem Gute. Es war eine Zeit ungetrübter, reiner Freuden und in dem beständigen Zusammensein im trauten, kleinen Kreise gestaltete sich das Verhältniß der beiden Verlobten zu einander auf's innigste und herzlichste. Von den unliebsamen Erlebnissen und Erfahrungen der Vergangenheit war nie zwischen ihnen die Rede, bot doch die Gegenwart so viel Schönes und Süßes und war es doch für sie eine höchst angenehme Beschäftigung, sich das Glück der Zukunft in den rosigsten Farben auszumalen.

Endlich traten die amerikanischen Gäste die Heimreise an. Fritz Hammer und Else schlossen sich ihnen an, denn die Hochzeit, so war beschlossen worden, sollte jenseits des Oceans, in Boston stattfinden. Der alte Herr Hammer siedelte mit seiner Gattin nach Meldorf über, um während der Abwesenheit seines Sohnes die Bewirthschaftung des Gutes zu leiten.

In New York erwartete Adolf Suter, der von seinem Freunde brieflich von der Verlobung in Kenntniß gesetzt worden, die Reisegesellschaft. Man nahm ein paar Tage Aufenthalt, um Else Hammer mit den Sehenswürdigkeiten der amerikanischen Metropole bekannt zu machen. Adolf Suter erwies sich als ein liebenswürdiger Führer der Gesellschaft, und er bot alle seine gesellschaftliche Gewandtheit auf, um sich der schönen, jungen Landsmännin, die mit ihrem Bruder die Zartheit der Gesichtszüge und das bescheidene, einnehmende Wesen theilte, angenehm zu erweisen. Else Hammer aber brachte dem Freunde ihres Bruders eine von tiefer Dankbarkeit durchdrungene Verehrung entgegen, wußte sie doch, wie viel Gutes er dem armen Fritz in der traurigsten Periode seines Lebens erwiesen.

Die Hochzeit fand einen Monat später in Boston mit allem Pomp statt. Miß Pearson und auch Miß Hunt waren mit ihren Verlobten erschienen. Mister Hunt dagegen war von seiner Weltumsegelungsreise

zu der ihn der von Milli Sommer empfangene Korb veranlaßt hatte, noch nicht zurückgekehrt.

Adolf Suter war Else Hammer's Tischnachbar und wenn man nach ihren strahlenden Gesichten und glänzenden Augen urtheilen durfte, so unterhielten sich die Beiden vortrefflich mit einander.

Leider hatte Milli's einziger Bruder, der als Offizier in einem Fort des fernen Californien stand, an der Feier nicht theilnehmen können. Es war deshalb vereinbart worden, daß man kurz nach der Hochzeit dem durch Berufspflichten in der Ferne Festgehaltenen einen Besuch abstatten und ihm so Gelegenheit geben würde, seinen Schwager kennen zu lernen. Adolf Suter, der sich ebenso wie Else und Professor Sommer an dem Ausflug betheiligten, hatte dafür gesorgt, daß man einen großen Theil der Reise unter den angenehmsten Verhältnissen zurücklegen konnte. In Chicago bestieg man einen Extrazug der Great Western Railroad.

George Willert hatte eine Anzahl von Journalisten und Großindustriellen eingeladen, der feierlichen Eröffnung der endlich fertig gestellten Eisenbahnlinie beizuwohnen.

Der gewandte, smarte Eisenbahn-Präsident hatte für den Comfort seiner Gäste in einer Weise gesorgt, die einhellige Begeisterung erweckte.

Man lebte in den Palastwagen der Great Western Railroad wie in einem Eldorado. Die Speisetafel bot

Delikatessen aller Nationen in verschwenderischer Auswahl und für Unterhaltung aller Art war in ausgiebigem Maße Sorge getragen. Die Reise führte durch entzückende Gegenden, deren Anblick bei jedem für Naturschönheiten Empfänglichen einen wahren Enthusiasmus hervorriefen. Kein Wunder, daß die der Bahn und ihrer Verwaltung anhaftenden Mängel und Unvollkommenheiten in dem Zustand innigsten Wohlbehagens, in dem sich die Reisegesellschaft während der ganzen Fahrt befand, gar nicht bemerkt wurden. Am Endpunkt der Route begrüßte ein paradiesisch gelegenes Städtchen die Reisegesellschaft — Tacoma — das am Meeresbusen gelegen und von fruchtbarster Vegetation umgeben, alle Vorbedingungen für eine großartige Entwickelung von Landwirthschaft und Industrie erfüllte.

Neben allen diesen Annehmlichkeiten sorgten feuriger Chateau La Rose und die anderen Bordeaux-Weine, die der Proviantwagen der Eisenbahngesellschaft in ausgezeichnetster Qualität mitführte, dafür, daß die unterwegs geschriebenen Zeitungsberichte auf's rosigste gefärbt waren . . . Auch unsere Reisende waren von George Willert's Geschick und liebenswürdiger Gastfreundschaft aufrichtig entzückt und als sie sich in Tacoma von ihm verabschiedeten, wünschten sie der Great Western Railroad aus vollem Herzen allen Erfolg.

Der kluge Eisenbahnpräsident lächelte, während er sich bedankte.

„Heute schon," sagte er, „ist die Great Western Railroad in Aller Munde, alle großen Zeitungen der Welt bringen Berichte über den glänzenden Verlauf der Eröffnung der neuen Riesen-Eisenbahnlinie. Binnen Kurzem werden die Aktien der Gesellschaft an allen Börsen Amerikas und Europas gehandelt werden."

Und der große Finanzier hatte Recht. Allein in Deutschland wurden Millionen in Aktien der Great Western Railroad angelegt und — verloren . . .

Wenn auch der Comfort vom Fort Washington, der Garnison Lieutenant Sommer's, sich mit dem des Palastwagen der Great Western Railroad nicht messen konnte, so waren es doch genußreiche Tage, die die kleine Reisegesellschaft unter den Offizieren des Fort verlebte. Acht Tage hielt man sich im Fort Washington auf und brachte den größten Theil dieser Zeit mit Ausflügen in die interessante Umgebung hin.

Auf der Rückreise nach dem Osten machte man einen großen Umweg durch die westlichen Staaten. Auch dem Indianer-Territorium stattete man einen Besuch ab. Fritz Hammer war erstaunt über die ungeheueren Veränderungen, die seit der Eröffnung des Cherokee Strip's hier geschehen waren. Auf dem Prärieboden, wo vor ungefähr zwei Jahren das Blut der um die Heimstätten ringenden Glücksjäger geflossen, erhob sich heute eine blühende Stadt — Guthrie —

die bereits eine Einwohnerschaft von zwanzigtausend Seelen in sich vereinte.

Der Stamm der Cherokee-Indianer war weiter hinausgedrängt. Fritz Hammer und Adolf Suter konnten sich nicht versagen, nach dem Indianergebiet einen Ausflug zu machen. Die Damen ließen sie in Guthrie im Schutz des Professors zurück. Die beiden Ausflügler erstaunten nicht wenig. Sie hatten geglaubt, ein Zeltlager mit rauchenden Wigwams zu finden und nun war es eine kleine Stadt, die sie erblickten, mit einer aus Ziegelsteinen erbauten Kirche und einem ebenfalls massiv aus Steinen errichteten kleinen Rathhause. Die übrigen Häuser allerdings präsentirten sich lediglich als elende Bretterbuden.

Die beiden Besucher hielten es für angezeigt, dem Bürgermeister der Cherokee-Stadt ihre Hochachtung zu bezeugen. Seine Ehren ruhte bequem in einem thronartigen großen Sessel, während zwei Schreiber an einem Tisch emsig bei der Arbeit saßen.

Die beiden Eintretenden waren wie vom Donner gerührt und das Begrüßungswort blieb ihnen in der Kehle stecken, als sie in dem Lenker der Indianerstadt ihren ehemaligen Reisegenossen, den Spitzbuben und Räuber Karl Stockmann erkannten. Der Herr Bürgermeister aber verlor seine Ruhe und Gelassenheit nicht einen Augenblick. Herablassend mit der Hand winkend,

sagte er mit der Würde eines Potentaten: „Gentlemen, ich freue mich Sie zu sehen. Nehmen Sie Platz!“

Erst als er seine beiden Untergebenen hinausgesandt hatte, rief er lebhaft in seiner früheren Rowdie-Manier: „Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht meine lieben, guten Freunde Suter und Hammer sind, Willkommen boys! Wie? Ich habe Carrière gemacht! Ja, ja, dieses Amerika ist ein großartiges Land! Aber woher wußten Sie —?“

„Wir wußten garnichts,“ entgegnete Adolf Suter, der sich schnell gefaßt hatte und der diese unerwartete Begegnung mit dem Strolch mit Humor aufnahm. „Nicht die geringste Ahnung hatten wir, daß wir einen alten Bekannten auf dem Bürgermeisterstuhl der Cherokeestadt finden würden. Wie kommen Sie denn hier unter die Indianer und wie kommen Sie als Fremder zu der Ehre, hier zum Bürgermeister gewählt zu werden?“

„Sie irren, ich bin Mitglied des Cherokeestammes,“ gab der Gefragte mit vielem Selbstgefühl zurück.

„Mitglied eines Indianerstammes?“

„Allerdings und zwar durch Heirath. Ich bin, wie Sie mich hier sehen, glücklicher Gatte einer indianischen Squaw.“

Die beiden Freunde zeigten überraschte und nichts weniger als bewundernde Miene. Der Bürgermeister der Cherokeestadt aber erklärte ohne jede Spur eines Schamgefühls: „Das ist hier garnicht so Seltenes. Sie

finden unter den Cherokees alle Nationen vertreten: Irländer, Russen, Deutsche, Italiener, Skandinavier, Chinesen und Neger. Nach indianischem Gesetz nämlich nimmt die Squaw, die einen Fremden heirathet, nicht die Nationalität ihres Mannes an, sondern der Gatte erwirbt die Zugehörigkeit zu dem Stamm, dem die Squaw angehört. Und so bin ich Cherokee geworden, und das ist gar kein schlechtes Geschäft. Dank der vielen Millionen, die die Vereinigte-Staaten-Regierung den Cherokees für ihre Jagdgründe bereits bezahlt hat und noch bezahlt, sind die Cherokees die reichste Nation der Welt. Jeder Cherokee hat eine jährliche Rente von über sechshundert Mark, ohne daß er eine Hand dafür zu regen braucht. Begreifen Sie nun, warum ich eine Cherokee geheirathet habe?"

Die beiden Freunde begriffen und sie hatten Mühe, ihre Empfindungen zu verhehlen. Es war ihnen unmöglich, länger ungezwungen mit dem ehemaligen Rowdie und jetzigen Haupt der Cherokeestadt zu plaudern. Sie verabschiedeten sich, die Einladung des Bürgermeisters, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, kurz ablehnend.

In den Straßen der Cherokeestadt begegneten ihnen viele sonderbare Typen des Cherokeestammes: Neger mit chinesischen Schlitzaugen und indianischer Adlernase, Indianerinnen mit krausem Negerhaar und breiten Stumpfnasen. Das ganze heutige Cherokee-

geschlecht schien ein Gemisch der verschiedensten Nationen der Welt zu sein. Dabei waren es entsetzlich häßliche Erscheinungen, besonders unter den Frauen, die um so grotesker wirkten, als sie sich durchaus modern gekleidet hatten und Strohhüte mit Blumen und Seidenbändern trugen und ihre plumpen, breiten Füße in hochhackige Schuhe gezwängt hatten . . . . . .

Vier Wochen später rüstete sich das junge Ehepaar zur Heimkehr nach Deutschland. So schwer auch der jungen Frau die Trennung von dem Lande ihrer Geburt wurde, sie machte nicht einmal einen Versuch, ihren jungen Gatten zu bestimmen in Amerika zu bleiben. Sein Beruf und mehr noch sein Charakter wiesen ihn nach Deutschland hin. Er war im Innersten seines Wesens zu sehr Deutscher, als daß er sich jemals in Amerika glücklich gefühlt hätte.

Dagegen war es Milli Sommer gelungen, ihren Vater zu veranlassen, seine Entlassung zu nehmen und in die alte Heimath zu übersiedeln. Der Professor hatte gern eingewilligt, denn er hatte sich in den Jahren seiner Wittwerschaft zu sehr an seine Tochter gewöhnt, als daß er ihre liebevolle Fürsorge hätte entbehren mögen. Das ansehnliche Vermögen, das er im Laufe der Jahre von seinem hohen Gehalt erspart hatte, erlaubte ihm, ohne materielle Sorge ganz nach seiner Neigung zu leben. Else Hammer sehnte sich zwar nach der Heimath und den Eltern zurück, aber

sie machte ein nichts weniger als vergnügtes Gesicht, als sie sich mit den Andern, denen Adolf Suter das Geleit gab, nach Hoboken an Bord eines Hamburger Dampfschiffes begab. Ja, sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, als der Dampfer endlich abstieß, während der zurückbleibende Adolf Suter mit seinem Taschentuch die letzten Abschiedsgrüße hinüberwinkte.

Eine freudige Ueberraschung wurde ihr zu Theil, als sie in Elmshorn ankommend, eine Depesche von Suter vorfand, der telegraphisch von Amerika aus die in der Heimath Landenden, besonders aber sie zur glücklichen Heimkehr beglückwünschte.

Sechs Monate später ereignete sich etwas noch Ueberraschenderes. Adolf Suter kam selbst in eigener Person. Eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Heimath habe ihn plötzlich befallen und ihm keine Ruhe mehr gelassen. Daß es speciell die Sehnsucht nach ihr war, die ihn über den Ocean getrieben, gestand er Else schon am nächsten Tage. Der Verlobung folgte schon nach drei Monaten die Hochzeit des glücklichen jungen Paares.

Es war ein fürstliches Geschenk, das Adolf Suter seiner jungen Frau am Hochzeitstage machte, indem er ihr den auf ihren Namen ausgestellten Besitztitel über das Gut Hammersfelde übergab, das Familiengut, das der Familie Hammer vor Jahren verloren gegangen war und das Adolf Suter in aller Stille zurück-

erworben hatte. Die Bewirthschaftung übernahm Fritz Hammer neben seiner Pachtung.

Die Hochzeitsreise machte das junge Paar nach Amerika. Seinen Antheil an der Silbermine in Credee, die immer reichere Erträgnisse lieferte, verkaufte Adolf Suter an ein Consortium von Kapitalisten für drei Millionen Mark. Dann kehrte er endgiltig nach Deutschland zurück, um in der Heimath ein großartiges Eisenwerk anzulegen. Es handelt sich für ihn dabei nicht um den Jagd nach dem Dollar — denn für seine bescheidenen Bedürfnisse besaß er mehr als genug — sondern um die Bethätigung seiner Schaffenskraft und seines Unternehmungsgeistes, um ernste, nützliche Arbeit.

Urtheile der Presse
über
Arthur Zapp's Werke.

„Die Frau des Dichters."

„Deutsche Revue". . . . . Auf derselben Höhe wie dieses Werk steht Arthur Zapp's „Die Frau des Dichters", ein erschütterndes Bild aus dem Leben eines deutschen Dichters. Der Verfasser hat damit ein Seitenstück zu seinem Roman „Frau Lieutenant" geliefert. Wie dort das Elend einer armen Offiziersehe geschildert wird, so hier das einer armen Dichterehe, und beidemale ist es die Frau, die mit stillem Heroismus die ganze Last dieses Elends trägt und dem Gatten das Leben nach Kräften zu erleichtern und zu verschönern sucht; der Gattin des Lieutenants gelingt es auch; die des Dichters erliegt dem Elend, ein Opfer ihrer Liebe und Pflichttreue Dieser Roman wird wohl auf alle Leser, die mitzufühlen verstehen, einen tiefen Eindruck machen, auf niemand aber einen so tiefen wie auf die, die das Poetenelend aus Erfahrung kennen: auf deutsche Schriftsteller.

„Der neue Don Quixote."

„Neue Fränkische (Kreuz-) Zeitung". Von den in der letzten Zeit erschienenen „sozialen Romanen" ist dieser einer der besseren. Er hat das vor anderen voraus, daß er sich ganz und gar auf den Boden der thatsächlichen Verhältnisse stellt und kein Programm zu entwickeln sucht. Der Verfasser hat gute Studien in Berliner Arbeiterkreisen und in den Verhältnissen der „Lampenbranche" gemacht. Die Volksscenen sind denn auch besonders gut gelungen.

„Dresdner Anzeiger". Der Roman enthält viele der Wirklichkeit gut nachgeschriebene Scenen und lebenswahre Typen von Arbeitern und Fabrikanten. Auch die Liebesgeschichte des jungen Fabrikherrn, seine Schwärmerei für die leichtsinnige Arbeiterin und die Rückkehr zur Aristokratie ist, ganz abgesehen von der Tendenz, eine innerlich lebensechte Schilderung.

„Der Bär". Der Verfasser hat das Volksleben gut beobachtet, die einzelnen Gestalten entbehren nicht der Lebenswahrheit, und namentlich die Schilderung des Treibens in der Fabrik ist ihm vorzüglich gelungen.

„Ein Lieutenant a. D."

„Berliner Tageblatt". . . . . ein Konflikt, den Arthur Zapp in seinem neuen Buche „Ein Lieutenant a. D." weit schärfer angefaßt und viel wuchtiger ausgestaltet hat

Sehr weit entfernt sich Zapp nicht von seiner „Offiziersehre", die vergangenes Jahr erschienen ist, er variirt im Grunde nur die frühere Idee. Aber er schafft frei aus einer lebendigen Phantasie und bringt Menschen von Blut und Fleisch auf die Beine. Der Offizier, der ein Verhältniß mit der Schwester eines Soldaten seines Zuges hat, vor der Front mit dem Bajonnet attakirt wird, dann unter seinen Schulden zusammenbricht und nach Amerika geht, ist ein wahrhaftiges Stück Wirklichkeit. Der Klub „der alten Kameraden" in New-York, wo sich der Kellner Graf X, der Pferdebahnschaffner Baron Y. und der Nähmaschinenagent v. Z. allwöchentlich Rendezvous geben, ist mit feinem resignirenden Humor geschildert.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig

26.1

137755/62

27741